G. H. Zoerner C

Mat: —— " — 20

Lig: —— " — 5

18

Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schroeckh,
ordentlichem Lehrer der Dichtkunst auf der Universität Wittenberg.

Dritter Theil.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1772.

24824

Vorrede.

Man hat bey dem zweyten Theile dieses Werks zu bemerken geglaubt, daß es offenbar anfange, von seiner ersten Bestimmung abzuweichen. Es enthält, hat man gesagt, mehr genaue und weitläufige Untersuchungen, als eine Erzählung für alle nachdenkende Christen, aus welcher sie sehen könnten, wie sich eine so sonderbare Religion, als die christliche ist, mitten in einer theils verwilderten, theils raisonnirenden Welt habe befestigen und ausbreiten können; was dazu nach der damaligen Lage der Welt beförderlich ge-

wesen, welche Hindernisse ihr entgegen gestanden, durch welche Mittel sie gehoben worden, ja wie die Kirche selbst durch die Hindernisse gewachsen; wie endlich aus einer unterdrückten und verfolgten Religion nach und nach die herrschende entstanden sey. Auf die Nachricht, was dieser oder jener christliche Lehrer geschrieben, was die Irrlehrer vor seltsame Meinungen gehegt haben, und dergleichen mehr, kommt es hierbey nicht an. Alles sollte in diesem Buche aus dem eigentlichen Stoff der Begebenheiten, nichts von Nebenumständen und außerwesentlichen Veränderungen hergenommen seyn: und Gelehrsamkeit besonders ist hier übel angebracht.

Ich will mich über dieses alles — nicht vertheidigen — nur aufrichtig erklären. Nie war es meine Absicht, die christliche Kirchengeschichte bloß für Ungelehrte, auch im edlern Verstande, (denn man kann ohne Gelehrsamkeit seyn, und doch viel Scharfsinn und reife Urtheilskraft besitzen,) zu schreiben. Hätte ich dieses versucht, so würde schon der größere Theil der Einleitung, und besonders dasjenige, was darinne von den Schriftstellern gesagt ist, unnütz gewesen seyn. Dieses Werk sollte ein Handbuch für solche Leser werden, die entweder nach der eigentlichen theologischen Wis-

senschaft nicht trachten; oder die christliche Geschichte anders als bloß zum theologischen Gebrauche abgefaßt, vor sich haben möchten. Die Forderung, welche man von mehrern Seiten an mich that, und die ich auch erfüllte, die Quellen und Hülfsmittel der Erzählung bey jeder erheblichen Begebenheit oder Person beyzufügen, verrückte diesen Entwurf eben noch nicht. Aber manche angehende Freunde der Theologie wurden gewahr, daß sie nach dieser Einrichtung das Buch ebenfalls nützen könnten: ich selbst fieng an, auf sie zu sehen, und überredete mich, es sey möglich, zugleich auch für sie zu schreiben. Wenn man in einem Buche mehrere verschiedene Absichten zugleich zu erreichen sucht, so erreicht man meistentheils entweder nur Eine, oder gar keine. Die Leser mögen urtheilen, ob es mir auch so ergangen sey.

Zum wenigsten habe ich mich bisher nicht vorsetzlich von demjenigen Bilde entfernet, das nach meinem Wunsche sich in dieser ganzen Geschichte zeigen sollte. Sie soll im steten Zusammenhange der Zeitfolge, und in der Verbindung zwischen den Begebenheiten selbst, alle große und merkwürdige Veränderungen, welche die christliche Religion seit ihrem Aufkommen betroffen haben, freymüthig ab-

schildern, und aus der Verfassung der Welt, den Neigungen und Sitten der Menschen, den Gesinnungen ihrer Freunde und Feinde, erklären. Wie dieses ausgeführt werden müsse, darüber kann man viele scharfsinnige Vorschriften ertheilen, wie es auch geschehen ist. Allein man muß zugleich zeigen können, daß es nicht unmöglich sey, dieselben zu beobachten. So würde es freylich eine lehrreiche Nachricht seyn, die Bewegungen zu beschreiben, welche die christliche Religion gleich Anfangs bey den Heiden von jeder Gattung, und in der großen Welt überhaupt, hervorgebracht hat. Die Armuth aber der vorhandenen Nachrichten erlaubt beynahe nichts mehr, als Vermuthungen darüber zu wagen. Von diesen findet man die wahrscheinlichsten im Eingange des gegenwärtigen Bandes: und die würklichen historischen Spuren von diesem Gange der Religion durch die Welt, sind ebenfalls, so selten sie auch sind, hier ausgezeichnet worden. Mehr zu thun in einer Geschichte, bin ich wenigstens nicht im Stande.

So gehört es auch vorzüglich zur Erfüllung meines Endzwecks, die Geschichte und die Meinungen sowohl der christlichen Lehrer als der sogenannten Ketzer getreu darzustellen. Die Schicksale der

Reli-

Religion selbst erhalten von beyden Seiten ein sehr reichliches Licht. Diejenigen, welche man rechtgläubige Lehrer nennt, haben ihre Gestalt, ihren Vortrag, ihre Anwendung auf so mancherley Art ausgeschmückt und verändert; auch ihre Handlungen haben einen so merklichen Einfluß auf den Zustand der Religion gehabt, daß man von ihnen fast das wichtigste und meiste in dieser ganzen Geschichte herleiten muß. Auf der andern Seite ist die Kenntniß der ketzerischen Lehren in der Geschichte des Christenthums gleich unentbehrlich, weil sie ebenfalls neue Erscheinungen waren, in welchen man diese Religion aufzutreten nöthigte, und oft solche, über welche sich dieselbe nicht mehr zu beschweren hatte, als über den Eifer ihrer vermeinten Kenner und Freunde.

Eben dieses läßt sich auch von manchen andern Theilen der Erzählung behaupten, die man beym ersten Blicke vor geringe Vorfälle und Nebenumstände halten dürfte, und die doch mit der eigentlichen Religionsgeschichte genau verknüpft sind. Aus allem diesem aber ist es schon begreiflich, warum viele Stellen des Werks weitläufiger ausgefallen sind. Man kann dazu noch andere Ursachen setzen. Für die bestimmten Leser

des Buchs gehört manche ausführlichere Untersuchung, die für andere und auch zu andern Zeiten, überflüßig wäre. Jetzt, da so sehr viel über die wichtigsten Religionsfragen in deutscher Sprache geschrieben und gestritten wird; da selbst die Kanzeln so häufig von theologischen Streitigkeiten, sogar mit Lehrern von Einer Kirchengemeinschaft, erschallen, und doch zugleich der Untersuchungsgeist immer allgemeiner wird, sich immer schwerer mit hergebrachten Aussprüchen befriedigen läßt; jetzt wird es desto nothwendiger, auch einzele Punkte in der christlichen Geschichte, frey von eigennütziger oder polemischer Absicht, sorgfältig aufzuklären. Dieses ist unter andern und am vorzüglichsten in Ansehung des Zustandes des christlichen Glaubens, wie man ihn in den Schriften der Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte findet, geschehen. Die langen Auszüge, die sonderlich in diesem dritten Bande aus denselben vorkommen, schienen mir eben zu meinem Endzwecke unentbehrlich zu seyn. **Tertullian** konnte vor andern diese Bemühung fordern: er, der gemeiniglich weit mehr citirt, gelobt oder getadelt, als gelesen wird. Es wäre Unbescheidenheit, meinen Lesern zu sagen, wozu ihnen diese Auszüge dienen werden. Aber die Anfänger in der theologischen Gelehrsamkeit ersuche

che ich zu glauben, daß sie ihnen nicht deswegen in die Hände gegeben werden, um die Stelle des Lesens der alten Kirchenlehrer bey ihnen zu vertreten; sondern vielmehr, um sie durch diesen Vorschmack zu reizen, sich mit denselben desto vertrauter bekannt zu machen. Ohnedieß muß man darüber erstaunen, daß über so viele mittelmäßige neuere Lehrbücher Vorlesungen gehalten werden: und beynahe gar keine über die Schriften der ersten Lehrer des Christenthums.

Auch in diesem Theile habe ich nichts in der bloßen Absicht geschrieben, um Gelehrsamkeit zu zeigen; alles nur, weil es mir zu der Bearbeitung dieser Geschichte nöthig und nützlich vorkam. Viele Schriftsteller insonderheit sind nirgends gehäuft worden. Dieses leere Geräusche kann man jetzt sehr leicht machen. Selbst die Kirchenväter habe ich mehr zu brauchen gesucht, als eine Menge einzeler Stellen derselben angeführt. Es kostet wenig Mühe, aus **Lardnern** und andern bekannten Schriftstellern große Bücher, voll von Patristischen Stellen, über den Canon des Neuen Testaments, oder über andere Materien, zusammenzutragen; aber bey einer solchen Methode entgeht man dem Unglücke niemals, in grobe Fehler des Urtheils über die

Geschichte und den Lehrbegriff der alten Kirche zu verfallen.

Ich entschuldige übrigens die Verzögerung von dem Abdrucke dieses Bandes nicht. Es ist gewiß, daß ich diesem Werke alle Zeit wiedme, deren ich mächtig bin, ohne gleichwohl auf Eilfertigkeit bedacht zu seyn. Aber es ist nicht weniger gewiß, daß die Schicksale meines Lebens alle meine schriftstellerische Neigung täglich mehr entkräften. Sie regte sich bisweilen bey mir in einem hohen Grade; jetzt fühle ich nur das Gesetz einer öffentlich eingegangenen Verbindlichkeit, — und keinen Trieb als nach der Ruh'. Wittenberg, am letzten September des Jahrs 1772.

Christliche Kirchengeschichte.

Dritter Theil.

Fortsetzung
der
ausführlichen Geschichte
des
ersten Zeitraums.

Zustand der Christen
unter
Antonin dem Frommen.

Mehr als hundert Jahre waren nun verflossen, seitdem Jesus seine Religion den Menschen bekannt gemacht hatte. Seine ersten Schüler waren alle aus der Welt gegangen; aber ihre Schriften unterrichteten sie noch immer: viele Tausende in den zween volkreichsten und blühendsten Welttheilen, die ihre Lehren angehört hatten, lebten noch, und pflanzten dieselben glücklich fort: endlich hatten auch alle Umstände, unter welchen dieser Glaube bisher ausgebreitet worden war, das Ansehen desselben befestigt und vergrößert. Ueberhaupt genommen, stritten die Christen noch nicht darüber, was zu ihrer Religion gehöre, und wie sie erklärt werden müsse; gleichwohl zeigte die Leichtigkeit, mit welcher verschiedene Partheyen, die ihre Meinungen und Einfälle an die Stelle des Christenthums setzten,

bey einer Menge von Christen Eingang fanden, daß diese zum Theil schwach und neugierig genug wären, um, neben den einzigen glaubwürdigen Lehrern und Auslegern ihrer Religion, noch andern zu folgen, die es offenbar nicht verdienten. Diejenigen unter ihnen, welche sich diesem schnell ausbrechenden Verfalle am eifrigsten, und doch mit einer Mäßigung, die den Irrenden gebührt, widersetzten, indem sie eine richtigere öffentliche Anweisung zur Kenntniß des christlichen Glaubens gaben, waren noch größtentheils ihres Namens und Amtes würdig. Fast immer ohne Gelehrsamkeit, Witz und Beredsamkeit, dienten sie den Christen nur als geübte Kenner ihrer Religion, als wachsame Vertheidiger derselben, und als Beyspiele ihrer Vorschriften. Diese Religion, die noch nicht mit vielen Cärimonien überladen war, blieb auch bey den meisten Christen heilsam in ihren Würkungen, und noch die tröstlichste Begleiterinn in allen Auftritten ihres Lebens. In den Mitteln, durch welche sie beliebt und ehrwürdig gemacht werden könnte, hatten zwar ihre Verehrer bisweilen angefangen zu irren; allein noch wurde sie wenigstens von denselben nicht zur Bedeckung ihrer Leidenschaften und Laster frech gemißbraucht. Ihr Vortrag insonderheit, und die Art sie zu erlernen, waren noch so ungekünstelt, daß menschliche Zusätze und Veränderungen desto weniger in sie einzudringen vermochten.

Sie war bis auf diese Zeit von sehr vielen Juden und Heiden, vermuthlich aber von den letztern in einer etwas geringern Anzahl, angenommen worden. Der Weg, auf welchem sie diesen Fortgang immer noch behauptete, war ohngefähr eben derselbe, den sie gleich Anfangs betreten hatte: sanfte Unterweisung durch Gründe, Wunder und Tugenden unterstützt; von allen Seiten aber mit Hindernissen umgeben, die nicht durch Gewalt auf die Seite geschaft, sondern durch gleich gelinde

und

und rühmliche Mittel waren gehoben worden. Unter dem jüdischen Volke, das lange auf sie vorbereitet war, hatte sie eine desto allgemeinere und lebhaftere Bewegung gestiftet: selbst die Schicksale desselben, und seine Versuche gegen diese Religion, hatten nur dazu gedient, ihm dieselbe noch dringender zu empfehlen. Weniger kannten sie die Heiden, und sie waren auch weniger geneigt, sie zu kennen: eine Religion, welche die ihrige von Grund aus zerstörte; nichts mit andern Religionen gemeines, und gar keine äußerlichen Reizungen der Pracht oder des feinen Geschmacks, der damals herrschte, an sich hatte; mitten aus einem verachteten Volke gekommen war, und um so viel leichter dem ebenfalls geringgeschätzten Glauben desselben an die Seite gesetzt wurde; die von keinen ansehnlichen Männern, oder gelehrten und sinnreichen Schriftstellern, vorgetragen ward; die den schönen Künsten, deren sie bey ihrer Ausübung nicht benöthigt war, auch vielen Arten des öffentlichen Gewerbes, nachtheilig; dem Staate aber, dessen Religion sie entgegen gesetzt war, indem sie zu heimlichen Zusammenkünften Gelegenheit gab, sogar gefährlich zu werden schien; die sich auf Erzählungen gründete, welche die Heiden aller dieser Ursachen wegen der Untersuchung nicht werth hielten; die aber auch Begriffe von Gott, und Lehren von seinem Dienste enthielt, welche ihnen nicht gefallen konnten.

So dachten bisher die Kaiser von dem Christenthum: ihnen war der Ursprung und die Geschichte desselben nicht ganz unbekannt; allein sie glaubten nicht, daß sie sich um die Lehren und die Verfassung einer schwärmerischen und dem Reiche schädlichen Parthey, wie sie ihnen abgebildet worden war, noch genauer bekümmern müßten; und doch bezeigten sie zuweilen Nachsicht und Billigkeit gegen diesen Theil ihrer Unterthanen, wenn er weniger schlimm befunden ward, als

ihn das gemeine Vorurtheil machte. Wie weit es ihnen möglich gewesen wäre, diese in ihrem Reiche vor nicht langer Zeit entstandene Religion, bey deren Kenntniß sie sich vielleicht, wie bey unzählichen andern Begebenheiten, nur auf die einstimmigen und wahrscheinlichen Berichte mehrerer verlassen mußten, besser einzusehen und zu schätzen, kann die Geschichte nicht bestimmen. Ihr Hof, ihre Staatsbedienten, Statthalter und Unterobrigkeiten waren nicht viel anders gegen die Christen gesinnt. Diese hatten oft nähere Gelegenheiten, dieselben nebst ihrer Religion kennen zu lernen, und manche unter ihnen bedienten sich derselben mit vieler Rechtschaffenheit in ihrem Betragen; aber ordentlich sahen sie doch diese Gesellschaft von Menschen als eine Feindinn des Staats und Störerinn der allgemeinen Glückseeligkeit an: von den ersten Vorstellungen und der Stimme des großen Haufens hingerissen, glaubten sie, es sey sicherer, mit den Christen nach Bewegungsgründen der Staatsklugheit zu verfahren, als eine ihnen nicht anbefohlne Erforschung der Wahrheit in den Lehrsätzen desselben anzustellen. Der gelehrte und witzige Heide war bisher fast durchgehends entweder gleichgültig gegen das Christenthum geblieben; oder er hatte über dasselbe gespottet. Als einen philosophischen Lehrbegriff konnte er es nicht betrachten; als eine neue Religion aber rechnete sie der Weltweise nur unter die vielfachen Meinungen der Völker von den Göttern, auf welche er stolz herabzusehen pflegte. Sehr wenige Männer von einer Wissenschaft, wie sie damals von den Griechen und Römern hochgeschätzt wurde, waren noch Christen geworden: und auch diese wenigen verbanden ihre Gelehrsamkeit nicht mit den Lehren dieser neuen Religion, um sie dadurch den Heiden angenehmer zu machen. Es scheint daher, daß sich diejenigen unter den Heiden, welche zur Prüfung und Beurtheilung des Christenthums alle ihre Kräfte hätten anwenden sollen,

gerade

gerade am nachläßigsten bis auf diese Zeit damit beschäftiget haben. Alle übrige, und der Pöbel vornehmlich, haßten die christliche Religion: sie anstatt der heidnischen zu bekennen, war eine überaus schwere Forderung für Leute, die dem Aberglauben, auch ihres Unterhaltes und Eigennutzes wegen, hitzig ergeben waren, und begierig alles ergriffen, was zur Beschimpfung der erst erwachsenen Parthey erzählt oder nur geargwohnt wurde.

Es hatte also zwar um diese Zeit das Ansehen, daß sich die Religion Jesu im Römischen Reiche erhalten und befestigen; aber noch nicht, daß sie an dem edlern Theil der Bewohner desselben viele Beschützer und Freunde finden, daß sie auch einige gewöhnliche menschliche Hülfsmittel zu ihrem Dienste gebrauchen, das Heidenthum gänzlich überwältigen, und einst die herrschende Religion im Reiche werden würde. Man konnte vielmehr vermuthen, daß sie ohngefähr innerhalb der bisherigen Gränzen eingeschränkt, nur immer hauptsächlich das Antheil derer seyn dürfte, die nicht den Ruhm der Gelehrsamkeit, des Scharfsinnes und des erhabnen Geschmacks, sondern bloß des gesunden Verstandes, suchen; daß sie stets dem lasterhaften Theil der Welt zu strenge, dem abergläubischen zu einfach und zu geistig; dem weisen und bessern aber, das heißt, dem kleinsten Theile, doch anstößig in ihrem Ursprunge, und in ihren ersten Anhängern, vorkommen möchte. Wenn man den damaligen Zustand dieser Religion mit der Geschichte der jüdischen und heidnischen verglich: so konnte man ihr auch nicht die glänzendesten Schicksale in der Zukunft versprechen. Die Juden hatten die ihrige nicht weniger herrlichen und häufigen Offenbarungen Gottes zu danken, als die Christen: sie war viele hundert Jahre durch die zahlreichsten Wunder bestätigt, und durch Männer von außerordentlichen Gaben, mit einer merklichen Vollmacht Gottes versehen, erhalten, und von

Zeit zu Zeit erneuert worden. Dennoch hatte sie kaum unter diesem einzigen Volke, an das sie gewissermaaßen gebunden war, einen beständig gleich festen Grund fassen können; war von demselben beynahe verlassen, und oft verfälscht worden. Bey der christlichen Religion waren Wunder und Lehrer von übernatürlichen Fähigkeiten schon ungemein selten geworden; und da sich diese Veränderung bald nach ihrer Festsetzung in der Welt ereignete, so schien es, daß sie nicht einmal ein gleiches Glück mit der jüdischen zu hoffen hätte. Ihre Bestimmung gieng zwar auf das ganze menschliche Geschlecht; allein sie führte so viele und starke Merkmale ihres jüdischen Ursprungs mit sich, daß sie von dieser Seite eben keine Empfehlung an andere Völker hatte. Im Gegensatze auf die heidnische Religion war sie zwar berechtiget, allen Beyfall der Welt für sich allein zu fordern. Aber sie hatte auch an derselben in mancherley Betrachtung eine fürchterliche Gegnerinn, die ganz nach der Einbildungskraft und den Neigungen der Menschen gebildet, die Gottheit ihnen in allem gleich gemacht, selbst zu ihren Fehlern herabgesetzt, und dadurch desto schmeichelnder für sie vorgestellt hatte; die sich in die eigenthümliche Denkungsart und in die Vorurtheile der verschiedenen Länder zu schicken wußte, die angenehmsten Laster begünstigte, und den Menschen völlige Freyheit ließ, nach ihrem Gefallen einen Gott oder eine Art seines Dienstes zu wählen. Nichts von diesem allem gewährte ihnen das Christenthum; es entriß ihnen vielmehr diese vermeinten Vortheile. Und wenn es gleich seit seinem Eintritte in die Welt von Gott so mächtig und deutlich unterstützt worden war; so sollte es ihr doch dadurch nicht aufgedrungen werden: alle Mittel, sich desselben zu entschlagen oder es zu unterdrücken, konnten darum immerfort gebraucht werden, und sie wurden auch nicht vergebens von Leuten jeder Art angewandt.

Mitten unter solchen Hindernissen, und sogar aus denselben, entstanden gleichwohl zu dieser Zeit große Erwartungen für das Christenthum. Es hatte schon alle Arten des Angriffs, verächtliche Begegnung, Spötterey, Verläumdung, grausame Verfolgungen, Martern und Hinrichtungen seiner Anhänger, sogar von vermeinten Freunden, eine Menge Versuche, es zu verfälschen und nach mancherley Absichten zu verändern, ausgestanden; und dennoch merkte man nicht, daß es dadurch an seinem Fortgange wäre gehindert, ganz um die Hochachtung der Welt gebracht, oder von Grund aus wäre umgekehrt worden. Noch immer nahm es seinen Lauf unter den Völkern mit augenscheinlicher Geschwindigkeit, und ohne das Ansehen zu haben, als wenn es darinne gestört würde. Seine Verehrer waren durch eine gewisse Zufriedenheit, und sich stets ähnliche Heiterkeit in ihrem Betragen merkwürdig, die man nur bey einer vorzüglich beschützten und glücklichen Parthey hätte erwarten sollen. Freudig und standhaft im Leiden schienen sie dasselbe nur als eine Gelegenheit anzusehen, um die Stärke ihres Glaubens beweisen zu können. Aus diesem vortheilhaften Anblick des ersten Alters der christlichen Religion und ihrer Bekenner, folgte der wahrscheinliche Schluß, daß sie deren nicht nur sehr viele erreichen, sondern endlich auch über andere Religionen siegen würde. Was ihr von Seiten der menschlichen Neigungen im Wege stand, das ersetzte sie durch solche Eigenschaften, die sie als eine Religion für alle Zeiten, Völker, Gegenden, Staatsverfassungen, Stände und Alter abbildeten. War das Heidenthum künstlich und schmeichelnd, so war die christliche Religion bey der edelsten Einfalt verehrungswürdig, mit so gemeinnützigen und heilsamen Wirkungen für das menschliche Geschlecht begleitet, daß jenes hierinne gar keine Vergleichung mit derselben aushielt. Man hatte den Eifer der Christen gegen die herrschenden Ausschweifun-

gen nicht vertragen können; allein man hatte sie doch nicht als Heuchler befunden, welche die Strenge der Sitten bloß im Munde führten. Es konnte nicht fehlen, daß die Kaiser und die Großen des Reichs nach und nach einsehen mußten, die Christen wären, bey aller ihrer Abneigung gegen die Religion des Staats, doch sehr gute Unterthanen; desto bessere, weil sie nicht aufhörten, es auch unter den obrigkeitlichen Bedrängnissen zu seyn: und auch ihre Religion könne keinesweges schlimm seyn, weil sie lauter rechtschaffene und treue Gesinnungen einflößte. Der einzige Fehler, den diejenigen, welche an der Regierung Antheil hatten, den Christen vorwerfen konnten, war dieser, daß sie den Verordnungen, die zur Ehre des Heidenthums und überhaupt wider ihr Gewissen in Religionssachen gegeben wurden, nicht gehorchten; allein die Römer hatten sonst niemals ein Volk oder eine Parthey in ihrem Reiche unter einen solchen Zwang zu ziehen versucht: und dagegen erfüllten die Christen auf allen andern Seiten ihre Pflichten, auch ohne Gesetze. Aber nicht nur die Mächtigen im Reiche, sondern auch alle Personen von Einsicht und Scharfsinnigkeit, mußten, indem sie bey so großen Reizungen des Götzendienstes, doch alles mit Christen angefüllt sahen, die sie vergebens zu unterdrücken suchten, endlich auf die Vermuthung fallen, daß die Religion derselben nicht bloß durch ihre Neuigkeit oder durch Künste der Ueberredung; sondern würklich durch eine Art von beruhigender Ueberzeugung und Genügsamkeit an sich selbst, so einnehmend seyn dürfte. Das machte sie ohne Zweifel der Untersuchung werth: zu außerordentlich in allen ihren Früchten, als daß man sie nur mit Verachtung hätte ansehen können, forderte sie selbst die gelehrtesten Männer dadurch zum geprüften Urtheil auf, daß sie ohne eine Aehnlichkeit mit einem philosophischen Lehrbegriffe zu haben, und ohne von großen Geistern ausgeschmückt zu seyn, doch Leuten von

allen

allen Gaben und Ständen gefiel, unaufhaltsam, wider die gemeine Erwartung, immer weiter drang, und die Sittenlehre der Philosophen selbst verdunkelte. Der Haß des Volks gegen diese Religion mußte wenigstens alsdenn stille stehen, wenn es die Vortheile empfand, welche dieselbe über die bürgerliche Gesellschaft ausbreitete: die Feinde seiner Götter waren zugleich voll von Menschenliebe, sanftmüthig, verträglich und gutthätig; es mußte dieselben insgeheim hochachten, wie der Tugendhafte dem Bösewichte immer, selbst wider seinen Willen, ehrwürdig ist. Auch konnte selbst bey dem Volke eine Religion, die bloß zum Gepränge diente, abergläubisch-furchtsam und geschäftig in Cärimonien, aber nicht fromm machte, einer andern nicht lange das Gleichgewichte halten, die ihr in diesen und andern Betrachtungen so sehr überlegen war. In Zeiten also, welche dem Aufkommen einer neuen Religion nicht eben günstig zu seyn schienen, hatte das Christenthum schon bey sehr vielen eine gute Meinung von sich erregt, und es war überaus glaublich, daß dieselbe immer steigen, für die übrigen Religionen aber sich nach und nach verlieren würde.

Nun kam **Antonin der Fromme** im Jahr 138 zur Regierung des Römischen Reichs; der ruhmwürdigste unter allen Kaisern desselben: denn **Titus** selbst, der ihm zur Seite steht, hat seine Gaben und Gesinnungen in der kurzen Zeit, die ihm vergönnt war, nicht so glücklich entwickeln können. Allein von den Handlungen und Reden dieses guten Fürsten ist der Nachwelt nur wenig bekannt geworden, ob er gleich die höchste Gewalt bis ins Jahr 161 besessen, und ein Alter von drey und siebzig Jahren erreicht hat. Man gab ihm zeitig den Beynamen des **Frommen**, weil er das Andenken seines Vorgängers, des **Adrianus**, der ihn an Sohnes Statt angenommen hatte, ungemein ehrte und

beliebt

beliebt zu machen suchte; vielleicht auch wegen seiner Ehrfurcht gegen die Religion, und zärtlicher Liebe gegen seine Anverwandten. Er war von einer unvergleichlichen Sanftmuth und Güte: seine Unterthanen sahen ihn daher mehr vor ihren Vater, als vor ihren Herrn, an. Der geringste von ihnen hatte bey ihm einen leichten Zutritt. Von dem größern Theil seines Vermögens erwies er armen Bürgern Wohlthaten, indem er zugleich sagte, daß ein Fürst kein eignes Gut haben, sondern alles dem gemeinen Besten widmen müsse. So verminderte er auch die öffentlichen Abgaben, und die bey ihrer Einforderung gewöhnliche Strenge, mit der Versicherung, er wollte lieber arm seyn, als durch Bedrückung seines Volks Reichthümer sammeln. Und gleichwohl hinterließ er, weil er die Gelder des Staats sehr sparsam verwaltete, einen ansehnlichen Schatz für denselben. Dabey war er von aller Pracht und Prahlerey entfernt, den Schmeicheleyen feind, und fast eben so gerecht als gnädig. In seiner langen Regierung zog er sich nie durch sein Betragen einen Tadel zu: nur die Nachsicht könnte dazu Gelegenheit gegeben haben, die er bey Verschwörungen und Beleidigungen, die ihn trafen, bezeigte. Er verabscheute den Krieg, und pflegte oft zu sagen, daß er lieber einen Bürger erhalten, als tausend Feinde umbringen wollte. In der That hat er auch keine eigentliche Kriege zu führen gehabt; aber diese für die Kaiser so seltene Muße so vieler Jahre brachte keine Weichlichkeit in seine edeln Sitten. Man bewunderte ihn vielmehr deswegen: sowohl, daß er nicht, um eines scheinbaren Ruhms willen, unnöthige Kriege angefangen hat; als daß sich niemand erkühnt hat, das Reich während seiner Regierung anzugreifen. Denn man weiß, daß er in und außer demselben gleich stark geliebt und gefürchtet worden sey; verschiedene auswärtige Völker und Fürsten wählten ihn, ob sie ihn gleich nicht als einen kriegerischen Helden kannten, zum Schiedsrichter,

richter ihrer Streitigkeiten: sie liebten ihn beynahe wie seine Unterthanen. Er scheint in der Reinigkeit der Tugend so weit gekommen zu seyn, als es einem heidnischen Weisen auf dem Grunde der Abgötterey möglich war: und um den Begriff zu vollenden, den sich das Alterthum von ihm machte, muß man hinzusetzen, daß hundert Jahre nach einander das Römische Volk und die Soldaten von keinem Kaiser rühmlich gedacht haben, der sich nicht den Namen **Antonin** beylegte.

Unter dieser für sie ermunternden Regierung blühten auch die Wissenschaften und schönen Künste. **Claudius Ptolemäus**, ein griechischer Schriftsteller dieser Zeit aus Egypten, hat sehr schätzbare Werke über die Sternkunde, Zeitrechnung und Erdbeschreibung hinterlassen, die uns noch größtentheils zu Führern in diesen wichtigen Kenntnissen dienen. Eben daselbst schrieb **Appianus** eine zum Theil verlorne Geschichte der Römer nach den Ländern, in welchen sie Kriege geführt haben, mit nützlichem Fleiße; ob er gleich den Namen eines scharfsichtigen Geschichtschreibers nicht verdient, und vieles dem **Polybius** und **Plutarchus** zu merklich abgeborgt hat. Ein Römer hingegen, **Justinus**, brachte die allgemeine Weltgeschichte des **Trogus Pompejus** in einen so wohlgeschriebenen Auszug, daß man sich mit demselben über den Verlust des größern Werks einigermaaßen trösten kann. **Antonins** Gewogenheit erstreckte sich selbst auf jüdische Gelehrte. Der Rabbi **Juda**, mit dem Beynamen **der Heilige**, hatte daran vielen Antheil: er hat, wiewohl erst in spätern Zeiten dieses Jahrhunderts, (vermuthlich gegen das Jahr 190) die berühmte Sammlung von mündlichen Vorschriften der jüdischen Lehrer, von ihren Auslegungen des göttlichen Gesetzes, Zusätzen zu demselben, neu angeordneten Gebräuchen und Anstalten, und überhaupt von ihren Entscheidungen über das geistliche und bürgerliche

gerliche Recht der Juden zu Stande gebracht, die noch unter dem Namen der **Mischna**, (gleichsam einer **Wiederholung** oder auch **Erweiterung** und **Ausdähnung** des göttlichen Gesetzes,) bey diesem Volke in einer so großen Hochachtung steht, und nachmals durch die **Gemara**, (eine Erklärung der **Mischna**, in welcher die Ursachen der Lehren angegeben werden,) vermehrt, das feyerliche **Lehrbuch** der Juden ausgemacht hat, oder den **Talmud**, aus welchem man die ganze neuere Beschaffenheit der jüdischen Religion, wie sie von ihren Lehrern, besonders den Pharisäern, willkührlich ausgebildet worden ist, ersehen kann. Vielleicht hat diese Bemühung der Juden, welche zunächst aus der Sorgfalt entstanden ist, die mündlichen Vorschriften ihrer Lehrer vor dem Untergange zu bewahren, auch einige Rücksicht auf das ausnehmende Wachsthum der christlichen Religion zum Schaden der jüdischen gehabt: denn die letztere wurde durch dieses von den Juden mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk nicht übel befestigt.

Dieser so leutseelige als billige Kaiser war es auch gegen seine christliche Unterthanen. Obgleich sein Vorgänger durch ein Gesetz für die Sicherheit derselben gesorgt hatte; so wußten doch ihre Feinde, unter **Antonins** Regierung, einen Vorwand, sie zu verfolgen, anzugeben. Es war ihnen verboten worden, die Christen bloß um ihrer Religion willen, ohne ein erweisliches Verbrechen, zum Tode zu verurtheilen: daher sagten sie, die Christen verdienten die Lebensstrafe, weil sie **Atheisten**, oder Verächter aller Götter und der Religion überhaupt wären. Viele Statthalter der Provinzen baten nun den Kaiser um Befehle, wie sie sich bey diesem blutdürstigen Geschrey gegen die Christen verhalten sollten. Er antwortete ihnen, wie ehemals **Adrianus**, bey einer ähnlichen Anfrage, die Christen sollten nichts leiden,

wenn

wenn sie sich gegen die Staatsverfassung des Reichs nicht feindseelig bezeigten. Besonders schrieb er an die Städte Larißa, Thessalonich und Athen, und überhaupt an die Griechen, daß sie keinen Aufstand wider die Christen erregen sollten. Allein der Haß des heidnischen Pöbels, und vermuthlich auch der Götzenpriester, bediente sich jeder Gelegenheit, um mit einem Scheine von Gerechtigkeit auszubrechen: ein Erdbeben stürzte verschiedene Städte in Klein Asien um; man schrieb dieses Unglück den über ihre Verächter, die Christen, erzürnten Göttern zu, und opferte also gleichsam dieselben ihrer Rache auf. Die Klagen der Christen kamen vor den Kaiser, der mit einer Denkungsart, die seiner würdig war, dieselben auf immer abzustellen suchte.

„Ich weiß wohl,„ (so schrieb **Antonin** an die gemeinschaftliche Versammlung der Städte von Klein Asien zu Ephesus,) „die Götter sorgen selbst dafür, daß „dergleichen Leute nicht verborgen bleiben. Denn es „ist ihnen weit anständiger als euch, diejenigen zu be„strafen, welche sie nicht verehren wollen. Ihr aber, „die ihr ein solches Getümmel gegen diese Leute erreget, „bestärkt sie nur noch mehr in ihren Meinungen, indem „ihr sie der Gottesverleugnung beschuldigt. Sie müs„sen weit mehr wünschen, daß sie als Beklagte für ih„ren Gott zu sterben scheinen, als daß sie am Leben blei„ben. So werden sie Sieger, indem sie lieber ihren „Geist freywillig hingeben, als daß sie sich entschließen „sollten, das, was ihr begehrt, zu thun. Was aber „die Erdbeben anbetrifft, die bereits vorgefallen sind, „und noch vorfallen dürften, so halte ich es vor dienlich, „euch, die ihr bey diesen Begebenheiten allen Muth ver„lieret, und euren Zustand mit jener Leute ihrem ver„gleicht, eine Erinnerung zu geben. Sie setzen als„denn noch ein größeres Vertrauen auf Gott. Ihr „hingegen vernachläßigt während dieser ganzen Zeit, da

„ihr,

„ihr, wie ich glaube, aus Unwissenheit fehlt, die Göt-
„ter, und unter andern besonders den Dienst des Un-
„sterblichen. Die Christen aber, welche ihn verehren,
„bedrückt ihr, und verfolgt sie bis zum Tode. — — —
„Sollte jemand noch ferner einen von ihnen deswegen
„angreifen, weil er ein Christ ist: so soll der Beklagte
„losgesprochen werden, wenn man gleich augenscheinlich
„sieht, daß er ein Christ sey; der Ankläger aber soll be-
„straft werden.„

Rühmlicher konnte ihr heidnischer Fürst kaum von den Christen und selbst von ihrer Religion urtheilen: der weiseste und gerechteste Kaiser fand in dieser nichts Strafbares, und an ihren Anhängern sogar ein standhafteres Betragen als bey den Heiden, das doch offenbar die Wirkung einer bessern Religion war. Es scheint auch, daß diese Befehle Antonins, (die man beym Eusebius, Hist. Eccl. L. IV. c. 13. 26. liest,) den Christen während seiner übrigen Regierung fast durchgängig Ruhe verschafft haben. Und wenn man nachmals, zwar seiner Verordnung gemäß, ihre Ankläger, aber auch sie selbst hingerichtet hat, weil, (wie Eusebius l. c. L. V. c. 21. meldet,) ein altes Gesetz vorhanden seyn sollte, Kraft dessen die Christen, wenn sie einmal um ihrer Religion willen vor Gerichte gestellt waren, nicht losgelassen werden durften: so kann man schwerlich dem Kaiser den Vorwurf machen, er hätte dieses alte Gesetz, das vielleicht in Trajans Schreiben an den Plinius zu suchen ist, ausdrücklich aufheben sollen. Sein Gesetz stand jenem völlig entgegen, und müßte ihm also alles Ansehen benommen haben, wenn es möglich wäre, eine unversöhnliche Feindschaft und an Erfindungen reiche Bosheit durch Gesetze außer Stand zu setzen, den Menschen zu schaden.

Leben und Schriften
Justin des Märtyrers.

Ein anderes Mittel, welches der Verfolgung der Christen unter dem Antonin hätte Einhalt thun sollen, war die Schutzschrift für dieselben, die der gelehrteste Mann unter ihnen zu dieser Zeit, Justinus, vermuthlich schon im Jahr 139 dem Kaiser, den beyden von ihm angenommenen Söhnen, Aurelius und Verus, und zugleich dem Römischen Senate und Volke, übergab, wenigstens in der Absicht aufsetzte, daß sie ihnen übergeben werden sollte: das älteste Werk dieser Art, das sich aus diesem Jahrhunderte erhalten hat, und zugleich eine der ersten und reinsten Quellen, aus der man Nachricht von dem Glauben, dem Gottesdienste, den Sitten und der ganzen Verfassung der Christen, gleich nach dem Tode der Apostel, schöpfen kann.

Justinus war von Geburt ein heidnischer Grieche aus Flavia Neapolis, sonst Sichem, damals der Hauptstadt von Samarien, und seit dem ersten jüdischen Kriege mit Griechen bevölkert. Die Begierde nach Weisheit führte ihn zu den Philosophen nach Ephesus. Zuerst lehrte ihn ein Stoiker eine geraume Zeit, ohne ihm etwas von Gott zu sagen, indem derselbe diese Wissenschaft vor unnöthig erklärte: er verließ ihn daher, um sich einem Peripatetiker zu ergeben. Allein da dieser gleich in den ersten Tagen verlangte, daß ihm seine Belohnung ausgemacht werden sollte, glaubte Justinus, dieses Betragen sey einem Weltweisen unanständig, und wollte ihn nicht weiter hören. Ein Pythagoräer, zu welchem er sich nunmehr wandte, nahm ihn

gar nicht in seinen Unterricht auf, weil er noch ganz unwissend in der Tonkunst, Sternkunde und Meßkunst war, welche Kenntnisse **Pythagoras** als eine Vorbereitung zur Weisheit angesehen hatte. Endlich schien er bey einem Platoniker nahe am Ziel seiner Wünsche zu seyn, indem ihn dieser, nach dem Endzwecke seiner Philosophie, zum Anschauen Gottes zu leiten versprach. Eben da seine Erwartung am größten war, gerieth er in ein Gespräch mit einem alten Manne, der ihn belehrte, daß die einzige gewisse und nützliche Philosophie in den Schriften der Propheten enthalten sey, welche **Jesum**, den Erlöser der Menschen, vorher verkündigt hätten, und daß man, um dieselben heilsam gebrauchen zu können, sich ein göttliches Licht erbitten müsse. Seine Gründe rührten den **Justinus**: er entschloß sich ein Christ zu werden. Es könnte seyn, daß er, um seiner Erzählung mehr Anmuth zu geben, diese Unterredung, nach der Gewohnheit der Sokratischen und Platonischen Philosophen, gedichtet hätte; allein bey Betrachtung aller seiner Schriften und Gesinnungen leidet es keinen Zweifel, daß er auf diesem Wege der Untersuchung zum Christenthum übergegangen sey.

Dazu kamen noch andere Bewegungsgründe. **Justinus** hörte viele Beschuldigungen wider die Christen, und fand gleichwohl, daß sie sehr unerschrocken den Tod und alle Martern ausstünden, zu denen sie ihre Feinde unter **Adrians** Regierung fortrissen: er hielt es daher vor unmöglich, daß sie Bösewichter und Wollüstlinge seyn sollten, weil Leute dieser Art vielmehr suchen würden, beständig auf der Welt zu leben, und vor der Obrigkeit verborgen zu bleiben, als daß sie sich, wie die Christen, zum Tode anbieten sollten. Auch dieses lenkte ihn auf die Seite der christlichen Religion, daß er merkte, die **Platonische** Philosophie stimme in einigen Stücken mit ihr, im Ganzen aber nicht mit sich selbst, überein.

Da

Da er die Beschäfftigungen eines Weltweisen nicht sowohl abgelegt, als nach einer richtigern Bestimmung angewandt zu haben glaubte: so behielt er den Mantel, die Kleidung eines griechischen Philosophen, auch als ein Christ bey. Verschiedene andere heidnische Philosophen, die zum Christenthum traten, beobachteten eben dieses: eine Gewohnheit, die, wenn sie gleich etwas Gezwungenes an sich haben sollte, doch den Christen ein gewisses Ansehen bey den Heiden gab, und ihre Aufmerksamkeit erregte. Es ist eben nicht unwahrscheinlich, daß Justinus einen christlichen Aeltesten abgegeben habe. Wenigstens aber reiste er unter den Christen in allen drey Welttheilen herum, suchte ihre Religion auszubreiten, erklärte und vertheidigte sie in Schriften, stritt mündlich mit ihren Feinden unter Heiden und Juden: kurz, er bezeigte den aufrichtigsten Eifer für dieselbe, und machte ihr auch durch seine Sitten Ehre.

Die Schutzschrift, welche er an die oben gedachten Fürsten zum Besten seiner verfolgten Mitbrüder richtete, war überhaupt zu ihrer Absicht sehr wohl eingerichtet. Zuerst zeigt er darinne, wie unbillig es sey, die Christen ohne eine gesetzmäßige Klage und Verantwortung zu verdammen. Er fängt mit einem muthigen Bewußtseyn der Unschuld an: Wir kommen nicht, sagt er, um euch zu schmeicheln, oder um Gnade zu bitten; sondern wir verlangen, daß ihr nach einer genauen Untersuchung Gericht haltet, und weder aus Vorurtheil, noch abergläubischen Leuten zu gefallen, noch aus einer unvernünftigen Hitze, noch von einem übeln Gerüchte gegen uns eingenommen, wider euch selbst ein Urtheil fällt. Denn wir glauben, daß uns von niemanden ein Uebel wiederfahren könne, wenn man uns nicht selbst einer Uebelthat überzeugt, oder uns gottlos findet. Umbringen könnt ihr zwar, (setzt Justinus mit den Worten des Socrates hinzu;) aber schaden könnt ihr

nicht. Er bittet also, daß man die Verbrechen untersuche, welche den Christen vorgeworfen werden; wenn sie derselben schuldig befunden würden, möchte man sie immer strafen. Aber es sey unbillig, sagt er, daß sie bloß wegen ihres Namens verurtheilt würden. „Wir „werden angeklagt, daß wir Christen sind; allein es ist „ungerecht, das Gute zu hassen.„ (Eine Anspielung auf das Wort **Christus**, durch ein anderes, welches die Heiden oft damit verwechselten, [χρηστὸς] und das **gut** oder **nützlich** bedeutet.) Es müsse nicht darauf gesehen werden, ob ein Christ seine Religion bekenne, oder verläugne; sondern wie sein Leben beschaffen sey: so wie man auch bey den Philosophen nicht bloß ihren Namen in Betrachtung ziehe. Daß man aber mit den Christen so verfahre, sey der Anstiftung der bösen Geister zuzuschreiben. Diese hätten sich den Menschen fürchterlich gemacht, und wären daher von denselben als Götter verehrt worden. Nachdem aber **Socrates** sich bemüht hätte, die Menschen von diesen Geistern abzuführen, hätten dieselben es dahin gebracht, daß er als ein Gottesverläugner getödtet worden wäre, indem sie vorgaben, daß er neue Götter einführen wollte. Eben dieses versuchten sie auch gegen die Christen. Denn nicht allein bey den Griechen sey dieses **von dem Worte** durch den **Socrates** gelehrt worden, sondern auch bey den Barbaren, (er versteht nach dem Römischen Sprachgebrauche die Juden,) **von eben demselben Worte**, das ein Mensch geworden, und **Jesus Christus** genannt worden sey. Da nun die Christen demselben glaubten, und jene Geister wirklich schlimm und böse nenneten: so würden sie deswegen vor **Atheisten** ausgegeben, welches sie in Ansehung solcher vermeinter Götter auch wären. Sie wären es aber keinesweges, wenn **von dem höchsten Gotte, dem Vater aller Tugenden, von seinem Sohne, der sie und das ihm ergebene und ähnliche Heer der guten Engel dieses gelehrt ha-**

be,

be, und von dem prophetischen Geiste die Rede sey, welche sie auf alle Art verehrten.

Wenn auch einige Christen, fährt **Justinus** fort, eines Verbrechens überführt werden sollten: so könnte dieses nicht ihren Namen überhaupt verhaßt machen. Sie verlangten nicht, daß man ihre Ankläger bestrafen möchte: denn ihre Bosheit und Unwissenheit sey ihnen Strafe genug. Die Christen läugneten auch auf Befragen nicht, wie sie wohl könnten, wer sie wären; sondern bekenneten es gerne, weil sie zu ihrem Gott und in das ewige Leben eilten, das er versprochen habe: so wie sie hingegen glaubten, daß die Gottlosen ewige Strafen von **Christo** zu erwarten hätten; und wenn man dieses letztere vor einen Irrthum hielte, so wäre es doch kein Verbrechen. Leblose und von Menschen gemachte Bilder, die nicht die Gestalt Gottes, (welche von niemanden ausgedrückt werden könne,) sondern den Namen und die Gestalt der bösen Geister hätten, könnten die Christen nicht verehren. Gott, der Schöpfer von allem, sey auch keiner irdischen Gaben benöthigt; sondern diejenigen gefielen ihm allein, welche seine Eigenschaften nachzuahmen suchten. Daß sie auf kein weltliches Reich hofften, könnten die Heiden daraus allein sehen, weil sie dem Tode, der alle solche Erwartungen endigt, so freudig entgegen giengen. Ihre Religion sey dem Staate durch die Lehre nützlich, daß weder ein Gottloser noch ein Tugendhafter Gott verborgen bleiben könne, und daß sie alle von ihm den Lohn ihrer Handlungen in der Ewigkeit erhalten werden. Denn wenn alle Menschen dieses wüßten, so würde niemand auf eine kurze Zeit das Laster wählen; niemand würde auch sündigen, weil er versichert wäre, daß es den Menschen unbekannt bliebe. Desto unvernünftiger sey es, die Christen zu verfolgen, die dadurch in ihrer Religion nur noch mehr befestigt würden.

Darauf beweiset Justinus noch einmal, um die Abneigung der Heiden gegen die Wahrheit desto gewisser zu heben, daß die Christen keine Gottesverläugner sind: und dieses aus ihrer Verehrung des Schöpfers der Welt, nicht durch Blut und Räuchwerk; sondern durch Gebet, Lob und Danksagung, wie solches Jesus Christus, der Sohn des wahren Gottes, sie gelehrt habe, dem sie nach dem Vater die zweyte Stelle in ihrer Verehrung, die dritte aber dem prophetischen Geiste gäben. Auch beweiset er eben dasselbe aus der bewundernswürdigen Veränderung, welche bey den Christen in Ansehung ihrer Sitten vorgegangen ist, nachdem sie den Dienst der bösen Geister verlassen haben. Er führt daher die Vorschriften Jesu von der Keuschheit, der Liebe gegen die Feinde, der Mildthätigkeit, dem Vertrauen auf die göttliche Fürsorge, der Geduld, und der Vermeidung des leichtsinnigen Schwörens, als Pflichten an, deren Erfüllung allein die wahren Christen kenntlich mache. Besonders zeigt er, daß sie nach dem Befehl ihres Lehrers, der Obrigkeit gehorsam sind, und zuerst unter allen die Steuern abtragen. Wenn nun, schließt er hieraus, die Fürsten so getreue und aufrichtige Unterthanen verachten sollten: so würde dieses den Christen nicht schaden, weil sie wohl wüßten, daß jedermann Gott dereinst für seine Handlungen Rechenschaft geben, und Belohnung oder Strafe von ihm erwarten müsse. Die Heiden dürften auch dasjenige, was ihnen von dem Zustande der Menschen nach dem Tode vorgestellt werde, desto weniger verwerfen, da ihre Dichter und Weltweisen selbst manches ähnliche gelehrt hätten. Die Auferweckung der Todten könne auch Gott nicht schwerer noch weniger glaubwürdig seyn, als die Schöpfung und die Zeugung der Menschen, welche man vor unglaublich halten würde, wenn nicht die tägliche Erfahrung sie außer Zweifel setzte. Und was die Christen von dem Worte oder dem Sohne Gottes, seinem Leiden und

Ster-

Sterben, und seiner Himmelfahrt lehrten, könne den Heiden nicht sonderbar vorkommen, da sie selbst so viel von Söhnen des Jupiter, aber sehr viel ungereimtes, und wahre Werke der bösen Geister, erzählten.

In dem zweyten Haupttheil seiner Schutzrede sucht Justinus die Heiden von der Wahrheit der christlichen Religion zu belehren. Daß die Christen die Wahrheit vortragen, sagt er, und daß sie bloß wegen derselben verfolgt werden, sieht man theils daraus, weil alle andere Völker und Partheyen einer unumschränkten Freyheit in der Ausübung ihrer Religion genießen, wenn es gleich die unsinnigste seyn sollte, den Christen allein aber dieselbe versagt wird; theils aus der Todesgefahr, unter welcher sie den Götzendienst verlassen, und sich der Verehrung des ewigen Gottes ergeben haben: auch aus dem Umstande, daß die Ketzer, wie Simon Magus, Menander und Marcion, wenigstens wegen ihrer Ketzereyen, nicht verfolgt, sondern wohl gar von den Römern verehrt würden. Ob die Anhänger derselben, die sich fälschlich Christen nennen, die abscheulichen und wider die Christen erdichteten Verbrechen begehen, daß sie sich, nach ausgelöschten Lichtern, der Unzucht überlassen, ingleichen Menschenfleisch essen sollten, ist ihm nicht bekannt. Allein die Christen, fährt er fort, vermeiden es so sehr, der unter den Heiden herrschenden zügellosen Unkeuschheit von aller Art Vorschub zu thun, daß sie auch niemals neugeborne Kinder wegsetzen, als welche meistentheils zu einer so schändlichen Bestimmung gemißbraucht werden. Ihre Verläumder werden daher mit den Teufeln durch ein ewiges Feuer gemartert werden. Wer es aber nicht glaubt, daß Gott sie bestrafen, oder die bessern Menschen, welche sich der allen von ihm ertheilten Fähigkeit, das Wahre zu wählen, glücklich bedient haben, seelig machen werde: der läugnet entweder, daß es einen Gott gebe; oder macht ihn zu einem

Freunde des Bösen, oder einem Steine gleich; und leitet den Unterschied zwischen Tugend und Laster nur von der Meinung der Menschen her. Auch deswegen setzen die Christen keine Kinder weg, damit sie sich keiner Mordthat schuldig machen, wenn dieselben umkämen. Sie treten nur wegen der Kinder in die Ehe, und wenn sie keine Neigung zu derselben haben, leben sie in einer beständigen Enthaltsamkeit. Einen Beweis, daß sie keinesweges insgeheim Wollüste ausüben, gab jener Christ, der den Statthalter von Aegypten, Felix, bat, dem Arzte zu erlauben, daß er ihn entmannen dürfte; da ihm aber solches abgeschlagen wurde, beobachtete der Jüngling gleichwohl immerfort die strengste Keuschheit, und begnügte sich daran, daß er und seine gleichgesinnten Mitbrüder von seiner Tugend überzeugt waren. Ein rühmliches Widerspiel vom Antinous, der wegen unnatürlicher Laster von den Heiden als ein Gott verehrt wird.

Damit sie aber nicht sagen möchten, Christus habe, als ein bloßer Mensch, durch Zauberkünste die Wunderwerke verrichtet, wegen welcher man ihn den Sohn Gottes genannt hat: so beweiset Justinus, daß Jesus dieses wirklich gewesen sey, aus den Weißagungen der Propheten von mehrern tausend Jahren her, die in seiner ganzen Lebensgeschichte auf der Welt eingetroffen sind. Er führt die vornehmsten und deutlichsten derselben an, vergleicht sie mit ihrer Erfüllung, und giebt eine Anweisung, sie zu verstehen, indem er zeigt, daß in diesen Stellen der prophetische Geist bald im Namen des Vaters oder des Sohnes, bald in seinem eignen rede. Die Römer werden aufgefordert, selbst zu untersuchen, ob nicht diese Prophezeyungen wahr befunden worden sind: insonderheit diejenige, nach welcher die Juden so lange ihre einheimischen Fürsten haben sollten, bis Jesus unter ihnen erscheinen würde.

Solche

Solche augenscheinlich erfüllte Weißagungen bringt er auch von der Zerstörung Jerusalems und von der Bekehrung der Heiden zu Christo, bey. Zugleich begegnet er gewissen Einwürfen, die bey den Heiden darüber entstehen konnten. Wenn man diese Begebenheiten vorher wußte, konnten sie denken: so ist alles durch ein unvermeidliches Schicksal nothwendig bestimmt. Allein die Freyheit des menschlichen Willens wird von dem Verfasser aus der Erfahrung und aus Stellen der jüdischen Propheten behauptet: er versichert auch bey dieser Gelegenheit, daß die griechischen Weltweisen und Dichter alles, was sie von der Unsterblichkeit der Seele, von Strafen nach dem Tode, und von göttlichen Dingen auf eine nicht ganz verwerfliche Art gelehrt haben, den gedachten Propheten schuldig sind.

Der andere Einwurf, den er abzuwenden sucht, ist dieser. Da Christus erst vor hundert und funfzig Jahren ein Mensch geboren worden ist: so sind alle vor seiner Zeit lebende Menschen unschuldig, wenn sie die erst von ihm bekannt gemachte Wahrheit nicht eingesehen haben. Darauf antwortet Justinus: „Wir „haben gelernt und oben gezeigt, daß Christus der „Erstgeborne Gottes, und die Vernunft oder das Wort „sey, an welchem das ganze menschliche Geschlecht Theil „nimmt. **Diejenigen nun, welche nach diesem „Worte (oder nach dieser Vernunft) gelebt haben, sind Christen**, wenn man sie gleich vor Gottesverläugner gehalten hat: dergleichen unter den Griechen Socrates, Heraclitus, und andere ihnen ähnliche; unter den Barbaren aber Abraham, Ananias, „Azarias, Misael, Elias, und viele andere gewesen „sind. Eben so waren auch diejenigen gottlos und „Feinde Christi, welche ehemals ohne dieses Wort (oder „ohne diese Vernunft) gelebt haben.„ — Er schließt mit den Anmerkungen, daß durch die Erfüllung so vieler

Weißagungen die Gewißheit der noch nicht eingetroffenen bestätigt werde; und daß die Christen dem Stifter ihrer Religion nicht geglaubt haben würden, wenn sie nicht selbst jene Erfüllung an einer solchen Menge von Beyspielen vor den Augen gehabt hätten.

Allein solche Beweise, sagt **Justinus**, führen diejenigen nicht, welche die Fabeln der Dichter von den Göttern vortragen: denn diese sind bloß zur Verführung der Menschen von den bösen Geistern aufgebracht worden. Sie hatten gehört, daß die Propheten die Zukunft **Christi** verkündigten: daher ersannen sie viele Söhne des **Jupiter**, und hofften, daß man die Geschichte **Christi** vor eben eine solche Erdichtung halten würde. Gleichergestalt ahmten sie auch viele einzelne Umstände seines Lebens, die vorher gesagt worden waren, in der Götter- und Heldengeschichte nach. Nur auf das Kreuz waren sie gar nicht aufmerksam geworden, weil die Propheten von demselben unter Sinnbildern geredet hatten. Gleichwohl ist es das größte Zeichen der Macht und Gewalt **Christi**, und in der Natur, im menschlichen Leben, geschieht wenig erhebliches ohne das Kreuz. Die Seegelstangen mit aufgespannten Seegeln, die Werkzeuge des Pflügens und Grabens, auch anderer Händearbeiten, selbst der Mensch, indem er die Hände zum Gebete ausbreitet, die Römischen Fahnen, die Bilder der Kaiser sogar, die vergöttert werden, alles dieses hat die Gestalt des Kreuzes. Nicht genug aber, daß die bösen Geister **Christo**, ehe er unter den Menschen erschien, erdichtete Gottheiten entgegengesetzt haben; sie stellten ihm auch verschiedene Irrlehrer in den Weg, welche die Menschen von ihm abziehen sollten: unter denselben ist **Simon** der Zauberer von dem Römischen Senate und Volke gar vor einen Gott angesehen worden, und sie haben ihm deswegen eine Bildsäule aufgerichtet. Unterdessen haben doch die bösen

Geister

Geister es nicht dahin bringen können, daß die Ankunft Christi verborgen geblieben wäre: alles was sie auszurichten im Stande sind, sagt Justinus, ist, daß sie die Gottlosen, für welche wir Mitleiden haben, und sie zu bessern suchen, antreiben, uns zu hassen, und umzubringen. Wir aber fürchten den Todt nicht, weil man doch sterben muß, und immer einerley im Leben vorkommt, wodurch unsere Feinde gesättigt unsern Glauben annehmen sollten, um ein ewiges leidenloses und nichtsbedürftiges Leben zu erlangen. Wenn sie aber glauben, daß nach dem Tode nichts mehr sey, und nichts empfunden werde: so erzeigen sie uns dadurch eine Wohlthat, daß sie uns von den Leiden und Bedürfnissen dieses Lebens befreyen. Justinus sucht noch überdieß zu zeigen, daß verschiedene Lehren des Plato, unter andern, was er von der Schöpfung der Welt aus einer unförmlichen Materie sagt, aus den Schriften Mosis gezogen worden sey.

Endlich beschreibt er im dritten Haupttheil dieser Schutzrede den Gottesdienst der Christen. Diejenigen, sagt er, welche das aus Ueberzeugung vor wahr halten, was wir lehren, und versprechen, daß sie eben so leben können, wie wir, diese werden belehrt, Gott unter Beten und Fasten um Vergebung ihrer vorigen Sünden zu bitten: und wir beten und fasten mit ihnen. Hierauf führen wir sie an solche Oerter, wo fließendes Wasser ist: und daselbst werden sie, eben so wie wir, neugebohren. Denn sie empfangen alsdenn die Abwaschung durch das Wasser im Namen des Vaters aller Dinge und Herrn Gottes, und unsers Heilandes Jesu Christi, und des heiligen Geistes. Diese Abwaschung wird die Erleuchtung (φωτισμὸς) genannt, weil diejenigen, welche dieses lernen, am Verstande erleuchtet werden. Da die bösen Geister gehört hatten, daß diese Abwaschung von den Propheten verkündigt worden sey: so

haben

haben sie es dahin gebracht, daß die, welche in ihre Tempel kommen, um ihnen Opfer darzubringen, sich auch mit Wasser besprengen; ja daß sich die Abreisenden vorher ganz waschen, ehe sie zu den Tempeln gelangen, wo jene aufgestellt sind. So haben sie noch mehreres, das sie in den Schriften Mosis fanden, nachgeahmt: aus dem Geiste Gottes, der bey der Schöpfung über dem Wasser schwebte, haben sie die Proserpina, und aus dem Worte, durch welches die Welt geschaffen worden ist, haben sie die Minerva gebildet.

Wenn wir nun, fährt Justinus fort, denjenigen, der uns geglaubt und Beyfall gegeben hat, dergestalt abgewaschen haben: so führen wir ihn zu denen, welche Brüder heißen, wo sie versammlet sind, hin, um gemeinschaftlich sowohl für uns, als für den Erleuchteten, und für alle andere in jeder Gegend, andächtig zu beten, daß wir nach erlangter Kenntniß der Wahrheit, auch würdig geachtet werden, in der Führung eines rechtschaffenen Lebens und Beobachtung der göttlichen Gebote erfunden zu werden, damit wir die ewige Seeligkeit erhalten mögen. Nach geendigtem Gebete grüßen wir einander mit einem Kusse. Darauf wird dem Vorsteher der Brüder Brodt und ein Becher mit Wasser und Wein, (denn diesen vermischte man stets mit jenem,) gebracht. Er nimmt dasselbe, lobt und preiset den Vater aller Dinge durch den Namen des Sohns und heiligen Geistes, und dankt ihm weitläuftig für die gnädige Mittheilung dieser Gaben. Nachdem er das Gebet und die Danksagung vollendet hat, ruft ihm jeder Anwesender Amen zu, welches auf Ebräisch so viel heißt, als, es geschehe! Darauf theilen diejenigen, welche bey uns Diaconi heißen, das Brodt, den Wein und das Wasser, über welche die Danksagung gesprochen worden ist, einem jeden der Gegenwärtigen zum Genusse mit, und tragen es auch zu den Abwesenden. Diese Speise

heißt

heißt bey uns Eucharistia, (das Danksagungsmahl,) und es darf niemand an demselben Theil nehmen, als wer dasjenige, was wir lehren, glaubt, jene Abwaschung zur Vergebung der Sünden, und zur neuen Geburt empfangen hat, und nach der Vorschrift Christi lebt. Denn wir nehmen dieses nicht wie gemeines Brod, oder wie gemeinen Trank; sondern gleichwie Jesus Christus, unser Heiland, durch das Wort Gottes ein Mensch geworden ist, und um unserer Erlösung willen Fleisch und Blut gehabt hat: so sind wir auch belehrt worden, daß diese Speise, für welche durch ein Gebet von seinen eigenen Worten Dank gesagt worden ist, und durch welche unser Fleisch und Blut, Kraft einer Veränderung, genährt werden, das Fleisch und Blut jenes Menschgewordenen Jesus sey. Denn die Apostel erzählen in ihren Nachrichten, welche Evangelien heißen, daß ihnen Jesus solches auf diese Art anbefohlen habe. —— Die bösen Geister haben auch dieses nachgeahmt, und bey dem geheimen Dienste des Mithras eingeführt; indem, wenn man jemand zu diesem Dienste einweihet, Brod und ein Becher Wasser, unter gewissen gesprochenen Worten, aufgesetzt werden. —— Seitdem also erinnern wir einander stets an diese Befehle Jesu: die Vermögenden unter uns kommen den Dürftigen in allem zu Hülfe, und wir halten immer unter einander zusammen. Bey allem, was wir genießen, loben wir den Schöpfer aller Dinge, durch seinen Sohn Jesum Christum, und durch den heiligen Geist. An dem Tage, welcher von der Sonne den Namen hat, kommen alle, die in den Städten und auf dem Lande wohnen, an einen Ort zusammen; daselbst werden die Schriften der Apostel und Propheten, so weit es die Zeit erlaubt, gelesen. Wenn der Lesende (es war vermuthlich ein Aeltester oder ein anderer Christ,) aufgehört hat, so hält der Vorsteher eine Ermahnung, daß man so treffliche Lehren ausüben möge. Hierauf stehen wir alle zum Gebete

bete auf, und wenn dieses geendigt ist, so wird, wie ich bereits gesagt habe, Brod, Wein und Wasser herbeygebracht. — — Diejenigen, welche Ueberfluß und guten Willen haben, theilen nach ihrem Gefallen etwas mit: und was auf diese Art gesammlet worden ist, wird bey dem Vorsteher aufbewahrt, welcher davon den Waisen und Wittwen, denen, die durch Krankheit oder andere Ursachen in Dürftigkeit gerathen sind, den Kranken und Fremden, die bey der Gemeine ankommen, Beystand leistet: überhaupt sorgt er für alle Armen. Am Sonntage aber versammeln wir uns deswegen alle, nicht nur, weil dieses der erste Tag ist, an welchem Gott an die Stelle der Finsterniß und Materie die Welt geschaffen hat: sondern auch, weil unser Erlöser **Jesus Christus** an eben demselben Tage vom Tode auferstanden ist.

Der Schluß, den **Justinus** aus diesem allem zieht, ist folgender: Wenn ihr dieses vor vernünftig und wahr haltet, so schätzet es auch hoch; kommt es euch aber nur als ein leeres Gewäsche vor, so verachtet es auch als ein solches, und verurtheilt nicht unschuldige Leute, als wenn es eure Feinde wären, zum Tode. Er kündigt ihnen die göttlichen Strafen an, wenn sie in ihrer Ungerechtigkeit fortführen, und versichert, daß sie immer ausrufen würden: Es geschehe, was Gott gefällt! Die Christen, sagt er, könnten zwar, vermöge der Verordnung **Adrians**, fordern, daß man auf die Art, wie sie begehren, über sie Gericht halten ließe; allein sie verlangten solches nicht bloß wegen dieses Befehls; sondern sie hätten diese Beschreibung ihres Zustandes aufgesetzt, weil sie wüßten, daß ihre Bitte gerecht wäre. Unterdessen hätten sie **Adrians** Schreiben, (welches man bereits Th. II. S. 373. gelesen hat,) dieser Vertheidigungsschrift beygefügt, damit die Fürsten sehen möchten, daß sie auch hierinne die Wahrheit sagten.

Für

Für die erste gelehrt und scharfsinnig abgefaßte Schrift, (die wenigstens bis auf unsere Zeiten sich erhalten hat,) in welcher ein christlicher Schriftsteller, wo möglich vor den Augen des Kaisers selbst, den Glauben, den Gottesdienst und die Sitten der Christen ausführlich beschrieben, die Gründe ihrer Religion angegeben, sie gegen die damals herrschenden Beschuldigungen kühn und voll Vertrauens vertheidigt, den Götzendienst zugleich angegriffen, und alle Vorzüge des Christenthums vor demselben gezeigt hat; für eine solche Schrift scheint dieser Auszug nicht zu lang gerathen zu seyn. Sie macht großentheils ihrem Verfasser und überhaupt den Christen seiner Zeit Ehre. Was die Fürsten und Grossen des Reichs, ja alle Römer von dem Glauben und Verhalten der Christen zu wissen nöthig hatten, das fanden sie hier beysammen; mit einem so aufrichtigen und zuverläßigen Ansehen, daß kein Mißtrauen dagegen Statt fand; aber auch mit solchen Beweisen und Erläuterungen unterstützt, daß sie von sich und ihrer Religion einen schlechten Begriff, von der christlichen einen desto vortheilhaftern gewinnen mußten.

Vielleicht hat jedoch **Justinus** diese Wirkung seiner Schrift durch verschiedene Fehler selbst geschwächt, die heidnischen Lesern von Einsicht nothwendig in die Augen fallen mußten. Er beweiset die Wahrheit des Christenthums auch aus der Erfüllung der Weißagungen jüdischer Propheten von Jesu; allein bey den Heiden, die eine so verächtliche Meinung von der jüdischen Religion und ihren Lehrern hatten, galt dieser Beweiß nichts, so lange sie nicht augenscheinlich sahen, daß jene Weißagungen keineswegs Erdichtungen neuerer Zeiten wären. Manche heidnische Lehren und Religionsanstalten leitet er auf eine ziemlich gezwungene Art von einer Nachahmung des jüdischen und christlichen Glaubens her. Die sibyllinischen Gedichte, deren er sich gegen die Heiden bedient, konnten ihnen kaum anders, als sehr verdächtig, wohl

gar

gar als ein Betrug der Christen, vorkommen. Und was er von der Bildsäule erzählt, die dem Zauberer **Simon** zu Rom sollte errichtet worden seyn, war noch leichter der Falschheit zu überführen. Dennoch kann man sagen, daß diese Versehen **Justins** zwar hin und wieder einen geringen Mangel an Beurtheilung, oder einige Leichtgläubigkeit verriethen; aber der Hauptabsicht seiner Schutzrede eben nicht viel schaden durften. Diese war, das Christenthum in seiner wahren Gestalt, und die Unschuld seiner Bekenner, ohngeachtet aller Verläumdungen und Bedrückungen, vorzustellen: beydes ist von ihm geleistet worden. Wenn auch die heidnischen Weltweisen Gelegenheit nehmen konnten, über manche Stellen dieser Schrift zu spotten, wie unter andern über dasjenige, was zuweilen von den **Dämonen** oder bösen Geistern, von dem Ursprunge der heidnischen Fabeln, und ähnlichen Dingen mehr, vorgebracht wird; so waren es doch des Heidenthums würdige Einfälle: der Spott fiel allemal gerechter auf dieses zurück; und dem Verfasser mußte dennoch die Billigkeit seiner Forderung zugestanden werden, daß man die christliche Religion entweder prüfen und ehren, oder ungeprüft und verachtet wenigstens nicht verfolgen sollte.

Ihrerseits konnten auch die Christen mit diesem Vertheidiger überhaupt zufrieden seyn. Man hat alle Ursache zu glauben, daß er ihre Religion ziemlich getreu abgeschildert habe: es fehlt ihm nicht an lebhaftem Eifer, und sogar an einer gewissen Beredsamkeit des Herzens, die zu ihrem Besten spricht; und wenn er ihre mächtigen Verfolger durch diese Schutzschrift nicht gänzlich für sie eingenommen hat: so konnten sie doch erwarten, daß der Haß derselben gegen sie dadurch werde gemildert werden. Unterdessen fanden auch die Christen darinne manches, das dem **Justin** eigen war, und darunter selbst einige Flecken in der Lehre und in den

Erläu-

Erläuterungen derselben, wenn sie anders dieselben alle bemerkt haben. Er ist nach den Stiftern des Christenthums, der erste unter den christlichen Schriftstellern, (so weit sich nämlich ihre Werke erhalten haben,) welcher deutlich gelehrt hat, daß der Vater und Schöpfer aller Dinge, sein Sohn Jesus Christus, und der heilige Geist göttlich verehrt werden müßten. Man belegt dieses mit dem Namen des nachmals sogenannten Glaubens von der heiligen Dreyeinigkeit. Allein Justins Vorstellungen davon scheinen mit demselben nicht völlig überein zu kommen. Nicht zu gedenken, daß er von einer zweyten und dritten Stelle nach dem Vater redet: so macht er von dem Sohne Gottes, indem er ihn das selbstständige Wort oder die selbstständige Vernunft (λόγος) nennt, einen Begriff, der Platonisch, nicht christlich, ist. Denn Plato hatte ein solches vor sich bestehendes göttliches Wort oder eine höchste Vernunft angegeben, welche das vollkommenste Urbild aller vorhandenen Dinge seyn sollte, nach deren Muster und durch welche alles geschaffen wäre. Justinus aber lehrt, daß diese selbstständige Vernunft, an der alle Menschen Theil nähmen, Christus sey; daß eben deswegen schon die weisern Heiden einige Kenntniß von demselben gehabt, mithin als eine Art von Christen, ein Recht an die Seeligkeit erlangt hätten, bis die genaueste Wissenschaft von demselben den eigentlichen Christen ertheilt worden wäre.

Doch wenn man alle Stellen, in welchen Justinus von dem Sohne Gottes in dieser und in andern Schriften spricht, mit einander vergleichen will: so wird man zwar gestehen müssen, daß die angeführte Erklärung irrig sey; aber ohne alle Entschuldigung ist er dabey nicht. Er war aus den Schulen der heidnischen Weltweisen und vom Lesen des Plato zum Christenthum gekommen; hatte eine merkliche Begierde mitgebracht, jede Aehn-

lichkeit zwischen der Philosophie dieses großen Mannes und der christlichen Religion aufzusuchen, um den Anhängern von beyden, wie er glaubte, einen Dienst zu erweisen; vielleicht hatte ihn auch ein Mißverstand des Anfangs von der evangelischen Geschichte **Johannis** verleitet, den **Plato** zum Ausleger dieser Lehre anzunehmen; so wie ehemals **Philo von Alexandrien** es mit eben dieser **Platonischen** Meinung in dem Lehrbegriff von Gott gemacht hatte. Ueberdieß sieht man an diesen Fehltritten **Justins** die gutgemeinten aber unglücklichen Bemühungen selbst rechtgläubiger Lehrer unter den Christen, ihrer Religion einen philosophischen Anstrich zu geben, und mehr darüber zu sagen, als der Urheber derselben eröffnet hatte. Philosophen sind, von **Justin dem Märtyrer** an, die ersten unter den Christen gewesen, die über die ursprüngliche Einfalt des Christenthums hinausfahen, aber auch oft manche Lehrsätze desselben in eine zu ausgekünstelte Gestalt verwandelten; oder sie mit mehrerm Glanze beschwerten, als sie vertragen kann; ohne daß man darum die Philosophie überhaupt anklagen darf, welche stets im Stande war, dieser Religion nützlich zu werden, so wie sie aus derselben große Vortheile gezogen hatte. Und selbst **Justinus**, der einen fremden überflüßigen Schmuck für eine der Hauptlehren des Christenthums borgte, trug sie doch sonst ohngefähr wie **Jesus** und seine Apostel, wenn gleich nicht genau mit den Bestimmungen der spätern Christen, vor.

Das übrige, was in seiner Schrift dem Tadel ausgesetzt ist, bedeutet schon weit weniger. Wo es das Ansehen hat, daß er den Engeln zwischen dem Sohne Gottes und dem heiligen Geiste eine Stelle der gottesdienstlichen Verehrung anweise, da leiden nicht nur seine Ausdrücke, wie man oben gesehen hat, einen richtigern Verstand; sie scheinen auch denselben wegen alles dessen, was er

sonst

sonst von dem einzigen Gegenstande der christlichen Anbetung sagt, zu fordern. Er würde sogar die heidnische Abgötterey beynahe auf eine sich selbst widersprechende Art bestreiten, wenn er wirklich eine abergläubische Verehrung der Engel lehrte. Billiger, aber doch mit einiger Nachsicht, wirft man ihm manche abgeschmackte Anspielungen und Vergleichungen, mangelhaft falsche, vermuthlich nur aus dem Gedächtnisse gezogene Anführungen der heiligen Schrift, auch zu gezwungene Erklärungen derselben vor. Ein grober Fehler gegen die Geschichte ist es insonderheit, daß er den König von Egypten Ptolemäus von dem jüdischen Könige Herodes eine Abschrift der heiligen Bücher der Juden begehren läßt.

Von einer solchen doppelten Seite erscheint Justinus auch in seinen andern Schriften. Eine der beträchtlichsten darunter ist sein Gespräch mit dem Juden Tryphon, welcher damals der gelehrteste unter seinem Volke war. Die Muthmaaßung derer, welche glauben, daß dieses Gespräch nicht wirklich gehalten; sondern nach der Weise des Plato und seiner Freunde erdichtet worden sey, um an einem so berühmten Gegner den Sieg des Christenthums zu zeigen; diese Muthmaaßung erhält durch den Inhalt des Gesprächs viele Stärke. Hätte Tryphon die Beweise und Vorwürfe Justins angehört; er würde schwerlich so leicht sich fast immer auf dieselben ergeben haben: noch weniger würde er demselben offenbare Fehler gegen die hebräische Sprache haben hingehen lassen. Den mündlichen Gebrauch sehr großer Stellen der heiligen Schrift und die Länge der Unterredung überhaupt, wird man vielleicht auch unwahrscheinlich finden.

Sie soll aus der Begierde des Tryphon entsprungen seyn, mit dem Justin zu sprechen, den er in der philosophischen Kleidung sah. Dieser erzählt ihm die

Geschichte seines Umgangs mit den Philosophen, und seiner Bekehrung zum Christenthum: darauf ermahnt er ihn, dasselbe gleichfalls anzunehmen. Tryphon hingegen wirft ihm vor, Christus sey, wenn er ja gebohren worden, und sich irgendwo aufhalte, noch unbekannt; er kenne sich auch selbst nicht, und habe so lange keine Gewalt, bis ihn Elias gesalbt und allen bekannt gemacht hätte. In Ansehung der Christen gesteht er, daß er die Verläumdungen, als wenn sie Menschenfleisch äßen, und nach ihren Mahlzeiten im Finstern sich allen Schandthaten überließen, nicht glaube: er hält auch die Vorschriften ihrer Religion vor so bewundernswürdig und groß, daß niemand im Stande sey, sie zu erfüllen. Aber dieses befremde ihn, sagt er, an den Christen, daß, da sie frömmer seyn wollten, als die heidnischen Völker, sie gleichwohl nichts von demjenigen beobachteten, was Gott in seinem Gesetze durch Mosen befohlen hätte. Hierauf antwortet nun Justinus, Christen und Juden verehrten Einen Gott; allein das jüdische Gesetz sey durch Christum aufgehoben worden, und jetzt müßten wahre Bekehrung und Glaube an denselben, nicht Cärimonien, vor Gott gebracht werden. Die Beschneidung sey den Juden zum Unterscheidungszeichen von andern Völkern gegeben worden, damit sie desto leichter für alles dasjenige bestraft werden könnten, was sie an Christo und seinen Anhängern verübt hätten. Was vor harte Vorwürfe er ihnen hier mache, ist schon an einem andern Orte (Th. II. S. 395.) angezeigt worden. Die Christen, fährt er fort, könnten die jüdischen Gebräuche eben so wohl ertragen, als sie Martern und Tod litten; aber sie wüßten wohl, daß dieselben den Juden wegen ihrer Sünden und ihrer Hartnäckigkeit auferlegt worden wären. Wollten sie dieses nicht zugeben, so müßten sie Gott der Veränderlichkeit beschuldigen, indem er vor den Zeiten Mosis diese Cärimonien von den Menschen nicht gefordert hätte. Dieses giebt

dem

dem Justin Gelegenheit, die Vorzüge der christlichen Religion vor der jüdischen zu zeigen: und da Tryphon die Einwendung macht, Christus sey von den Propheten in großer Herrlichkeit abgebildet worden; derjenige aber, den die Christen davor ausgäben, habe die tiefste Schmach erlitten: so unterscheidet Justinus die zweyfache Erscheinung Christi, die erstere zum Leiden, die andere zum Gerichte, wie solches auch die Propheten gethan hätten.

Indem er am Ende dieser Vorstellungen versichert, daß die Christen eher den Tod ausstünden, als die Götzenbilder anbeteten, oder vom Götzenopfer äßen: behauptet der Jude, das letztere geschehe allerdings von vielen, welche vor wahre Christen gehalten werden wollen. Das sind Irrlehrer, antwortet ihm Justinus, welche den Namen Jesu mißbrauchen, und mit denen wir keine Gemeinschaft haben: sie heißen von ihren Anführern Marcianer, (Marcioniten) Valentinianer, Basilidianer, Satornilianer, (Saturninianer) und noch mit andern Namen; aber auch die Entstehung dieser Sekten, so wie alles übrige, was seinen ächten Schülern begegnen würde, hat ihnen Jesus vorhergesagt: daher beten sie für diese, für die Juden und alle ihre andere Feinde, daß sie an Jesum glauben möchten. Weiter beweiset Justinus, daß gewisse Psalmen von Christo verstanden werden müssen, und daß die Mosaischen Cärimonien Vorbilder auf ihn abgegeben haben. Bey der Ausführung des letztern verfällt er ins Spielende. Das Osterlamm soll am Spieße vollkommen ein Kreuz abgebildet haben, und die beyden Böcke, welche von dem jüdischen Versöhnungstage her bekannt sind, sollen Sinnbilder der doppelten Erscheinung Jesu gewesen seyn. Er hält sogar das Semmelmehl, welches für den Aussätzigen geopfert werden mußte, vor ein Bild des Brodtes im Abendmahl Jesu. Eben dieses

findet er in der Stelle des Propheten **Malachia**, wo gesagt wird, daß dereinst an allen Orten Räuchwerk und Opfer dem Herrn dargebracht werden sollen. Uebrigens setzt er von dem gedachten Brodte hinzu, **Jesus** habe es zum Andenken seines Leidens zu genießen befohlen, damit man nicht allein Gott danken möchte, daß er die Welt und alles, was darinne ist, zum Besten der Menschen erschaffen hat; sondern auch dafür, daß er uns von unsern Sünden und von der bösen Herrschaft durch denjenigen befreyet hat, der nach seinem Willen litte. Von denen, welche vor und unter dem Gesetze **Mosis** gerecht gelebt haben, glaubt er, daß sie durch **Christum** seelig geworden sind; so wie auch Christen, welche dasselbe aus Schwachheit noch beobachteten, wenn sie es nur ihren Mitbrüdern nicht aufzudringen suchten. Er wählt dieses sanftere Urtheil, ohngeachtet er gestehen muß, daß manche Christen mit ihren Mitbrüdern, welche Eiferer für das jüdische Gesetz sind, alle Gemeinschaft aufheben.

Tryphon verlangt nunmehr, **Justin** möchte beweisen, daß **Christus** von Ewigkeit her als Gott vorhanden gewesen, und einst ein Mensch geboren worden sey. Dieser aber fordert, es sollte ihm vorher zugegeben werden, daß er bereits dargethan habe, **Jesus** sey der **Meßias**: und wenn er gleich den neuen Beweis nicht führen könnte; so bliebe doch dieses ausgemacht, daß **Jesus**, wenn er auch nur ein Mensch wäre, doch, Kraft der göttlichen Wahl, der **Meßias** sey. Denn es sind einige von unserer Parthey, sagt **Justinus**, (und meint vermuthlich die **Ebioniten**,) welche bekennen, daß **Jesus** der **Meßias** sey; aber ihn vor einen bloßen Menschen halten: denen ich aber nicht beytrete, noch beytreten würde, wenn gleich die meisten von denen, welche mit mir übereinstimmen, eben dieses behaupteten, weil uns **Christus** befohlen hat, nicht menschlichen

chen Lehren zu glauben, sondern denen, welche die seeligen Propheten und er vorgetragen haben. Gegen die Einwendungen des **Tryphon**, daß **Elias** noch nicht gekommen sey, zeigt er, daß **Johannes der Täufer** dieser **Elias** sey, und beweiset auch die Erfüllung anderer Weißagungen in der Geschichte **Christi**. Der Jude erinnert, daß **Justinus** den verlangten Beweis nicht aus solchen Schriftstellen führen möchte, wo mehrerer Götter im uneigentlichen Verstande gedacht wird. Dieser, der ohnedieß weit davon entfernet war, sucht zuerst darzuthun, daß derjenige, welcher mit zween Engeln den **Abraham** erschien, Gott gewesen, und von dem höchsten Schöpfer und Vater aller Dinge gesandt worden sey: beyde wären von einander verschieden an der Zahl, aber nicht an der Denkungsart, indem der Gott, welcher sich dem **Abraham**, nachmals auch dem **Jacob** und dem **Moses** im feurigen Busche gezeigt habe, alles nach dem Willen des höchsten Gottes gethan und gesagt hätte. Um ferner zu beweisen, daß Gott, wie er sich ausdrückt, zum Anfange vor allen Geschöpfen eine vernünftige Macht aus sich selbst gezeugt habe, welche auch von dem heiligen Geiste die Herrlichkeit des Herrn, bald Sohn, bald Weisheit, bald Engel, bald Gott, bald Herr, und Wort genannt werde, beruft er sich auf die Stelle in den sittlichen Vorschriften des **Salomo**, wo die Weisheit redend eingeführt wird, und vergleicht damit die Rede Gottes; Lasset uns Menschen machen!

Abermals beweist darauf **Justinus**, auf Begehren des **Tryphon**, daß der Sohn Gottes ein Mensch geworden, gelitten habe und gestorben sey, aus den Propheten. Sein Gegner macht die Einwendung, Christus könnte wohl der Gott der Heiden seyn; die Juden aber bedürften desselben nicht. Das Gegentheil davon wird ihm aus den Psalmen gezeigt: und da er ferner sagt, Gott habe doch versichert, daß er seine Ehre kei-

nem andern geben wolle, so wird es wiederum bestätigt, daß Christus im Besitze dieser Ehre sey. Im Fortgange seines Beweises von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, führt Justin die Weißagung des Jesaias an, daß er von einer Jungfrau geboren werden sollte. Allein Tryphon antwortet hierauf, man müsse in dieser Stelle statt Jungfrau vielmehr junge Frauensperson übersetzen; auch sey daselbst vom Ezechias die Rede; die Geburt Jesu von einer Jungfrau sehe der Fabel vom Perseus ähnlich; und überhaupt wäre es besser, wenn die Christen sagten, Jesus sey ein bloßer Mensch gewesen, aber wegen der Beobachtung des Gesetzes zum Meßias gewählt worden. Alles dieses widerlegt der Schutzredner des Christenthums, größtentheils nicht übel. Den Juden macht er den eben nicht wahrscheinlichen Vorwurf, sie gestünden zwar, daß die bisher angeführten Stellen vom Meßias handelten; allein sie wollten nicht zugeben, daß Jesus derselbe sey; sondern es sollte ein anderer kommen, der leiden und regieren, und als Gott verehrt werden würde. Noch merkwürdiger, aber auch noch unwahrscheinlicher, ist seine Beschuldigung, daß die Juden verschiedene Stellen der Schriften des alten Bundes, welche deutlich Jesum Christum verkündigten, aus der alexandrinischen Uebersetzung derselben, welche seiner Meinung nach von siebzig Juden, unter der Regierung des Ptolemäus, verfertigt worden ist, herausgeworfen hätten. Denn da sich die von ihm beygebrachten Stellen in dem hebräischen Texte selbst nicht finden: so sieht man nicht, wie sie in jene Uebersetzung hätten kommen können, wenn es nicht vielmehr von Christen hinzugesetzte Erklärungen waren, die Justinus mitten unter den Worten des Textes angeführt gelesen hat. Tryphon versetzt hierauf, Gott könne es nur wissen, ob wirklich die Großen seines Volks solche Verstümmelungen vorgenommen haben; es sey aber unglaublich. Freylich unglaub-

lich,

lich, sagt Justinus; es ist aber etwas schröcklicheres, als da sie sich ein Kalb gebildet, oder ihre Söhne den bösen Geistern aufgeopfert, oder die Propheten selbst umgebracht haben.

Unter diesen und andern Streitigkeiten, besonders über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, bey welchen sich Tryphon immer unerwartet leicht überzeugen läßt, oder doch beruhigt, fragt er auch den Justinus, ob die Christen in der That glaubten, daß Jerusalem wieder sollte aufgebauet werden, und daß sie mit ihrem Erlöser, mit den Patriarchen und Propheten, ingleichen mit den Juden, welche vor seiner zweyten Zukunft an ihn glauben würden, ein glückseeliges Leben daselbst führen sollten? Justinus gesteht, daß er und viele andere dieser Meinung wären; aber viele fromme und rechtgläubige Christen hegten diese Hoffnung nicht. Derer will er jedoch, wie er sagt, nicht gedenken, welche unter dem christlichen Namen gottlose Ketzer wären, den wahren Gott lästerten, und die Auferstehung der Todten läugneten, ohne welche sie die Seelen gleich nach dem Tode in den Himmel aufnehmen ließen: eine deutliche Beschreibung der Gnostiker. Daß aber er und die in allem richtig denkenden Christen, wie er ausdrücklich versichert, mit Rechte ein tausendjähriges Reich zu Jerusalem erwarteten, sucht er aus dem Jesaias, Ezechiel, und aus der Offenbarung Johannis zu beweisen. Man wird den Widerspruch, den Justinus in dieser Stelle gegen sich selbst begeht, nicht übersehen; allein es ist doch rühmlich, daß er die Gegner dieser Meinung nicht schlechterdings vor irrgläubig erklärt. Beyde Partheyen also unter den Christen scheinen damals sanftmüthig mit einander umgegangen zu seyn. Schwerlich unterdessen sind der Verfechter des tausendjährigen Reichs damals so viel gewesen, als dem Justin seine Liebe zu diesem Lehrsatze eingebildet hat: er

hatte auch offenbar von diesem Reiche mehr sinnliche als geistige Begriffe. Gleich darauf setzt er bey Gelegenheit der Weißagung Johannis hinzu, die prophetischen Gaben wären noch unter den Christen übrig, und von den Juden, welche sie ehemals gehabt hätten, zu ihnen gekommen; aber es gebe auch unter ihnen falsche Propheten.

Nachdem Justinus den geforderten Beweis zu Ende gebracht hat, beschäftigt er sich lange genug damit, zu zeigen, daß das Kreuz Christi unter vielerley Sinnbildern und Weißagungen zu den Zeiten und in den Schriften des Alten Bundes verkündigt worden sey. Dahin rechnet er den wunderthätigen Stab, den Moses geführt hat, eben desselben ausgestreckte Hände beym Kriege mit den Amalekitern, und vieles andere aus der ältesten Geschichte der Israeliten. Dem Tryphon, welcher dabey Gelegenheit nimmt, zu fragen, ob Jesus die Gaben des heiligen Geistes aus Bedürfniß empfangen habe, antwortet er, es sey vielmehr zum Merkmale geschehen, daß er von Gott gesandt sey, und daß solche Gaben künftig unter den Menschen sich nicht mehr zeigen würden. Auch zeigt er, wie der Fluch zu verstehen sey, mit welchem Gott die ans Kreuz gehenkten belegt hat, und erklärt den zwey und zwanzigsten Psalm ausführlich, wobey er jedoch auf eine seltsame Auslegung des Worts Satanas verfällt.

Zuletzt beweiset er noch, daß auch die Bekehrung der Heiden zu Christo, und die Aufrichtung der christlichen Gemeine, von den Propheten verkündigt worden sey. Die jüdischen Schrifterklärungen verwirft er, weil sie nur bey Kleinigkeiten stehen blieben, lehrt die Weißagungen von Christo erkennen, und behauptet, die Christen hätten eine weit heilsamere Beschneidung empfangen, als die Juden; so wie sie auch ein heiligeres Volk als diese wären, und den Namen des dem

Abra-

Abraham und andern Aeltervätern versprochenen Volks, des wahren Israel, und der Söhne Gottes, mit größerm Rechte verdienten. Auch hier giebt er von dem Namen Israel eine unrichtige Erklärung, nach welcher es einen die Macht überwindenden Mann bedeuten sollte. Nach verschiedenen Wiederholungen dessen, was er von Christo und seiner Kirche gesagt hatte, beschließt er dieses Gespräch mit Ermahnungen an die Juden, welche er Brüder und Freunde nennt, die christliche Religion anzunehmen, und benimmt ihnen besonders die Entschuldigung, deren sie sich bedienen könnten, daß Christus nothwendig von einigen aus ihrem Volke hätte verfolgt und umgebracht werden müssen. Tryphon bezeigt in seinem und der mit ihm gegenwärtigen Juden Namen das große Vergnügen, welches sie aus dieser Unterredung geschöpft hätten, die ihnen zur Erklärung der heiligen Schrift so nützlich geworden wäre. Er sehnt sich nach mehrern von dieser Art; aber Justinus mußte abreisen.

Dieser Ausgang, der die Juden so gelehrig abbildet, macht es eben auch nicht wahrscheinlich, daß Justin dieses Gespräch völlig, wie wir es lesen, mit ihnen gehalten habe: und eine Stelle, wo er dem Tryphon verspricht, alles aufzuzeichnen, was er mit ihm geredet habe, beweiset noch nicht, daß wenigstens bey dem schriftlichen Aufsatze nicht einiges sollte geändert worden seyn. Immer aber ist es ein lehrreiches Beyspiel von der Art, wie Justinus und vermuthlich auch viele andere christliche Lehrer für ihre Religion mit den Juden gestritten haben: in der Hauptsache sehr brauchbar; aber auch fehlerhaft genug in einzelnen Gründen und andern Vorstellungen. Man darf eben so wenig zweifeln, daß die Juden solche Einwürfe, als ihnen hier in den Mund gelegt werden, dem Christenthum entgegengesetzt haben: gaben ihnen darauf die Lehrer der Christen, auch nur in

Klei-

Kleinigkeiten, ähnliche Blößen, so ist es nicht zu verwundern, daß sie sich dadurch berechtigt hielten, bey ihrer väterlichen Religion zu bleiben.

Gegen die Heiden führte **Justinus** die Sache des Christenthums noch besonders in der **Ermahnungsschrift an die Griechen**: denn mit diesem Namen belegten die christlichen Lehrer die Heiden überhaupt; auch ihre Religion nannten sie die Griechische, (Ελληνισμὸς) so wie die ihrige, weil sie unter sogenannten Barbaren, den Juden, entstanden war, die Barbarische, (Βαρβαρισμὸς.) In diesem Werkchen zeigt **Justinus**, daß man die Kenntniß der wahren Religion nicht aus den Schriften der heidnischen Dichter und Weltweisen schöpfen müsse, weil sie, wie er durch Beyspiele darthut, viele ungereimte Sätze gelehrt hätten, und unter einander uneins gewesen wären. Dagegen sollten die Heiden die jüdischen Propheten zu Rathe ziehen, auf deren Lehren das Christenthum gegründet worden sey. Darunter sey **Moses** der älteste, wie **Diodor von Sicilien** selbst erkannt habe: er habe geschrieben, ehe noch die griechischen Buchstaben erfunden waren, und wenn man seine und anderer Propheten Schriften griechisch lesen könne, so komme dieses von der Uebersetzung her, die auf Verlangen des **Ptolemäus** verfertigt worden sey. **Justinus** will sogar noch Spuren von den Cellen gesehen haben, in welchen die Verfasser dieser Uebersetzung daran gearbeitet hätten. Desto jünger, sagt er, wären die heidnischen Schriftsteller; vor der Zeitrechnung der **Olympiaden** sey gar nichts Brauchbares geschrieben worden, und selbst die Götterausspruche verwiesen auf die Weisheit der Hebräer. Da jedoch, fährt er fort, selbst die heidnischen Philosophen und Dichter, besonders diejenigen, welche in Egypten die jüdische Religion kennen lernten, manches Wahre eingesehen hätten, so möchten sich die Heiden desselben bedienen. So

hätten

hätten Orpheus, die Sibylle, Homerus, Sophocles und Pythagoras einen einzigen wahren Gott erkannt. Auch Plato sey auf diesen Weg gerathen, ob er gleich aus Furcht vor den Athenienſern Götter zugegeben hätte: im übrigen habe er noch mehr aus dem Moſes genommen, die göttliche Begeiſterung der Propheten, die Auferſtehung und das Gericht; was er von dem geflügelten Wagen des Jupiter ſage, ſey eine Nachahmung der Cherubinen, und auch dieſes, daß die Zeit zugleich mit dem Himmel geſchaffen worden, ſey er dem Moſes ſchuldig. Von eben dieſem habe Homerus ſeine Beſchreibungen der Strafen in der Hölle, der Schöpfung, des Paradieſes, des Thurmbaues zu Babylon, und der Stürzung des Teufels, den er Ate nenne, aus dem Himmel, entlehnt. Sogar die Verfertiger von Götzenbildern hätten die göttliche Rede vor den Augen gehabt: „Laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das „uns gleich ſey!„ Da nun überdieß die Philoſophen ſelbſt geſtünden, daß ſie nichts wüßten: ſo möchten die Heyden vielmehr die Propheten, oder wenigſtens den Orpheus, die Sibylle von Cumä, welche ſo deutlich von Jeſu geweißagt hätte, ingleichen die Weltweiſen, Ammon und Mercurius, hören, welche die Schwierigkeiten, Gott zu kennen, ſo nachdrücklich bekannt hätten. Wiederum ſieht man alſo, daß dieſe Schrift im Ganzen ihrer Abſicht ein Genüge leiſte, wenn gleich bey vielen geſuchten Aehnlichkeiten und in andern Stellen Fehltritte in die Augen fallen.

Andere Schriften, welche noch unter Juſtins Namen geleſen werden, ſind entweder unbeträchtlicher, als die bisher beſchriebenen, oder ſie rühren gar von einem unbekannten Verfaſſer her. In einer kleinen Abhandlung von der einzigen höchſten Herrſchaft Gottes, beweiſet er aus griechiſchen Dichtern, daß es nur Einen wahren Gott gebe; daß dieſer allein über das

Leben

Leben der Menschen Gericht zu halten, befugt sey; daß man ihn durch Opferausgießungen und Weyhrauch nicht besänftigen könne; daß die übrigen sogenannten Götter es nicht sind, und daß man sich ihm also allein ergeben müsse. Der erste Theil dieser Schrift, in welchem Beweise aus den heiligen Büchern der Juden und Christen gebraucht worden waren, ist verloren gegangen. — Eine kurze Anrede an die Heiden, die Justinus vielleicht auch geschrieben hat, erzählt die Ursachen, warum der Verfasser vom Heidenthum abgetreten sey, nämlich den ungereimten ärgerlichen Inhalt der Götter- und Heldengeschichten, ingleichen die Ueppigkeit der feyerlichen heidnischen Zusammenkünfte; dagegen die christliche Religion, als desto vortreflicher, empfohlen wird. — Man eignet ihm auch das Schreiben an den Diognetus zu, an einen lernbegierigen Heiden, der gefragt hatte, auf welchen Gott die Christen ihr Vertrauen setzten, und was sie vor eine Religion hätten, indem sie Welt und Todt verachteten, weder die heidnischen Götter ehrten, noch den jüdischen Aberglauben beobachteten? durch was vor eine Liebe sie unter einander verbunden würden? und warum diese neue Lebensart nur erst vor kurzem eingeführt worden sey? Diese Fragen werden dergestalt beantwortet, daß Justinus gar wohl Verfasser des Schreibens seyn könnte. Nur findet man darinne die jüdischen Cärimonien überaus spöttisch und heftig durchgezogen, ohne daß dem Heiden gesagt würde, daß Gott dieselben gleichwohl auf eine Zeitlang vorgeschrieben hatte: ein Fehler, in den Justinus schwerlich verfallen konnte. — In dem Schreiben an Zenam und Serenum, welches ihm auch von manchen, aber von keinem der alten Schriftsteller, beygelegt wird, sind zwar viele allgemeine, größtentheils nützliche Lehren, für die Sitten der Christen, enthalten; einige darunter aber scheinen sich näher auf Mönche zu beziehen, von denen dieses Zeitalter noch nichts wußte. —

Gleich

Gleich verdächtig sind andere Werke, vor denen sein Name steht, wie die Auslegung des richtigen Bekenntnisses oder Glaubens, die Fragen und Antworten an die Rechtgläubigen, die Fragen der Christen an die Heiden, und der Heiden an die Christen; endlich auch die Widerlegung einiger Aristotelischen Lehrsätze.

Justinus hatte ein Buch wider den Marcion und alle Ketzereyen geschrieben, ingleichen Erklärungen über einige biblische Bücher; beyde aber, und vielleicht noch mehrere seiner Werke, sind, bis auf eine Anzahl abgerissener Stücke, die Irenäus und andere aufbehalten haben, untergegangen. Man wird ihn noch unter der Regierung des folgenden Kaisers eine zweyte Schutzschrift für die Christen aufsetzen, und bald darauf sein Leben beschließen sehen. Diese und seine übrige jetzt vorhandene Schriften sind der Hochachtung gleich, mit welchen man sie bisher immer gelesen hat, oft genug gedruckt worden. Eine der gemeinsten und ziemlich brauchbaren Ausgaben ist die Wittenberger, (oder der Aufschrift nach die Cöllner) vom Jahr 1686, bey der man die Pariser vom Jahr 1636 zum Grunde gelegt hat, welche die Anmerkungen verschiedener Gelehrten aus Friedrich Sylburgs Ausgabe nahm. Allein die schönste und treflichste ist zu Paris im Jahr 1742 herausgekommen, wenn gleich manche Exemplarien Haag nennen. Der Benediktinermönch, Prudentius Maran, welcher sie besorgte, hat darinne außer allen Schriften, welche Justins Namen führen, auch die Werke einiger gleichzeitigen christlichen Lehrer, des Athenagoras, Tatianus, und anderer, zusammengefaßt. Seine lange Vorrede ist eine Einleitung zu denselben, in welcher er von ihren Ausgaben und von dem Leben ihrer Verfasser handelt, auch viele Untersuchungen über ihre Lehre anstellt. Den Text hat er nach

Hand-

Handschriften berichtigt, die Uebersetzungen theils neu verfertigt, theils verbessert, und in den häufigen Anmerkungen bald Auszüge fremder Erläuterungen mit guter Wahl, bald eigene, beygebracht. Er würde das größte Lob verdienen, wenn er nicht **Justins** Fehler zu gezwungen entschuldigt, nicht zu partheyisch aus dessen Schriften die Lehren der römischen Kirche von der Verwandlung im heiligen Abendmahl, vom Meßopfer, und von der Verehrung der Engel, zu bestärken gesucht hätte. Unter den Ausgaben einzelner Schriften des **Justinus** zeichnen sich insonderheit diejenigen vortheilhaft aus, welche von den beyden Schutzreden desselben, (nach **Johann Ernst Grabens** Bemühungen bey der erstern,) und von dem Gespräche mit dem **Tryphon, Stanyan Thirlby** zu London im Jahr 1722, in Folio, mit Anmerkungen voll Gelehrsamkeit; und von den Schutzschriften allein, Herr Lic. **Thalemann** (zu Leipzig, im Jahr 1755. 8.) mit einer in der bündigsten Kürze so gemeinnützigen Empfehlung ans Licht gestellt hat, daß man diese Ausgabe als eine Aufforderung hätte betrachten sollen, ausgesuchten Schriften der ältesten christlichen Lehrer eben sowohl akademische Vorlesungen zu widmen, als man jetzt bloß den Büchern neuerer Lehrer diese Ehre zu erweisen pflegt. Es sind übrigens auch französische, englische und deutsche Uebersetzungen der meisten Werke **Justins** erschienen.

Da er der älteste Lehrer der Christen, nach den Stiftern ihrer Religion, ist, dessen Schriften sich ungezweifelt und in einer solchen Mannichfaltigkeit für uns erhalten haben, daß man daraus von seinem Glauben, seiner Wissenschaft, Denkungsart, Beurtheilung, Methode zu lehren und zu schreiben, und andern Eigenschaften, einen zuverläßigen Begriff schöpfen kann: so scheint es, sein Beyspiel bereite die Leser dieser Geschichte vor, an den auf ihn folgenden christlichen Schriftstellern

eine

eine gleiche Vermischung von Verdiensten und Fehlern zu erwarten. Aber eben dasselbe schreibt auch schon eine gewisse Nachsicht vor, die man ihnen schuldig ist, wenn sie unter nicht sehr verschiedenen Umständen ihm ähnlich gewesen sind. Justin, der sogleich nach den Zeiten der Apostel lebte, ein Philosoph, ein gelehrter und nachdenkender Mann war, der vielen Eifer für die Wahrheit und Gottseeligkeit bezeigte, auch die Irrthümer der Heiden und Juden oft glücklich bestritt; eben dieser Lehrer hat doch die Religion zuweilen unvorsichtig vertheidigt, sie fast zuerst in philosophische Spitzfindigkeiten etwas verwickelt, ihr einige unerweisliche Meinungen angehängt, Unwissenheit der hebräischen Sprache, Leichtgläubigkeit und andere Mängel verrathen. Aber er wird uns dadurch noch nicht verächtlich. Der heidnische Philosoph, der zum Christenthum getreten war, wollte doch nicht vergebens sich in der Philosophie geübt haben: in der besten Absicht, selbst zum Dienste der Christen und Heiden, verglich er sie mit den Lehren dieser Religion, glaubte Aehnlichkeiten zu sehen, und verirrte sich dabey. Gewisse Einfälle, die er eben dieser Religion an die Seite setzte, bekam er entweder von einigen ihrer Lehrer, oder gerieth gutmeinend, durch eine unrichtige Erklärung der heiligen Schrift, darauf. Das meiste, was er von den Grundsätzen des Christenthums sagt, ist doch aus ihren ersten Quellen lauter hergeleitet, brauchbar und beredt vorgetragen. Das übrige ward eine frühe Erinnerung für die Christen, daß ihr Glaube niemals von den Einsichten der Menschen abhängen sollte. Er selbst gab eben diese Warnung: sehr nachdrücklich führt er sie und ihre Feinde immer auf die heilige Schrift zurück. Daß er zur Auslegung derselben die Kenntniß der hebräischen Sprache nicht brachte, und sich bloß auf die alexandrinische Uebersetzung stützen mußte, ist zu einer Zeit, da diese Sprache nicht mehr geredet wurde, und viele tausend Juden ihre heiligen

Schriften in der eben gedachten Uebersetzung lasen, nicht unverzeihlich. Dieser oder jene grobe Fehltritt, manche harte, verworrene Ausdrücke, könnten wohl gar ein Werk der Abschreiber von seinen Schriften seyn. Wenn man also seinen Fehler an vielen Lehrern wieder finden sollte, die nach ihm unter den ersten Christen aufgestanden sind; wie er, unter Gefahren und Verfolgungen ihre Religion muthig bekannt, oder gar ein tugendhaftes Leben ihr zu Ehren hingegeben haben: so empfängt man sie vermuthlich, von der gegenwärtigen Stelle an, zugleich hochachtungsvoll wegen ihrer rühmlichen Gaben, und mitleidig wegen ihrer Versehen. Hat nur Wahrheitsliebe und Redlichkeit ihre Untersuchungen geführt; haben sie ihre Gedanken über die Religion nicht gebieterisch ihren Mitbrüdern aufgedrungen, und vor das Wort Gottes selbst ausgegeben: ihre Irrthümer und Schwachheiten sind alsdenn erträglicher, als diejenigen, welche neuere Lehrer, ohngeachtet so vieler warnender Beyspiele, so vortreflicher neuerlangter Hülfsmittel, und unter andern Vortheilen, dennoch ohne Zahl begangen haben.

Erste Streitigkeit
über das Pascha,
und
Geschichte des Polycarpus,
Bischoffs von Smyrna.

Würklich waren auch die christlichen Lehrer dieser Zeit in allem, was die Religion betraf, bescheiden und friedfertig: nur da, wo sie zu offenbar Abweichungen

chungen von den vornehmsten Lehren Jesu sahen, überließen sie sich einiger Heftigkeit. Eine kleine Uneinigkeit, die zwischen den Christen gegen das Jahr 160, über das feyerliche Andenken des Todes und der Auferstehung Jesu, rege ward, zeigte keine andere Gesinnungen bey ihnen. Man kann nicht beweisen, daß die Apostel selbst diese beyden jährlichen Gedächtnißtage eingeführt haben; aber ganz unwahrscheinlich ist es eben nicht. Die wöchentliche Feyer der Auferstehung Jesu, der Sonntag, schrieb sich, allem Ansehen nach, von ihnen her, wie man bereits gesehen hat; (Th. II. S. 143. fg.) es war natürlich, diese große Begebenheit auch jährlich einmal an dem Tage besonders zu begehen, an welchem sie sich zugetragen hatte. Und da sie mit dem Tode Jesu, dessen heilsame Würkungen die Christen so dankbar erkannten, genau verbunden war; so konnte es nicht fehlen, daß man auch das Andenken desselben, vielleicht eben so geschwind, als von der Auferstehung Jesu, mit öffentlicher Andacht jährlich erneuerte. Verschiedene Feste und andere gottesdienstliche Gebräuche der ersten Christen haben einen unbekannten, aber doch sehr alten Ursprung. Daraus kann eines von beyden geschlossen werden: entweder, daß die Apostel selbst Stifter derselben gewesen sind; oder beynahe richtiger, mit dem **Socrates**, (Hist. Eccl. L. V. c. 22.) daß sie der Gottseligkeit der Christen freyen Lauf gelassen, bisweilen aber auch ihre Anstalten ausdrücklich gebilligt haben.

Dieses ist gewiß, daß zu dieser Zeit das Fest des Todes Jesu allein den Namen **Pascha**, oder das Fest des **Osterlamms**, geführt hat: und dieses mit desto größerm Rechte, da nicht allein das jüdische Osterlamm ein Vorbild Jesu war, den daher **Paulus** selbst das Pascha der Christen genannt hat; (1 Br. an die Corinth. Christen, C. 5.) sondern auch alle Christen damals zum Gedächtnisse seines Todes ein Osterlamm

aßen. Nachher aber nannte man, eben nicht zum schicklichsten, auch das Auferstehungsfest Jesu, Pascha. Daraus entstand der Unterschied, den man zwischen dem Kreuzigungs-Pascha, (πάσχα σταυρώσιμον) und dem Auferstehungs-Pascha (πάσχα ἀναστάσιμον) machte. Der Name Ostern hingegen, der dem letztern eigen wurde, kommt von dem alten deutschen Worte Urstånd, welches Auferstehung bedeutete, her. Man kann also nicht sagen, daß der Streit der Christen, von welchem hier die Rede ist, zunächst das Osterfest angegangen hat, ob sich gleich dessen Folgen auch darauf erstreckten.

Darinne waren alle Christen einig, daß sie, um das Andenken des Todes ihres Erlösers jährlich auf eine feyerliche Art zu begehen, ein Lamm schlachteten, und die Abendmahlzeit, in welcher sie solches genossen, Pascha nannten. Außer der schon berührten Veranlassung zu dieser Gewohnheit, kam auch die Neigung dazu, welche sie, als meistentheils gebohrne Juden, zu den Mosaischen Vorschriften, und darunter auch zu dem ihrem Volke so werthen Osterlamme, beybehalten hatten. Allein über die Zeit, wenn diese Handlung vorgenommen werden sollte, kamen sie nicht mit einander überein. Die Christen in Klein Asien, und vermuthlich auch in einigen umliegenden asiatischen Provinzen, aßen ihr Osterlamm allemal am vierzehnten Tage des ersten jüdischen Monats, welcher Nisan heißt, (oder nach unserer Berechnung, am vierzehnten Tage nach dem Neumonde im März,) weil die Juden an diesem Tage ihr Osterlamm verzehrten, und Jesus, nach der Meinung dieser Christen, es zugleich mit den Juden gegessen hatte. Am dritten Tage darauf begiengen sie das Fest seiner Auferstehung. Sie gaben vor, diese Zeitbestimmung von den Aposteln Johannes und Philippus bekommen zu haben. Alle andere christliche

Gemei-

Gemeinen hingegen hielten ihr Gedächtnißmahl am Abende vor dem Auferstehungsfeste Jesu, welches sie stets auf den Sonntag nach dem vierzehnten Tage des Monats Nisan setzten. Hierinne, behaupteten sie, hätten ihre Vorfahren die Apostel Petrum und Paulum zu Lehrern gehabt.

Aus dem Verhalten der morgenländischen Christen bey dieser Cärimonie, flossen einige Unbequemlichkeiten, die zu Vorwürfen gegen sie dienten. Weil der vierzehnte Tag des Nisan nicht immer auf einen Freytag fiel: so feyerten sie auch das eigentliche Osterfest zuweilen an andern Tagen, als am Sonntage, an welchem gleichwohl Jesus auferstanden war. Sie unterbrachen weiter durch ihre Gewohnheit das Fasten, welches zu dieser Zeit schon in der ganzen Woche vor dem Auferstehungsfeste beobachtet wurde. Das Fasten überhaupt, als eine mit Gebet verbundene Religionsübung, war so alt, als die christliche Gemeine, von ihren Stiftern selbst häufig gebraucht worden, und der jüdischen Kirche besonders eigen. Wenn auch die Christen nicht schon aus dieser her sich daran gewöhnt hätten; so war es ein sehr ungezwungener Einfall, zu den Beschäftigungen der Seele auch den Leib, der ihnen so viele Hindernisse in den Weg legt, bisweilen außerordentlich vorzubereiten. Aber hier ebenfalls behauptete die christliche Freyheit ihr Recht. Was bey den Juden Gesetz war, blieb allein den andächtigen Trieben der Christen überlassen. Die Apostel selbst und ihre Schüler fasteten zwar unter anhaltendem Gebete nicht selten: (Apostelg. C. 13, 2. 3. C. 14, 23.) auch setzte Paulus (1 Br. an die Christen zu Corinth, C. 7.) voraus, daß christliche Eheleute sich zuweilen um des Fastens und Betens willen von einander trenneten; aber Befehle waren darüber nicht gegeben worden. Unterdessen fasteten doch die meisten Christen um diese Zeit am

vierten und sechsten Tage der Woche, zum Andenken der Gefangennehmung und der Kreuzigung Christi. Mit einem weit feyerlichern Fasten begiengen sie die Woche selbst, in welcher er zuletzt gelitten hatte und gestorben war; und die meisten, wie es scheint, mehrere oder alle Tage derselben, vom Montage an gerechnet. Kein Wunder also, daß es vor anstößig gehalten wurde, wenn die asiatischen Christen dieses dem Tode Jesu geheiligte Fasten störten. Ihre übrigen Mitbrüder aber aßen ihr Osterlamm gerade am Ende der sogenannten großen oder stillen Woche. Man hat gemuthmaaßt, schon der Umstand sey jenen Christen übel ausgelegt worden, daß sie ihr Pascha zugleich mit den geschwornen Feinden ihrer Religion, den Juden, und an eben dem Tage, da diese Jesum ans Kreuz geschlagen hätten, genössen. Allein da die Christen damals noch mehrere jüdische Gebräuche beybehielten: so hat dieser, dessen Absicht ganz auf das Christenthum gerichtet war, deswegen schwerlich einen gehäßigen Eindruck machen können, weil er gemeinschaftlich mit den Juden ausgeübt wurde.

Beyde Theile hatten vielleicht Recht, indem sie sich bey ihrer verschiedenen Gewohnheit auf die Apostel beriefen. Diese ehrwürdigen Lehrer haben die christliche Religion nicht auf Cärimonien gebauet; sie haben nur wichtige Vorschriften des Glaubens und Lebens mit Eifer eingeschärft: und es ist daher überaus wahrscheinlich, daß jeder in der Gemeine, bey welcher er sich aufhielt, die von derselben eingeführte Art, das Pascha zu halten, gebilligt, oder doch ungetadelt gelassen habe. Selbst dieses, daß die morgenländischen Christen das Auferstehungsfest vom Sonntage manchmal auf andere Tage verlegen mußten, konnte von den Aposteln geduldet werden, da doch eben dieselben Christen das Gedächtniß dieses Wunders Jesu auch an jedem Sonntage feyerten. Bey dieser ganzen Frage über die Zeit,

wenn

wenn das christliche Pascha gehalten werden, und sodann das Auferstehungsfest folgen, sollte, kam es gar nicht auf den Glauben der Christen an; sondern bloß auf willkührliche Umstände bey ihrer äußerlichen Andacht. Eine Uneinigkeit darüber war leicht zu ertragen; aber sie verdiente nicht in hitzige Streitigkeiten auszubrechen.

So dachten auch die Christen dieser Zeit hierüber. Die Bischöfe der Römischen Gemeine, welche seit der Regierung des Adrianus lebten, und vom Irenäus (beym Eusebius Hist. Eccl. L. V. c. 24.) Aelteste genannt werden, Sixtus, Telesphorus, und andere mehr, beobachteten zwar mit derselben genau die alte abendländische Gewohnheit; aber sie begegneten darum den Christen, die aus Asien zu ihnen kamen, nicht weniger leutseelig, wenn sie gleich dem gegenseitigen Gebrauche zugethan waren. Sie schickten sogar den Bischöfen derselben, zu einem damals schon üblichen Zeichen der Einigkeit, Brod und Wein zu, um auf diese Art mit ihnen gemeinschaftlich das Abendmahl Jesu zu halten. Aber unter Antonin dem Frommen, da Anicetus Römischer Bischof war, gerieth diese Sache zuerst in eine merkliche Bewegung. Polycarpus, Bischof von Smyrna, der einige andere kleine Zwistigkeiten mit demselben hatte, kam um das Jahr 160, oder etwas später, nach Rom, und verglich sich über dieselben so leicht mit ihm, daß sie einander sogleich den brüderlichen Kuß des Friedens gaben, mit welchem die Christen sich, nach der Ermahnung der Apostel, liebreich zu grüßen pflegten. Am wenigsten litt ihre Eintracht durch den Streit über das Pascha. Zwar bemühte sich Anicetus vergebens, den Polycarpus zur Ablegung seiner Gewohnheit zu bereden: dieser versicherte, sich darinne stets nach dem Beyspiel des Johannes, und anderer Apostel, seiner Freunde, gerichtet zu haben; eben so wenig konnte er

auch den Römischen Bischof dahin bringen, auf seine Seite zu treten, weil derselbe sich auf die Gewohnheit seiner Vorgänger berief. Dennoch schieden sie in so gutem Vernehmen aus einander, daß sie nicht allein das heilige Abendmahl mit einander nahmen; sondern auch Anicetus seinen Freund die feyerliche Einsegnung desselben vor den Augen der Gemeine verrichten ließ. Ihr Betragen war desto rühmlicher, da ein gutmeinender unbedachtsamer Eifer die Abweichung von einer Verordnung der Apostel gar bald zu einer Ketzerey gemacht haben würde.

Einige Jahre darauf wurde zwar der Streit über das Pascha, zu Laodicea in Klein Asien, mit etwas mehr Unruhe, wie es das Ansehen hat, erneuert: allein man weiß von demselben nichts mehr, als daß Melito, Bischoff von Sarden, bey dieser Gelegenheit zwey Bücher vom Pascha geschrieben habe. Dieses ist der Bericht des Eusebius; (Hist. Eccl. L. IV. c. 26.) die andere Stelle, in welcherer die ältere Streitigkeit den Irenäus erzählen läßt, ist bereits angeführt worden: wozu man noch die dritte (L. IV. c. 14.) ingleichen um einiger Erläuterungen willen, den Epiphanius (Haer. 50.) und den Socrates in der ebenfalls bereits angegebenen Stelle, setzen kann, wo ein sehr vernünftiges allgemeines Urtheil über den Streit wegen des Pascha gefällt wird. Man hat denselben erst in den neuesten Zeiten richtig vorzutragen angefangen: zuerst ist solches vom Joach. Hildebrand und dem Jesuiten Daniel geschehen. Durch ihre eigene Untersuchungen sind eben dahin Heumann (in der vera descriptione priscae contentionis inter Romam et Asiam, welche in seiner Nova Sylloge Dissertatt. Part. I. p. 156.) doch mit einer untermischten bloß sinnreichen Vorstellung; und noch glücklicher Mosheim (Commentar. de reb. Christianor. ante Constant. M. p. 435. sq.) gekommen, deren Bemerkungen Herr D. Walch (im Entwurf

wurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen ꝛc. Th. I. S. 666. fg.) mit Einsicht genützt hat.

Polycarpus führte sich bey dieser Uneinigkeit derjenigen Würde gemäß auf, die er unter den Christen behauptete: er war damals ihr ältester und angesehenster Lehrer. Besonders ehrte man ihn als den vornehmsten noch lebenden Schüler und Freund der Apostel: und noch jetzt muß man seine Bescheidenheit bewundern, daß er sich dieses Vorzugs gegen den **Anicetus** nicht bedient hat, um in seiner Streitigkeit mit demselben darauf zu dringen, daß seine Meinung allein vor die wahre gehalten werden müßte. Unter den Aposteln hatte ihn hauptsächlich **Johannes** unterrichtet, auch zum Bischof der Gemeine zu Smyrna gesetzt. Hier trug er die Lehren der Apostel mit einem unermüdeten Eifer vor, völlig übereinstimmend mit der heiligen Schrift, sagt **Irenäus**, der ihm zugehört hat, und bestätigte sie sogar durch Wunder. Voll Betrübniß über die Verwirrungen, welche damals die **Gnostiker** in der christlichen Religion zu stiften suchten, rief er, so oft ihm solche Nachrichten gegeben wurden, indem er sich die Ohren zustopfte, aus: „Gütiger Gott! in welche Zeiten hast „du mich aufbehalten, daß ich solche Dinge ertragen „muß!„ Sein gottseeliges Leben war ein eben so fruchtbares Beyspiel, und beförderte vermuthlich die glückliche Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, die ihm vor andern Lehrern eigen war.

Um insonderheit die nahen christlichen Gemeinen in dem reinen Glauben zu befestigen, auch einzelnen Christen Ermahnungen zu geben, schrieb er verschiedene Briefe an dieselben. Von diesen ist nur noch der an die Gemeine zu Philippi abgelassene vorhanden. Er scheinet bald nach dem Tode des **Ignatius**, Bischofs von Antiochien, aufgesetzt worden zu seyn; man kann

aber denselben nur dem größern Theile nach jetzt griechisch, ganz hingegen in einer alten lateinischen Uebersetzung, lesen. **Polycarpus**, der sich nebst seinen Aeltesten gleich Anfangs nennt, bezeigt darinne den Christen zu Philippi seine Freude über die gute Aufnahme, welche sie ihren gefangenen Mitbrüdern erzeigt hätten, und über ihren standhaften Glauben. Darauf ertheilt er ihnen mancherley Vorschriften ihres Verhaltens, und erinnert besonders die Eheweiber, die Wittwen, (welche er Altäre Gottes nennt,) die **Diaconos** oder Kirchendiener, die Jünglinge und die Aeltesten der Gemeine, an ihre Pflichten. Unter andern Ermahnungen setzt er mit dem Apostel **Johannes** hinzu, wer es läugne, daß **Christus** ein Mensch geworden, sey ein Widerchrist; wer das Zeugniß des Kreuzes nicht bekenne, sey vom Teufel; derjenige aber sey der Erstgebohrne des Satan, welcher Gottes Wort nach seinen Lüsten verdrehe, und behaupte, es gebe weder Auferstehung noch Gericht. Er empfiehlt ihnen weiter Geduld und Beständigkeit im Leiden, worinne sie **Jesum**, die Apostel und verschiedene Märtyrer, darunter auch den **Ignatius**, nachahmen sollten. Ueber die Fehltritte des **Valens**, der sonst Aeltester bey ihnen war, und seiner Frau, ist er traurig, und wünscht ihnen, daß sie sich bessern möchten; von den Christen aber verlangt er, sie möchten dieselben nicht vor ihre Feinde ansehen, sondern als irrende Mitglieder zurückführen, damit sie den ganzen Körper ihrer Gemeine retten könnten. Auch ermahnt er sie, für die Könige, Fürsten und Großen, selbst für ihre Verfolger und Feinde, zu beten, und meldet ihnen, daß er ihnen, nach ihrem Begehren, die Briefe des **Ignatius** mitsende, welche derselbe an ihn und an seine Gemeine geschrieben hatte.

Ueberhaupt genommen, könnte dieses Schreiben wohl ein Mann aufgesetzt haben, der aus dem Unterrichte und Umgange der Apostel kam. Die Lehren des Chri-

Christenthums scheinen darinne richtig vorgetragen zu seyn; wenn gleich der Verfasser oft mehr die Stellen und Ausdrücke der heiligen Schriftsteller gehäuft, als die Begriffe selbst deutlich entwickelt hat. Daß er Gott und Christum von einander unterscheidet, kann ihm eben nicht zur Last gelegt werden. Die Apostel hatten es ebenfalls gethan, und seine Erklärungen darüber sind den ihrigen ähnlich. Es wird ihm auch dieses Schreiben vom Irenäus (advers. haer. L. III. c. 3.) vom Eusebius (Hist. Eccl. L. IV. c. 14. 15.) und vom Hieronymus (Catal. Script. Eccles. c. 17.) beygelegt: der zweyte dieser Schriftsteller hat sogar (l. c. L. III. c. 36.) ein Stück aus demselben eingerückt. Man las es, wie andere Schriften frommer Lehrer, selbst bey dem öffentlichen Gottesdienste der Christen in Asien, vor.

Aber alle diese Umstände beweisen noch nicht, daß es ohne einige Verfälschung erhalten worden sey. Wollte man auch bey der oben angeführten Stelle von den Wittwen, welche sehr mit andern in einem unächten Briefe des Ignatius, und in den fälschlich sogenannten Apostolischen Kirchenverordnungen übereinkommt, sagen, die Verfasser dieser Schriften hätten sie aus dem Briefe des Polycarpus genommen; so bleibt doch eine andere sehr verdächtige übrig. Die Christen zu Philippi werden erinnert, daß sie den Aeltesten und den Kirchendienern, wie Gott und Christo, unterthänig seyn müßten. Wiederum eine Vorschrift, so wie in den Briefen des Ignatius, die ein Schüler der Apostel schwerlich kann ertheilt haben. Doch dieses Schreiben ist uns in Ansehung seiner jetzigen Gestalt etwas gleichgültig: es setzt für die Christen jener Zeit eine hinlängliche Kenntniß des christlichen Glaubens voraus, ist mit vieler Einfalt, ohne genauen Zusammenhang oder bestimmte Erklärungen, aufgesetzt, und dienet daher zur Geschichte der Religion wenig. Man findet es in

den

den Sammlungen des Cotelier, Ittig und Frey, die bereits (Th. II. S. 275. 276.) beschrieben worden sind. Unter den neuern Beurtheilungen desselben ist keine strenger, als diejenige, welche der Herr D. Semler (in seiner Geschichte der christlichen Glaubenslehre, vor dem zweyten Bande von Baumgartens Untersuchung theologischer Streitigkeiten, S. 36. fg.) vorgetragen hat.

Geschichte der Montanisten.

Mittlerweile, daß Polycarpus und andere christliche Lehrer die Sittenlehre Jesu und der Apostel noch größtentheils in ihrer ersten Reinigkeit vorstellten, und ausübten: wagte es Montanus, nicht nur dieselbe zu verbessern; sondern auch eine außerordentliche Quelle der Einsichten in dieselbe anzugeben, von welcher die übrigen Christen wenig mehr erwarteten. Dieser Mann war aus der asiatischen Landschaft Mysien gebürtig, und hatte sich erst vor kurzem zum Christenthum gewandt. Er verrieth einen besonders ehrgeizigen Sinn: kein Wunder also, daß er sich auf einem neuen Wege hervorzuthun gesucht hat. Dabey scheint er überaus schwermüthig, und zu einer mürrischen Strenge geneigt gewesen zu seyn. Alles zeigt an ihm ein gutes Herz; aber einen schwachen Verstand, und eine sehr erhitzte Einbildungskraft, an. Nicht anders kann man den eifrigen Tadel, mit welchem er unschuldige Gewohnheiten und Handlungen seiner Mitbrüder belegte; seine harten Forderungen an dieselben; die aus-

ausschweifend hohe Meinung, die er von sich hegte, ohne einen Beweis davon geben zu können; den blendenden Schein der Gottseeligkeit in seinen Sitten; den schnellen Beyfall, welchen er gewann, und so vieles andere in seiner Geschichte, mit einander vereinigen. Es hat gar nicht das Ansehen, daß er ein boshafter Betrüger gewesen sey; wohl aber, daß er sich selbst zuerst durch schwärmerische Träume hintergangen, sodann auch andere damit eingenommen habe. Nach seiner Denkungsart und seinen Neigungen mußte er bald gewisse Flecken in der Kirche finden, von denen sie gereinigt werden sollte. Mehr brauchte es nicht, um ihn zu überreden, daß ihm diese Kenntniß und die Vollmacht, solches auszuführen, von Gott vorzüglich ertheilt worden sey. Könnte man es vor gewiß annehmen, (wiewohl es nur als ein Gerücht erzählt wird, dergleichen man mehrere von solchen verhaßten Personen ausgestreuet hat;) aber wenn es auch keinen Zweifel litte, daß er sich endlich selbst erhenkt habe: so würde man daran eben keinen lasterhaften Mann, desto mehr hingegen einen düstern und halb wahnwitzigen Kopf, erkennen. Ueber die Zeit, da er angefangen hat, seine Meinung auszubreiten, wird zwar noch gestritten, weil **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 16.) und **Epiphanius** (Haer. 48.) dieselbe auf eine verschiedene Art bestimmen, und beyderley Nachrichten ihre Schwierigkeiten haben; allein der letztere Schriftsteller, welcher den Ursprung der **Montanistischen** Parthey gegen das Jahr 157 setzt, scheint mit der übrigen Geschichte derselben am besten übereinzukommen.

Montanus warf sich ungescheut zu einem von Gott begeisterten Propheten auf. Er gestand zwar, daß der heilige Geist, den er mit einem von Jesu gebrauchten Worte **Parakletus**, das heißt, den **Lehrer** oder **Fürsprecher**, nannte, durch die Propheten der jüdischen Kirche den göttlichen Willen geoffenbaret, daß

Jesus

Jesus eben denselben sowohl den Aposteln als andern Christen versprochen habe; aber er setzte hinzu, daß niemand die außerordentlichen Gaben desselben zu einer so vorzüglichen Absicht erhalten habe, als er. Denn durch ihn sollte der christlichen Kirche dasjenige bekannt gemacht werden, was ihr noch zu ihrer Vollkommenheit mangelte. Die Kenntniß von der Ausübung wahrer Gottseeligkeit, sagte er, (oder wenigstens in seinem Namen der größte seiner Anhänger, **Tertullianus**, de veland. virg. c. 1.) sey in der Kirche des alten Testaments einem kindischen Zustande gleich gewesen; **Christus** und die Apostel hätten dieselbe zur Wissenschaft der Jünglinge erhöhet; durch ihn aber sey sie bis zur Reife des männlichen Alters gebracht worden.

Man hat bereits zu den Zeiten des **Montanus**, und nachmals fast bis auf die unsrigen, dieses sein Vorgeben schlimmer, als es wirklich war, abgebildet. Er ward beschuldigt, daß er sich selbst vor den **Parakletus** oder den heiligen Geist ausgegeben habe; da ihn doch **Tertullian**, der ihn oft mit diesem Namen der Kürze wegen, wenn gleich immer unvorsichtig, belegt, an andern Stellen genugsam von demselben unterscheidet. Was die Offenbarungen betrifft, deren sich **Montanus**, und auch einige seiner Freunde, rühmten, so glaubten die alten Christen, sie wären vielmehr vor Wirkungen des Teufels anzusehen. Freylich fanden sie an denselben manches zu tadeln: insonderheit, daß **Montanus**, indem er sie empfieng, in Entzückungen, und beynahe in Wuth, gerieth; daß er nicht bloß im Namen Gottes, sondern in der ersten Person von ihm, sprach; und daß seine vermeinten göttlichen Eingebungen vortreflichere Anordnungen enthalten sollten, als die Stifter des Christenthums hinterlassen hätten. Allein durch diese Vorwürfe, zumal den letztern, war nur die Falschheit

seiner

seiner Einbildung bewiesen worden; noch nicht hingegen, daß ihn ein böser Geist regiere.

Beym ersten Anblicke hätte es kaum anstößig scheinen sollen, wenn **Montanus** behauptete, daß der **Paraklet**us durch ihn rede. Noch um diese Zeit, und lange nachher, zweifelten die Christen nicht, daß die unmittelbaren Offenbarungen des heiligen Geistes, und seine Wundergaben überhaupt, zuweilen einigen unter ihnen mitgetheilt würden: und man wird in der Folge Beyspiele davon sehen, welche sie aufgezeichnet haben. **Montanus** also eignete sich nichts zu, was seine Zeitgenossen vor ganz unmöglich und überflüßig gehalten hätten. Auch unternahm er es gar nicht, neue Glaubenslehren einzuführen, oder den christlichen Lehrbegriff umzustürzen. Irrthümer dieser Art sind ihm und seinen Anhängern erst in den folgenden Jahrhunderten, aber desto unwahrscheinlicher, beygelegt worden, da sie nicht allein feyerliche Versicherungen von ihrer Uebereinstimmung mit der unter den Christen herrschenden Religion gegeben, sondern auch dieselbe durch einen eifrigen Widerspruch gegen verschiedene Irrgläubige bestätigt haben.

Es waren nur die äußerlichen Andachtsübungen und die Kirchenzucht, welche **Montanus**, von einem himmlischen Lehrer erleuchtet, vollkommener machen wollte. Die Christen fasteten, seiner Meinung nach, weder oft, noch zum Theil streng genug. Sie hatten nur, wie man oben gesehen hat, Ein allgemeines jährliches Fasten, das sie zum Andenken des Todes **Jesu** begiengen. Er führte also noch zween andere ein, davon das eine nach Pfingsten gehalten werden sollte, von welchem christlichen Feste um diese Zeit die ersten ausdrücklichen Spuren vorkommen, ohne daß man sagen könnte, wenn es seinen Ursprung genommen habe.

Die

Die Zeit des zweyten dieser jährlichen neuen Fasten des **Montanus** ist ungewiß. Aber er unterschied sich auch darinne von den übrigen Christen, daß er zwar, wie sie, von der dritten Nachmittagsstunde des Freytags vor dem Auferstehungsfeste **Jesu** an, bis zum Aufgang der Sonne an diesem Feste, gar nichts aß; in den beyden Fasten hingegen, die er selbst stiftete, nur trockener Speisen und Wassers sich bediente, vom Fleisch aber, vom Wein, und selbst von saftigen Früchten, sich gänzlich enthielt. Man nannte diese bisher unbekannte und den Christen mit Recht anstößige Art des Fastens, **das Essen des Trockenen**, (Ξηροφαγία.) Bey dem wöchentlichen Fasten der Christen an der Mittewoche und am Freytage, (welches ieiunia feriae quartae et sextae, ingleichen stationes hieß,) traf **Montanus** ebenfalls eine Aenderung. Anstatt daß es um drey Uhr Nachmittags, oder, nach der damaligen Redensart, in der neunten Stunde des Tags, zu Ende gieng, verlängerte er es bis zum Untergange der Sonne. Seine Neuerungen würden noch erträglicher gewesen seyn, wenn er sie nicht, als nothwendige Gebräuche, vorgeschrieben hätte. Es ist wahr, daß er denen, welche sie nicht beobachteten, darum die Hoffnung zur Seeligkeit nicht schlechterdings absprach, und er scheint die Nothwendigkeit derselben mehr aus dem damaligen Zustande der Christen hergeleitet zu haben, die, bey einer anhaltenden Gefahr des Todes, sich auf denselben desto öfter vorbereiten mußten. Gleichwohl redete er im Namen des heiligen Geistes: und wenn es also auch nur heilsame Erinnerungen an die Christen gewesen wären; so durften sie dieselben nicht verachten. Dieser Angrif auf ihre Freyheit verdroß die Christen hauptsächlich: sie konnten den Zwang bey Uebungen der Gottseeligkeit nicht dulden, über welche Jesus und seine Apostel keine Gesetze gegeben hatten, und die eben durch einen freywilligen Trieb am nützlichsten werden konnten; zu geschwei-

schweigen, daß sie das göttliche Ansehen nicht erkannten, das **Montanus** seinen Lehren zu geben suchte. Will man überhaupt die zerstreueten Nachrichten der alten christlichen Lehrer von dem Fasten der ersten Kirche, nach allen Abwechselungen desselben, gesammelt und erläutert lesen; so kann man den **Johann Dalläus**, (de ieiuniis er quadrageſima, Libri IV. Daventriae, 1654. 4.) und den **Wilhelm Beveridge** oder **Beveregius** (in Codice Canonum Eccleſiae primitivae vindicato ac illuſtrato, Libro III. p. 134-169. der Ausgabe des **Cotelier** unter den Patribus Apoſtolicis, Tomo II. nach dem Amſterdamer Druck vom Jahr 1724.) als zween der besten Führer wählen; obgleich der letztere zu partheyisch dem vierzigtägigen Fasten einen apostolischen Ursprung zu erstreiten sucht.

Außer dieser vermeinten Verbesserung des Fastens der Christen, wollte **Montanus** auch in andern Stücken ihr Betragen reinigen. Er behauptete, daß die zweyte Ehe nicht erlaubt, und würklich eine Art von Sünde sey, wegen welcher diejenigen, so sie begiengen, aus der Gemeine gestoßen werden müßten. Daß **Paulus** sie verstattet habe, gab er zu; aber eben dieses rechnete er auch zu der Vollkommenheit, die der **Parakletus** durch ihn stifte, daß er eine Vergünstigung des Apostels aufhebe, indem **Christus**, wie **Tertullianus** sagte, (de monogamia, c. 14. p. 578. 579. ed. Franeker. 1597. Fol.) zwar die Härte des menschlichen Herzens getilgt habe; die Schwachheit aber des menschlichen Fleisches erst vom **Parakletus** ihrer Herrschaft beraubt worden sey. Er stellte es ferner als eine Verläugnung der christlichen Religion vor, wenn man, wie die Christen häufig thaten, während der heidnischen Verfolgungen sein Leben durch die Flucht rettete. Auch dieses sollte **Christus** nur in dem unvollkommnern Zeitraum bis auf den **Montanus** erlaubt haben. Aber

die Anhänger des letztern durften so wenig dieses Mittel ihrer Sicherheit ergreifen, daß sie vielmehr zur Zeit der Verfolgung eben so öffentlich und ungescheut ihren Gottesdienst hielten, als in ruhigern Tagen; diejenigen etwan ausgenommen, welche befürchteten, durch die Martern zum Abfall vom Christenthum gezwungen zu werden. Noch verlangte **Montanus**, daß Christen, welche wegen grober Sünden von der Gemeinschaft der Kirche wären ausgeschlossen worden, niemals wieder in dieselbe aufgenommen werden sollten. Wenn er gleich nicht läugnete, daß der Kirche die Macht zustehe, solches zu thun, und daß auch solche Verbrecher zur öffentlichen Kirchenbuße zugelassen werden könnten; so versagte er ihnen doch den völligen Zutritt in die Gemeine der Gläubigen, damit nicht durch diese Nachsicht die Lust zu sündigen bey mehrern angefrischt würde.

Die Strenge des **Montanus** gegen die Sitten der Christen erstreckte sich noch weiter. Er wollte, daß die christlichen Jungfrauen, (nicht bloß die Weiber und Wittwen, wie es gewöhnlich war,) sich mit einem langen Schleyer verhüllen sollten. Und wenn man ihm die Meinungen des größten seiner Anhänger, des **Tertullianus**, beylegen darf: so verwarf er auch die Erlernung der heidnischen Wissenschaften, allen Schmuck und Putz in der Kleidung, den Gebrauch des Eidschwurs, den Soldatenstand, und die Schauspiele. Einem Manne von der Gemüthsart des **Montanus**, und von solchen Grundsätzen, als eben angeführt worden sind, kann man dieses alles leicht zutrauen.

Doch diese Veränderungen in der christlichen Sittenlehre konnten den **Montanus** eben nicht verhaßt machen. Manche Lehrer der Christen zu seinen Zeiten, noch mehrere in den bald folgenden, kamen in vielen dieser Meinungen mit ihm überein. Aber das Unan-

stän-

ständige, welches man an seinen Offenbarungen tadelte, und die Kühnheit, mit welcher er neue vortrefflichere Gesetze Gottes, als die Christen bisher gehabt hätten, bloß über einige Theile der Kirchenzucht und äußerlichen Andacht festsetzen wollte, beydes war schon hinlänglich, Unwillen gegen ihn zu erregen. Dazu kam vielleicht auch, (man hat es wenigstens gemuthmaaßt,) der Inhalt der Weißagungen, die er und seine Schülerinnen vorbrachten. Sie kündigten unter andern Empörungen, Kriege, und das nahe Ende der Welt an. Daß dieses letztere bevorstünde, glaubten zwar damals die Christen überhaupt; nur sagten sie es nicht immer frey heraus. Diese Erwartung zog natürlich auch den baldigen Untergang des Römischen Reichs nach sich: und man begreift leicht, wie nachtheilig es den Christen gewesen sey, wenn ihnen ihre Feinde solche Vorwürfe machen konnten.

Unterdessen gaben der Ruf eines neuen Propheten, seine großen Versprechungen und strengern Forderungen an die Christen, auch sein unbeflecktes Leben, dem **Montanus** viele Anhänger. Nächst der Benennung, die sie von seinem Namen erhielten, nannte man sie auch von dem Lande, wo sie sich vornehmlich ausbreiteten, **Phrygier** und **Kataphrygier**; ingleichen von einer Stadt daselbst, **Pepuza**, welche ihren Hauptsitz abgab, **Pepuzianer**. Keine waren unter den ersten derselben berühmter, als zwo Frauenspersonen, **Maximilla** und **Priscilla**, die sich beyde, wie **Montanus**, rühmten, den **Parakletus** empfangen zu haben, verschiedene Weißagungen ausstreueten, und durch ihre Reichthümer die entstehende Gemeine erweitert und befestigt haben sollen. **Maximilla** soll, gleich dem **Montanus**, ihrem Leben ein gewaltsames Ende gemacht haben: wenn dieses wahr ist, so bestätigt es die ohne dieß wahrscheinliche Vermuthung, daß meistentheils schwermüthige und trübe Köpfe geholfen haben, diese Parthey zu gründen.

Die übrigen Christen verhielten sich gegen dieselbe anfänglich nicht auf einerley Art. Man kann unter dem gottseeligen und rechtgläubigen Urtheil, welches einige Gemeinen in Gallien, nach dem Berichte des **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 3.) von derselben gefällt haben, schwerlich ein anderes verstehen, als ein gütiges und gemäßigtes, bey welchem doch die Wahrheit der Religion keine Gefahr lief. Da sie sahen, daß die **Montanisten** den christlichen Glauben nicht anfochten: so begnügten sich diese Christen vermuthlich daran, die eingebildeten Offenbarungen derselben abzuweisen; im übrigen aber hoben sie die Gemeinschaft mit ihnen nicht auf: ja verschiedene Märtyrer in diesen Gemeinen hatten sowohl den Christen in Klein Asien und Phrygien, als dem Römischen Bischoff **Eleutherus** den Kirchenfrieden mit den **Montanisten** besonders empfohlen. Einer von den Bischöffen zu Rom, den man nicht nennt, unterhielt denselben wirklich, und zweifelte an den prophetischen Gaben ihrer Anführer nicht; änderte aber nachmals dieses Urtheil auf die Vorstellung des **Praxeas**, eines ihrer Gegner. Allein in Asien fanden sie desto mehr Widerstand. Die dortigen christlichen Gemeinen versammelten sich öfters, um die Lehren der **Montanisten** zu prüfen; endlich erklärten sie dieselben vor irrig, und trennten sich von aller kirchlichen Gemeinschaft mit ihren Anhängern. Es ist dieses zugleich das erste Beyspiel von Kirchenversammlungen der christlichen Gemeinen, dessen wenigstens der erstgenannte Geschichtschreiber (l. c. cap. 16.) ausdrücklich gedenkt, und das zwischen die Jahre 160 und 170 zu fallen scheint. Dennoch ist es nicht leicht zu sagen, ob dieser Schritt der asiatischen Christen zuerst es verursacht habe, daß die **Montanisten** eine von ihnen abgesonderte Parthey geworden sind; oder ob sich diese schon früher von ihnen geschieden hatten? Diese Frage wird dadurch erheblich, weil sie etwas dazu beyträgt, um zu zei-

gen,

gen, wie weit die Verträglichkeit der ältesten Christen gegen Irrende von allen Arten und Stufen gegangen sey. Nach dem **Epiphanius** (Haer. 48.) trennten sich die **Montanisten** selbst von den übrigen Christen: und sonst findet man auch, daß die großen Vorzüge, welche sie sich vor denselben beylegten, kaum eine kirchliche Einigkeit, zum wenigsten auf lange Zeit, zwischen beyden haben zugeben können. Aber wenn man hinwiederum überlegt, daß die **Montanisten** noch in den folgenden Zeiten vor Eine Kirche mit der ganzen christlichen haben gehalten seyn wollen; daß wirklich zwischen ihnen und den andern Christen im eigentlichen Africa noch am Ende des zweyten Jahrhunderts die Kirchengemeinschaft Statt gefunden habe: so muß man glauben, ein in den ersten Zeiten noch lange nicht allgemeiner Eifer gegen sie, habe sie zwar in Asien genöthigt, eine eigene Gemeine aufzurichten; im übrigen aber hätten sie es ihren vorgegebenen göttlichen Eingebungen und Kirchenverbesserungen zuzuschreiben gehabt, daß dieser erste Friedensbruch immer größer und unheilbarer geworden ist. Sogar noch im dritten Jahrhunderte waren die Christen nicht völlig mit einander einig, ob sie den **Montanus** und seine Anhänger eine ketzerische, oder nur eine von der rechtgläubigen allgemeinen Kirche getrennte Parthey, (eine **schismatische**, wie man zu sagen pflegte,) nennen sollten. Gleichwohl war schon lange vorher der Streit zwischen beyden Theilen sehr hitzig geworden. Verschiedene christliche Lehrer schonten in ihren Widerlegungen der **Montanisten** keineswegs: und diese gaben der großen Gemeine der Christen verächtliche Namen und Vorwürfe zurück.

Wenn man diese Heftigkeit ausnimmt, die doch nur nach und nach auf das erste glimpfliche und friedfertige Betragen vieler Christen gegen die entstehende Parthey gefolgt ist; so ist übrigens die Denkungsart

der christlichen Gemeinen in Ansehung derselben nicht tadelhaft. Die Montanisten waren gewiß keine Ketzer; aber sie befanden sich in einer großen, beständigen Gefahr, es zu werden. Ihr Grundsatz von unmittelbaren göttlichen Offenbarungen, durch welche ihre Anführer fähig geworden seyn sollten, dem Christenthum mehr Vollkommenheit zu ertheilen; dieser Grundsatz, der bey ihnen bloß einige Vorschriften der Sitten hervorgebracht hatte, konnte eben sowohl die Religion überhaupt verändern, sobald sich einer unter ihnen zum neuen Propheten und Verbesserer des Glaubens aufwerfen wollte. Will man sagen, daß dieses eine ungewisse Besorgniß gewesen sey: so bleibt eine allgemeine desto gültigere Erinnerung gegen die Montanisten übrig. Jede Schwärmerey, welche eine erhitzte Einbildungskraft im Namen Gottes reden und gebieten läßt, ist ein höchst fürchterliches Uebel. Sie war es immer, die den richtigen Begriffen von der Religion am meisten geschadet, die Menschen am unverzeihlichsten hintergangen hat. Nicht genug, daß sie ihre eigenen Einfälle vor Gottes Befehle ausgiebt; sie verdrängt auch die göttlichen Worte, die es würklich sind. Und sie mag sich mit der Empfehlung unbedeutender Kleinigkeiten beschäftigen, oder wichtige Entwürfe unter den Menschen auszuführen suchen: so ist ihr Mißbrauch des göttlichen Ansehens in beyden Fällen gleich strafbar. Zwar scheint es, daß die ganze christliche Kirche dieser Zeiten nicht mehr als die Montanisten gegen solche Verwirrungen sich gesichert habe, indem sie noch täglich bereit war, demjenigen Christen zu glauben, der sich vor einen Propheten Gottes ausgab. Allein sie hatte in der That ein Verwahrungsmittel wider Leute, die sich diesen Namen mit Unrecht anmaaßten. Denn sie glaubte nicht, und hatte auch keine Ursache es zu glauben, daß Gott fortführe, einzelen Menschen neue Lehren und Pflichten der Religion zu offenbaren: sie erwartete bloß eine Bestätigung der

ihr durch Jesum bekannt gewordenen, wenn sie erst durch andere Umstände sich überzeugt hielt, daß jemand die prophetische Gabe besitze. Montanus also und seine Freunde haben wohl der Religion durch ihre unerweislichen Offenbarungen des Parakletus, weit weniger Schaden zugefügt, als andere schwärmende Christen; aber diese Entschuldigung darf nur nicht zu gefällig angewandt werden: gleichsam, als wenn die Einbildung gutmeinender finsterer Köpfe, daß Gott selbst aus ihnen spreche, so lange sie die Religion nicht verdirbt, ohne nachdrücklichern Widerspruch geduldet werden könnte.

Ein außerordentliches Glück für die Parthey der Montanisten, und entscheidend für ihren Fortgang war es, daß ein christlicher Lehrer von ungemeinen Gaben, Tertullianus, den diese Geschichte bald kenntlicher machen wird, zu ihnen übertrat, und sie in vielen Schriften mit hinreißender Beredsamkeit vertheidigte. Sie breiteten sich in verschiedenen Gegenden Klein Asiens und in Africa so mächtig aus, daß sie erst mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts durch die kaiserlichen Gesetze ganz haben unterdrückt werden können. Ihre Kirchenverfassung soll sich, wenigstens im vierten Jahrhunderte, von der übrigen christlichen etwas entfernt haben. Aber weder diese Umstände, noch die ungewissen, zum Theil auch sehr unwahrscheinlichen Beschuldigungen gegen die Sitten des Montanus und seiner Anhänger; am wenigsten die Erzählungen von den besondern Sekten der Artotyriten und Taskodrugiten, welche unter den Montanisten entstanden seyn sollen, sind einer lehrreichen Geschichte würdig. Der große Haufen der Christen überschüttete in der Folge diese Parthey, wie die meisten andern von ihm geschiedenen, mit schimpflichen Nachreden. Vermuthlich hat es auch unter den Nachfolgern des Montanus manche laster-

hafte oder schwärmende Betrüger unter dem Schein der Gottseeligkeit gegeben.

Da wir vom **Montanus** selbst nichts als einige seiner Weißagungen lesen, die von andern aufbehalten worden sind: so ist jetzt von seiner Seite **Tertullianus** der einzige, den man über seinen Lehrbegriff befragen kann. Dieser Schriftsteller, der seine Leser so geneigt macht, ein gütiges Urtheil über die **Montanisten** zu fällen, hat besonders in seinen Büchern vom Fasten, von Einer Ehe, von der Flucht während der Verfolgungen, von der Schaamhaftigkeit, von der Kleidung und dem Schmuck der Frauenspersonen, und von der Verschleyerung der Jungfrauen, einen Schutzredner für dieselben abgegeben: einzeler Stellen in andern seiner Werke nicht zu gedenken, worinne er die Lehrsätze dieser Parthey vorträgt. Ob er nicht manche Gründe und Erklärungen zu denselben hinzugesetzt, ihnen überhaupt ein vortheilhafteres Ansehen gegeben habe, ist zwar ungewiß; aber doch gar nicht unwahrscheinlich. Sein größeres Werk zur Vertheidigung der **Montanisten** in sieben Büchern, hat uns die Zeit entrissen. Von der Gegenparthey ist **Eusebius** in dieser Geschichte der brauchbarste Schriftsteller, indem er (Hist. Eccl. L. V. c. 14. 16 - 19. verglichen mit L. IV. c. 27.) nicht nur glaubwürdige Nachrichten, sondern auch Auszüge aus Widerlegungsschriften der **Montanisten** mitgetheilt hat; wiewohl in diesen letztern ein sehr ungestümer feindseeliger Eifer herrscht. Was **Epiphanius** (haer. 48.) **Hieronymus** (ep. 37.) und der noch spätere Verfasser eines zur Ketzergeschichte gehörigen Buchs, (Praedestinatus) erzählen, ist entweder unerheblich, oder, wie bereits gedacht worden, mehr Erdichtungen ähnlich. Eine der gelehrtesten und scharfsinnigsten Untersuchungen der Neuern über diese Geschichte, ist in der Schrift des Herrn Prof. **Wernsdorf** zu Danzig, (Commentatio

de

de Montanistis, Seculi secundi vulgo creditis haereticis, Gedani, 1751. 4.) angestellt worden. Sie bleibt auch alsdenn überaus lehrreich, wenn man finden sollte, daß die Montanisten darinne mit einer nicht ganz verdienten Nachsicht entschuldigt worden sind. Dagegen wird man freylich auch in Mosheims schätzbarer Abhandlung von dieser Parthey, (Commentar. de rebus Christianor. ante Const. M. p. 410-424.) einige Folgerungen und Muthmaaßungen antreffen, deren Richtigkeit eben nicht deutlich in die Augen fällt.

Verfolgung der Christen
unter dem
Kaiser Marcus Aurelius.

Je mehr die Partheyen unter den Christen, oder wenigstens durch einen Mißbrauch des christlichen Namens, sich vervielfältigten: desto mehr Ursache hatten sie, das vorsichtigste Betragen gegen dieselben anzuwenden, um ihren aufmerksamen Feinden keine Gelegenheit zur Beschuldigung der Uneinigkeit und Verwirrung zu geben. Sehr viel mußte ihnen besonders daran gelegen seyn, in den Augen ihrer Fürsten, zumal weiser und tugendhafter Kaiser, nicht zu ihrem Nachtheil zu erscheinen. Ein solcher war auch Antonins des Frommen Nachfolger, den er an Sohnes statt angenommen hatte, Marcus Aurelius Antoninus, oder wie man ihn auch zu nennen pflegt, Antonin der Weltweise.

Er hatte von seinem zwölften Jahre an sich die ganze Strenge der stoischen Philosophie eigen gemacht, und verließ sie nicht, als er im Jahr 161 den kaiserlichen Thron bestieg; wiewohl ihm schon sein Vorgänger einen großen Antheil an der Staatsverwaltung verliehen hatte. Freywillig theilte er zuerst unter den Kaisern die Regierung mit einem Reichsgenossen, dem **Lucius Verus**, weil dieser einige Anwartschaft darauf bekommen hatte: und da sich **Verus** durch seine Ausschweifungen entehrte, wußte er es zu verhüten, daß dieselbe dem Reiche nicht schädlich wurde, bis ihn der Tod desselben von diesem Unwürdigen im Jahr 169 befreyete. Seine Regierung, welche sich erst im Jahr 180 endigte, war eine fast zusammenhängende Reihe der größten und gefährlichsten Kriege. In den Morgenländern schlugen seine Feldherren endlich die Angriffe der Parther mit vielem Glück zurück. Aber die vereinigte Macht von einer Menge deutscher Völker wurde nur erst kurz vor seinem Tode von ihm völlig entkräftet. Schröckliche Landplagen aller Art, welche das Reich verheerten, die Empörung seines besten Feldherrn, und die Laster seiner ganzen Familie; alles dieses machte ihn gleichwohl nicht unglücklich: es diente nur dazu, seine Tugenden, und vornehmlich die unzerstörbare Ruhe seines Gemüths zu offenbaren, das von allem, was nicht in seiner Gewalt stand, nach der Vorschrift der stoischen Grundsätze, wenig gerührt, wenigstens nicht erschüttert wurde. Er hatte ein ungemein gnädiges und großmüthiges Herz, bereit insonderheit, solche Beleidigungen, die ihn hauptsächlich betrafen, ohne alle Ausnahme zu vergeben. Als sein Feldherr **Cassius** sich zum Kaiser aufgeworfen, und einen Theil des Reichs an sich gerissen hatte: zog **Marcus Aurelius** hin, um sich mit ihm zu unterreden, und versicherte, daß er demselben die Regierung selbst abtreten wollte, wenn man glaubte, es sey dem gemeinen Besten zuträglich. Und da ihm bald

darauf

darauf der Kopf des Aufrührers gebracht wurde, den seine eigene Soldaten ermordet hatten: wandte er traurig das Gesicht von diesem Anblicke ab, und beklagte sich, daß er die Gelegenheit verloren habe, Gnade zu erzeigen. „Wie aber, wenn Cassius gesiegt hätte? „ fragte ihn einer der Umstehenden. Darauf antwortete der Kaiser mit einem edeln Vertrauen: „So habe ich „die Götter nicht verehrt, noch so gelebt, daß er mich „hätte überwinden können.„ Der lange Krieg mit den Deutschen hatte den öffentlichen Schatz erschöpft: er verkaufte daher, um die fernern Kosten desselben zu bestreiten, alles Geräthe und alle Kostbarkeiten seines Palastes; auch sonst bezeigte er mit Reden und Thaten, daß alles sein Vermögen dem Staate zugehöre, für welchen er würklich lebte, und in welchem er das höchste Beyspiel von Menschenliebe und Weisheit gab. Die Gelehrsamkeit hatte an ihm einen ausnehmenden Kenner und unzertrennlichen Freund. Bloß um dem Volke zu gefallen, wohnte er den Schauspielen bey, beschäftigte sich aber während derselben mit Lesen oder mit Angelegenheiten der Regierung. In aller Betrachtung hatte er ein Recht, sich, wie er oft pflegte, der Worte des Plato zu bedienen, die Staaten wären glücklich, in denen Philosophen regierten.

Zwar sind auch ihm, und wie es scheint, nicht ohne Grund, einige Vorwürfe gemacht worden. Der Eifer, mit welchem er sich sein ganzes Leben hindurch den Wissenschaften, und sogar dem mündlichen Unterrichte der Philosophen, überließ, hat doch vielleicht den öffentlichen Geschäften einige Zeit geraubt, und ihn etwas unter seine Bestimmung zu den kunstmäßigen Gelehrten der Schulen und Sekten herabgesetzt; wo nicht gar eine gewisse Eitelkeit die stärkste Triebfeder desselben gewesen ist. Von der Nachsicht, die er gegen seine lasterhafte Gemahlinn und manche übermüthige, den Unterthanen

schäd-

schädliche Staatsbedienten, bewies, urtheilte man ebenfals, daß sie die Gränzen einer gerechten Güte und Gelindigkeit überschreite. Dazu muß man noch die der stoischen Philosophie eigenthümlichen Fehler setzen, die bereits an einem andern Orte dieser Geschichte (Th. I. S. 378. fg.) angezeigt worden sind. Und doch ist es gewiß, daß die Seele des Marcus Aurelius durch dieselbe nicht zum Schaden der menschlichen Gesellschaft verhärtet worden sey. Die stoische Unempfindlichkeit verschloß es keineswegs dem allgemeinen zärtlichen Mitleiden; sie war bey ihm mehr eine immer gleiche Heiterkeit und Stille des Geistes, welche ihn desto tüchtiger machten, zu einer der traurigsten Zeiten des Römischen Reichs, der Vater und Retter seines Volks zu seyn. Auch die wichtigen Mängel seiner Kenntniß und Verehrung Gottes hindern nicht, ihn vor einen der größten Männer des heidnischen Alterthums zu halten.

Sein Leben ist Beweis genug, daß die noch von ihm übrig gebliebene Schrift nicht bloß ein philosophisches Wortgepränge sey. Er hat sie an sich selbst gerichtet, und man kann sie als ein Selbstgespräch, oder Betrachtungen und Erinnerungen zum Gebrauch seines eigenen Lebens, nennen. Alles was die stoische Sittenlehre edles, reizendes und nützliches hat, ist hier in kurz ausgedrückten Gedanken und Denksprüchen zusammen gefaßt; unterrichtend und angenehm, weil es zugleich ein für das Nachdenken sehr fruchtbarer Boden ist. Man hat sogar zu entdecken geglaubt, daß nicht allein dieser kaiserliche Weltweise, sondern auch bereits Seneca und Epiktetus, welche nebst ihm zu den vornehmsten Stoikern, seit dem Aufkommen des Christenthums, gehörten, die moralischen Lehrsätze dieser Religion schlau und geschickt zu ihrem Vortheil angewandt hätten. Die Schriften der christlichen Lehrer, sagt man, und sogar ihre heiligen Bücher konnten den Stoikern

bey

bey dem großen Aufsehen, welches diese Religion machte, nicht unbekannt bleiben. Sie fanden darinne eine weit vollkommnere Sittenlehre, als diejenige war, in welcher sie ihren Vorzug vor allen Philosophen setzten: daher nahmen sie verschiedene Vorschriften aus derselben in ihr Lehrgebäude auf; aber um die Ehre desselben zu erhalten, verkleideten sie solche mit so vieler Kunst, daß unter christlichen Worten, doch ein stoischer Verstand liegen blieb. Dieses hat insonderheit ein sehr gelehrter und unter andern auch um die christliche Kirchengeschichte verdienter Mann, **Jacob Brucker** (Dissert. de Stoicis subdolis Christianorum imitatoribus, in Tempe Helvet. T. III. p. 260. sq. ingleichen in der Hist. Crit. Philos. T. II. p. 532. sq. 588.) zu beweisen gesucht, und sich der Aehnlichkeit mancher Stellen der erstgedachten stoischen Weltweisen mit den Lehren des Christenthums scharfsichtig zu dieser Absicht bedient. Allein wenn diese Aehnlichkeit mehr anzeigen soll, als zufälliger Weise gleichlautende Grundsätze oder Redensarten, auf welche jene Philosophen leicht gerathen konnten, die sich über die menschliche Natur selbst erheben wollten: so müßte die historische Wahrscheinlichkeit, welche man dabey voraussetzt, von einer nicht geringen Stärke seyn. Diese verliert jedoch, wie mir däucht, sehr viel von allen Seiten. Da man hierbey annehmen muß, daß **Seneca** der erste **Stoiker** gewesen sey, der diese Quelle in seine Philosophie geleitet habe: so begreift man gar nicht, wie ein Römischer Staatsmann und Gelehrter zu einer Zeit, da die Apostel kaum eben einige ihrer Schriften für die christlichen Gemeinen in den Morgenländern und in Griechenland aufgesetzt hatten, dieselben sogleich gelesen und genützt haben sollte. Verschiedene seiner Werke mögen sogar von ihm geschrieben worden seyn, ehe noch irgend eine von jenen vorhanden war, und bey einem so kleinen Anfange des Christenthums zu Rom, daß es seine besondere Aufmerksamkeit schwerlich fesse-

te. So weit wir auch den Seneca aus seinen Handlungen und Schriften kennen, ist beynahe alles eher von ihm zu erwarten, als daß er von einer neu entstehenden Religionsparthey, deren Urheber nicht vor Philosophen nach dem griechischen und römischen Begriffe angesehen werden wollten oder konnten, Lehren und Worte geborgt haben sollte, um die Sittenlehre seiner Sekte damit auszuschmücken. Und das überdieß ohne wahre Vortheile; mehr zu seiner Beschimpfung. Denn eine so armseelige Entwendung neuer Lehrsätze und Verdrehung derselben zu dem Sinn eines alten Lehrgebäudes, mußte ihn geringschätzig bey den übrigen Stoikern machen, und den Christen Gelegenheit, sie zu verspotten, geben.

Eben dieser Mangel an eigentlichen Spuren einer Bekanntschaft der stoischen Weisen mit der christlichen Sittenlehre, und einer Nachahmungssucht derselben, trift auch den **Epiktetus** und **Marcus Aurelius**; obgleich in einem etwas niedrigern Grade. Noch sieht man in dieser Geschichte immer nicht, daß die Kaiser und heidnischen Philosophen sich ausnehmende Mühe gegeben hätten, die Religion der Christen kennen zu lernen. Vielmehr scheinen sie dieselbe, aus Ursachen, denen schon oben nachgespürt worden ist, verachtet zu haben. Nur mit einem Seitenblick von dieser Art gedenken sie überaus selten unter einem allgemeinen nachtheiligen Urtheil der Christen. So läßt **Arrianus** den **Epiktetus**, seinen Lehrer, sagen, (Dissert. Epict. L. IV. c. 7.) fast niemand gelange durch vernünftige Gründe zu der Stärke des Geistes, daß er, wie die stoischen Vorschriften verlangten, gar keine Gefahren und den Tod selbst nicht fürchte. Man könne zwar aus Raserey dagegen so gesinnt seyn, oder aus Gewohnheit, wie die Galiläer; (er bedient sich dieses den Christen von den Juden beygelegten Schimpfnamens, um ihre Märtyrer zu verlachen;) aber durch Beweise der Vernunft lerne niemand,

niemand, daß Gott alles in der Welt und die Welt selbst ganz frey und vollkommen, jeden Theil aber derselben zum allgemeinen Nutzen geschaffen habe. Auf gleiche Art lehrt **Antonin der Philosoph**, (ad se ipsum L. XI. c. 3.) die Seele müsse bereit seyn, den Körper zu verlassen, nicht, wie die Christen, aus einer bloßen Hartnäckigkeit; sondern nach einem wohl überlegten Entschluß, und anständig, so daß man auch andere ohne zu hochgespannte Worte dazu überreden könne.— Es hat also vielmehr das Ansehen, daß man, bloß wegen einer bemerkten Uebereinstimmung zwischen den **stoischen** und christlichen Schriftstellern in der Sittenlehre, die erstern zeitig zu Nachahmern der letztern gemacht habe. Die Erdichtung, welche den **Seneca** abgeschmackte Briefe mit dem Apostel **Paulus** wechseln ließ, kommt vermuthlich eben daher: so wie man auch glaubte, daß **Plato** einen Theil seiner Kenntniß nothwendig aus den Schriften des **Moses** genommen haben müßte. Nicht eine solche Nachahmung, sondern die großen Gaben der **stoischen** Weltweisen dieses Zeitalters, erklären es hinlänglich, warum diese Sekte vor allen andern philosophischen sich so glücklich erhalten, und unter der Regierung des **Marcus Aurelius** noch so vieles Ansehen behauptet hat.

Wollte man indessen bey dem Anblicke eines solchen Fürsten fragen, ob nicht seine Tugenden dazu gedient haben, die Heiden noch mehr in ihrer Religion, und besonders die Philosophen in der Bewunderung ihrer Weisheit, zu stärken, eben dadurch aber ihnen das Christenthum noch entbehrlicher vorzustellen: so würde zwar die Geschichte nicht ganz deutlich darauf antworten. Aber man kann diese Würkung zugeben; und doch es unbillig nennen, daß die christliche Religion von den Heiden neben den größten ihrer Beyspiele verächtlich angesehen wurde. Diese Philosophie, welche die beyden

den Antonine und vielleicht einige hundert andere weise und tugendhafte Männer zu gleicher Zeit bildete, that bey so vielen Millionen anderer Heiden wegen der Religion, die ihr entgegengesetzt war, nicht die geringsten Dienste. Das Christenthum hingegen war keine Philosophie für wenige: es erleuchtete und besserte alle Arten und Stände der Menschen mit gleicher Leichtigkeit. Daß es alles Gute der philosophischen Sittenlehre und noch viel Vorzügliches vor derselben gehabt habe, braucht keines Beweises. Manche Widersprüche und übertriebene Forderungen der stoischen Philosophie hatten bereits die andern Sekten aufgedeckt. Sie konnten noch mehr daran zu tadeln finden, sobald sie die christliche Religion dagegen hielten: und dem großen Marcus Aurelius, der die Tugend bloß um ihrer Vortrefflichkeit willen, ohne einige Hoffnung zu Belohnungen in einer andern Welt, liebte, blieb nach seinen Grundsätzen im Tode nichts übrig, als daß seine Seele in die ersten Bestandtheile der Natur wieder aufgelöst wurde, nachdem sie eine vermeinte vollkommene Tugend in einem ungewissen und schwachen Verhältniß gegen Gott ausgeübt hatte. Dazu kann man noch dieses setzen, daß die Stoiker, welche so kühn die ganze heidnische Göttergeschichte verlachten, dadurch wider ihre Absicht den Christen den Weg bahnten, ohne daß sie, wie diese, im Stande gewesen wären, an die Stelle der Fabellehren fest bestimmte Begriffe von Gott einzuführen.

Noch viel dreister, als sie, machte ein anderer Philosoph dieser Zeiten, Lucianus, die heidnische Religion und sogar die Philosophen lächerlich. Unter allen Lehrgebäuden derselben gefiel ihm zwar das Epikureische am besten; allein auch aus den übrigen nahm er das Wahre und Brauchbare mit derjenigen Freyheit, die eines Philosophen würdig ist. Er glaubte ausserdem eben so richtig, daß die Weisheit ohne Tugend unnütz

nütz sey, und daß sie nicht bloß aus Büchern, sondern darneben vornehmlich aus dem Umgange mit großen Männern, gezogen werden müsse. Daher verspottet er die fälschlich genannten Philosophen, die einer Sekte sklavisch zugethan waren, und deren üppige zänkische Sitten mit ihrer eingebildeten Wissenschaft schlecht überein kamen. Er findet aber auch an vielen ehrwürdigen Weisen des Alterthums, am Sokrates selbst, Reizungen zu einem bittern Lachen. Desto leichter wurde ihm der Uebergang zur Verachtung der heidnischen Religion, deren Götterlehre, Cärimonien und Priester er ohne Verschonung, als Thorheiten und Betrügereyen, abschildert. Seine Satyre zieht endlich oft auch andere Schriftsteller und Ausschweifungen der Menschen in ihr Gebiet. Mit einem größtentheils feinen, erfindungsreichen und überströmenden Witze, mit einer angenehmen sehr unterhaltenden Beredsamkeit, verbindet er eine ungemeine Kenntniß der Menschen, und die Geschicklichkeit, unter seinen lachenden Bildern viele hervorschimmernde Wahrheiten der Sittenlehre, der Geschichtskunde, und der Gelehrsamkeit überhaupt, zu empfehlen. Er würde noch eines unbefleckten Ruhms genießen, wenn seine Spöttereyen oft weniger muthwillig und leichtsinnig wären; wenn er immer zugleich im Lachen auch zu bessern gesucht, die Ehrbarkeit nicht bisweilen sehr beleidigt, und zuverläßigere Beweise der Wahrheitsliebe und Ernsthaftigkeit bey der Untersuchung der Religion hinterlassen hätte. Wenn er gleich von der Beschuldigung, ein Gottesverläugner und Verächter aller Religion gewesen zu seyn, losgesprochen werden kann; so sieht man doch deutlich genug, daß er ohngefähr nach den Irrthümern Epikurs von Gott und von der Entbehrlichkeit seines äußerlichen Dienstes, geurtheilt habe. Was dabey zu seiner Entschuldigung gesagt werden kann, fällt seinen Freunden etwas schwer zu verfechten, weil seine wahre Mei-

nung unter so vielem Witze und Hohngelächter kaum zu entdecken ist.

So wird es vielleicht stets zweifelhaft bleiben, ob in **Lucians** Erzählungen und Urtheilen von den Christen, nur der unwiderstehliche Trieb, sich über alles zu belustigen, wenn er es auch wenig oder gar nicht kennen gelernt hatte, oder ob auch Bosheit und unverzeihliche Verläumdung darinne sichtbar sind? Seine Schrift vom Tode des **Peregrinus**, eines **cynischen** Weltweisen, muß vornehmlich mit unter diese Prüfung gezogen werden. Er stellt denselben als einen in frühern Jahren sehr lasterhaften, nachmals aber auf eine lächerliche Art ehrbegierigen und seltsamen Herumstreifer vor, der sich endlich selbst, um außerordentlich bewundert zu werden, öffentlich verbrannt habe. Eine Zeitlang soll dieser **Peregrinus** auch ein Christ gewesen seyn. „Er „lernte, schreibt **Lucianus**, die wunderbare Weisheit „der Christen, und gieng in Palästina mit ihren Prie„stern und Schriftgelehrten um. Und gar bald zeigte „er, daß sie, gegen ihn gehalten, Knaben wären, indem „er Prophet, Vorsteher der Opfer, und Mitglied der „Synagoge, alles allein, wurde.„ (Dieses alles scheint aus einer den Heiden gewöhnlichen Vermischung der Christen mit den Juden, deren Lehrer und Aemter hier vorkommen, geflossen zu seyn.) „Einige Bücher erklär„te und erläuterte er; viele aber schrieb er selbst, und „sie gaben ihn vor einen Gott aus, bedienten sich seiner „als eines Gesetzgebers, und ernannten ihn zu ihrem „Vorsteher.„ (Nichts ist unglaublicher, als daß die damaligen Christen einen ihrer Lehrer vor einen Gott gehalten hätten. Will man aber sagen, **Lucianus** fange nun an, von **Christo** zu reden, dessen er gleich gedenkt: so müßte er überaus verworren und zweydeutig geschrieben haben; oder diese ganze Stelle ist verstümmelt.) „Denn noch jetzt verehren sie jenen großen „Mann,

„Mann, der in Palästina ans Kreuz geschlagen worden „ist, weil er diese neue Religion aufgebracht hat. Hier„auf wurde der **Proteus** (denn so nannte sich auch **Peregrinus**,) „deswegen ergriffen, und ins Gefäng„niß geworfen.„

„Die Christen sahen dieses, fährt **Lucian** fort, „vor ein großes Unglück an, und versuchten alles, um „ihn herauszureißen. Da solches aber nicht möglich „war, so leisteten sie ihm alle andere Dienste, nicht nach„läßig, sondern mit Eifer. Gleich des Morgens sahe „man alte Frauen, einige Wittwen und vaterlose Kna„ben am Gefängnisse warten. Ihre Lehrer aber schlie„fen inwendig mit ihm, indem sie die Hüter des Gefäng„nisses bestachen. Es wurden darauf mancherley „Mahlzeiten hineingebracht, und ihre Gespräche wur„den heilig genannt. Dem vortrefflichen **Peregrinus**, „denn so hieß er noch, ward von ihnen der Name ei„nes neuen **Sokrates** beygelegt.„ (Eine Vergleichung, die der Denkungsart der ersten Christen schwerlich gemäß ist: so wie die Mahlzeiten im Gefängnisse eine unwahrscheinliche Vergrößerung sind.) „Sogar aus den „asiatischen Städten kamen einige, von den christlichen „Gemeinen daselbst abgeschickt, die ihm beystehen, ihn „vertheidigen und trösten sollten. Denn sie zeigen eine „ungemeine Geschwindigkeit, wenn etwas dergleichen „bekannt geworden ist; und sogleich wenden sie alles „darauf. Dem **Peregrinus** wurde also auch damals „viel Geld von ihnen, unter dem Vorwande der Gefan„genschaft, geschickt, aus welcher sie eine beträchtliche „Art von Einkünften gemacht haben. Diese Elenden „haben sich einmal überredet, daß sie ganz unsterblich „seyn und ewig leben werden. Daher verachten sie den „Tod, und viele unter ihnen ergeben sich freywillig. „Außerdem hat sie ihr erster Gesetzgeber überredet, daß „sie alle unter einander Brüder sind, wenn sie erst uns

„verlassen, und die griechischen Götter verläugnet ha„ben; dagegen aber jenen Gekreuzigten, ihren Lehrer, „(er sagt, ihren Sophisten,) anbeten, und nach seinen „Gesetzen leben. Daher verachten sie auch alles auf „gleiche Art, und sehen es als ein gemeinschaftliches Gut „an; wie sie denn das Geld ohne alle Gewährleistung „von einander übernehmen. Wenn also irgend ein li„stiger Betrüger zu ihnen kommt, der sich der Gelegen„heit zu bedienen weiß: so wird er in kurzer Zeit sehr „reich, und lacht der einfältigen Leute.„ (Man hat keine Beyspiele einer solchen Begebenheit in der christlichen Geschichte. Da die Gemeinschaft der Güter bey den Christen in der höchsten Bereitwilligkeit bestand, ihr Vermögen mit den Dürftigen zu theilen, und der dazu errichtete Kirchenschatz freylich wohl von dem Bischof und den Kirchendienern, ohne einiges Mißtrauen gegen sie, verwaltet; aber gewiß nicht jeder unbekannte Fremdling von ihnen zur Aufsicht über denselben angenommen oder mit Geschenken überhäuft wurde: so erkennet man auch hier den um die genaue Wahrheit unbesorgten Spötter.) **Lucianus** setzt noch hinzu, der Statthalter Syriens habe den **Peregrinus**, weil er fand, daß derselbe bloß aus Ruhmbegierde sterben wollte, keiner Strafe würdig geachtet, und wieder losgelassen. Dieser sey nachmals in verschiedenen Gegenden, immer von den Christen reichlich mit Gelde versehen, herumgezogen, bis ihn endlich diese, weil er eine bey ihnen verbotene Speise genossen, von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hätten.

An dieser Erzählung, die bis ans Ende Juden und Christen mit einander vermengt, offenbare Erdichtungen und manche wahrscheinliche, durch andere Zeugnisse bestätigte Nachrichten enthält, könnte wohl die Unwissenheit **Lucians** in Ansehung der Geschichte und Beschaffenheit des Christenthums, einen großern Antheil gehabt haben. Er giebt selbst durch dieselbe zu erken-

nen,

nen, daß er die heiligen Schriften der Christen nie gelesen, nur denen über sie ausgebreiteten Gerüchten geglaubt habe. Es ist nicht genug zu sagen, daß er die häufigen Gelegenheiten, besser mit ihnen bekannt zu werden, nicht hätte versäumen sollen. Man muß auch zeigen können, daß diese sich ihm dargeboten, daß er Ursache gefunden habe, den unter den Heiden herrschenden Begriff von den Christen vor unrichtig zu halten. Unterdessen hätte ihn doch, scheint es, die strengere Rechtschaffenheit zurückhalten sollen, eine Religion, die er nicht scharf genug untersucht hatte, und die Anhänger derselben, deren Tugenden er wenigstens nicht läugnen konnte, nicht mit den bittersten Spöttereyen anzugreifen. Diesen war dasjenige, was er an ihnen am meisten verlachte, ihr Betragen gegen ihre gefangenen Mitbrüder, ihre liebreiche Mildthätigkeit, und die Hoffnung eines ewigen Lebens, auf welche sie sich stützten, vielmehr rühmlich. Die ungegründeten Beschuldigungen aber gegen sie, welche er darunter eingeflochten hat, konnten ihnen nur bey denen schaden, welche es nicht der Mühe werth erachteten, dieselben zu prüfen. Er nennt den Stifter ihrer Religion einen **Sophisten**; aber **Jesus** müßte bloß durch die Künste einer verführerischen und schlauen Beredsamkeit, wie diese Art von heidnischen Rednern, sich so viele tausend Freunde erworben haben, wenn er ihren Namen verdienen sollte. Wiederum also ein Merkmal, daß **Lucian** gar nicht gewußt habe, welche Wunder, wie viele erfüllte Weißagungen, was vor ein Glanz des heiligsten Lebens die Zuhörer **Jesu** unwiderstehlich auf seine Seite zogen, ohne daß Worte, Witz und Wohlklang allein dabey entscheidend gewesen wären. Da **Lucian** nicht einmal im Erzählen zuverläßig ist, sondern vermuthlich nur die Geschichte des **Peregrinus**, den andere heidnische Schriftsteller nicht so sehr verächtlich abschildern, vor bequem angesehen hat, um zugleich die **Cyniker** und die Christen durch satyrische Züge von

seiner Erfindung zu verspotten; seine Urtheile aber, wo es ihnen an historischen Grunde fehlet, desto schwächer sind: so war er für die Christen kein fürchterlicher Feind. Mit allen seinen Gaben durften sie ihn doch dem Heidenthum nicht mißgönnen: denn sie waren ihm nicht behülflich gewesen, die Menschen über die wahre Religion aufzuklären, oder ihre Sitten dauerhaft zu bessern. Dadurch erwies er gewissermaaßen den Christen einen Dienst, daß er die lächerliche und widersinnige Götterlehre mit der äußersten Verachtung angriff. Aber nach dem allen, was sie bereits gegen dieselbe unternommen hatten, wurde dazu nicht die größte Einsicht oder Dreistigkeit mehr erfordert.

In einer seiner andern Schriften, welche **Alexander, oder der falsche Prophet**, heißt, (p. 244. Tom. II. ed. Reitz.) gedenkt er im Vorbeygehen der Christen auf eine nicht schimpfliche Art. Er läßt diesen Betrüger, sie sowohl, als alle Feinde der Götter, und die **Epikureer**, von dem geheimen Gottesdienste ausschließen, den derselbe errichtet hatte. Vermuthlich stellte er sie in diese Gesellschaft, weil sie aus lauter Feinden der heidnischen Religion bestehen sollte, und dachte vielleicht aus dieser Ursache einmal vortheilhafter von ihnen. Aber ein weitläuftiges Gespräch, **Philopatris**, das auch unter seinen Werken steht, und mit spöttischen Abbildungen der Christen und ihrer Religion angefüllt ist, gehört fast augenscheinlich einem spätern Schriftsteller zu, der gleichfalls **Lucianus** hieß. Ein ausnehmender Unterschied der Schreibart und des Witzes, zwischen diesem Aufsatze, und allen, welche der berühmte **Lucianus** des zweyten Jahrhunderts verfertigt hat; eine weit genauere Kenntniß des Glaubens der Christen, als dieser besaß; und Spuren aus ganz andern Zeiten; dieses sind die vornehmsten Gründe, mit welchen ein großer und vortrefflicher Mann, **Johann Matthias Gesner**, der

der neben so vielen ungemeinen Kenntnissen, auch in der Geschichte des Christenthums sehr wohl geübt war, (in der Disput. de aetate et auctore Dialogi Lucianei, qui Philopatris inscribitur, Opp. Luciani T. III. ed. Reitz. p. 708-733.) solches bewiesen hat. Wenn man dieses nicht voraussetzen könnte, so würde man mit dem Abte **Longuerüe** (Dissert. de tempore, quo nata est haeresis Montani, p. 260. sq. der Ausgabe des Herrn D. **Winklers**,) und mit **Mosheim** (Commentar. p. 424.) in der Stelle dieses Gesprächs, wo Christen redend eingeführt werden, die dem Römischen Reiche alles Unglück wünschen, die Weißagungen der **Montanisten** von bevorstehenden Kriegen und Unruhen erkennen.

Viele andere berühmte und nützliche Schriftsteller erleuchteten noch die Zeiten des **Marcus Aurelius**, dessen Beyspiel sie ohne Zweifel selbst entzündete. Es waren Weltweisen, Geschichtschreiber, Sprachkenner und Ausleger der Schriften des Alterthums, Redner und Sammler von mancherley Art; wenn gleich keine Geister von der ersten Größe. Die philosophischen und witzigen Schriften des **Apulejus**; des **Pausanias** angenehme Reisebeschreibung durch Griechenland; die vermischten Anmerkungen des **Gellius**; vorzüglich auch die beredten philosophischen Abhandlungen des **Maximus von Tyrus**, in denen so viel Wahres und Falsches auf eine einnehmende Art vorgetragen wird: diese Beyspiele kündigen schon einen nicht unglücklichen Zustand der Gelehrsamkeit an. Aber ein großer Mann, **Galenus**, verdunkelte diese Schriftsteller alle, indem er nicht allein den Ruhm des vortrefflichsten Arztes, sondern auch des scharfsinnigsten Philosophen seiner Zeit behauptete. In seinem unvergleichlichen Werke, **vom Gebrauch der Theile des menschlichen Körpers**, wird die göttliche Weisheit im Bau und in der Einrichtung desselben so überzeugend vor Augen gelegt, (eine

Betrachtung, welche er selbst den wahren Lobgesang Gottes nennt,) daß die christlichen Gelehrten bis auf unsere Tage wenig Beträchtliches zu seinen Beobachtungen haben hinzufügen können. Von einem Manne, der solche Schritte zur Erkenntniß und Verehrung Gottes gethan hat, den auch keine philosophische Parthey ohne Einschränkung ihren Anhänger nennen durfte; wäre es angenehm und lehrreich, ein gesetztes, auf eine merkliche Untersuchung der christlichen Religion gebauetes Urtheil über dieselbe zu hören. Allein auch bey ihm bleibt diese Erwartung unerfüllt, und die einzige erhebliche Stelle dieser Art ist nur eine flüchtige Vergleichung. „Es ist „leichter, schreibt er, (Libr. III. de pulsuum inflammat. Cap. 3. p. 68. Tom. VIII. ed. Charter.) „die Anhänger „Mosis und Christi von ihrem Lehrbegriff abzuziehen, „als die ihren Sekten eifrig ergebenen Aerzte und Weltweisen.„ Indem also auch Galenus auf die Standhaftigkeit der Christen bey ihrem Glauben fast verächtlich herabsieht, wird es desto glaublicher, daß die weisern Heiden zu dieser Zeit dem Christenthum selten einige Blicke gegönnt haben.

Gleichwohl haben die Christen unter dieser Regierung eines Weltweisen ungemein viel gelitten. Daß er sogar befohlen habe, sie zu verfolgen, scheint einer ihrer Schutzredner Melito (beym Eusebius Hist. Eccl. L. IV. c. 26.) nicht undeutlich zu sagen. „Was sonst niemals geschehen war, schreibt er, geht jetzt vor, eine „Verfolgung der gottseeligen Leute, die durch neue Verordnungen in Asien gedrückt werden. Denn die unverschämten Verläumder und die nach fremdem Gute begierig sind, bedienen sich der Gesetze, um offenbar und unaufhörlich die Unschuldigen zu berauben. Geschieht „dieses auf Deinen Befehl, so redet er den Kaiser selbst „an, so mag es recht gethan seyn. Denn ein gerechter „Fürst kann nichts ungerechtes verlangen, und wir wollen

„len diesen Tod gern als eine Ehre ertragen. Nur „um dieses einzige bitten wir Dich, daß Du selbst zuerst „diese wegen ihrer Hartnäckigkeit angeklagten Leute ken„nen lernen, und sodann ein gerechtes Urtheil fällen mö„gest, ob sie verdienen am Leben gestraft zu werden, oder „sicher und ruhig zu leben. Schreibt sich aber diese „neue Verordnung, welche nicht einmal gegen barbarische „Feinde hätte gegeben werden sollen, nicht von Dir her: „so bitten wir desto mehr, Du wollest uns keiner solchen „öffentlichen Räuberey überlassen. „ —— Wahr ist es, daß sich niemand leicht unterstanden haben würde, einen Befehl im Namen des Kaisers zu erdichten; und man könnte es eine redneriſche Kunst des **Melito** nennen, dasjenige in Zweifel zu ziehen, was dem Kaiser nicht zur Ehre gereichte. Aber die Feinde der Christen konnten auch wohl einen vorhandenen gelinden und gerechten Befehl des **Marcus Aurelius**, oder eines seiner Vorgänger, zum Schaden derselben mißbrauchen. Da auch **Tertullian** (Apolog c. 5.) diesen Kaiser nicht vor einen Verfolger der Christen gehalten wissen will: so möchte man zur Ehre seiner Weisheit und Güte die eben angebrachte Vermuthung gelten lassen, wenn nicht bey einer andern Gelegenheit (Euseb. l. c. L. V. c. 1.) ausdrücklich eine Verordnung desselben, die Christen hinzurichten, angeführt würde. Ein Gesetz zu einer allgemeinen längern Verfolgung der Christen scheint er nicht gegeben zu haben; aber daß er sie nicht in manchen Gegenden sollte bestätigt, und überhaupt zu wenig gehindert haben, kann nicht geläugnet werden.

Einiges läßt sich auch von den Ursachen sagen, die ihn zu diesem Verhalten mögen bewogen haben. Unter den heidnischen Philosophen waren, allem Ansehen nach, mehrere, die aus Eifersucht gegen den Fortgang des Christenthums, gewaltsame Mittel wider dasselbe anriethen: und sie waren bey diesem Kaiser so beliebt, daß ihre ver-

haßten Vorstellungen von den Freunden dieser Religion bald Eingang finden mußten. Dieses wird durch sein bereits angezeigtes Urtheil von den Christen erläutert. Man hatte ihm versichert, daß sie nicht aus einer vernünftigen Entschließung, sondern aus bloßer Halsstarrigkeit, um Aufsehen und Geräusche zu verursachen, den Tod so willig ausstünden. Durch diese Beschuldigung, die man schon mehrmals in dieser Geschichte gefunden hat, wiederfuhr ihnen zwar ein großes Unrecht: denn sie hatten die wichtigsten und verständigsten Ursachen, dem Tode freudig entgegen zu gehen, mit denen alles, was die Philosophen wider die Schröcken desselben ersonnen hatten, keine Vergleichung aushielt. Allein **Marcus Aurelius** sah sie einmal als solche nichtswürdige Schwärmer an, die ganz der philosophischen Fassung im Sterben entgegengesetzt, ein ansteckendes und bey innerlichen Unruhen desto gefährlicheres Beyspiel gaben. Eben derselbe war, ohngeachtet seiner philosophischen Einsichten, ein Eiferer für den Dienst der Götter, weil er mit den übrigen **Stoikern** glaubte, die öffentliche Religion müsse, wegen ihrer genauen Verbindung mit dem Staate, und wegen des durch undenkliche Gewohnheit daran gehefteten Volks, immer aufrecht erhalten werden. Auch dieses hat vermuthlich die Abneigung des Kaisers gegen die Christen verstärkt.

Die Geschichte ihrer Verfolgungen soll jedoch keine bloße Vertheidigung ihrer Unschuld seyn. Daher ist auch der Argwohn nicht schlechterdings auf die Seite zu werfen, der aus so oft wiederholten Vorwürfen entstehen kann: ob sie nicht in der That durch eine erhitzte Einbildungskraft gegen Martern und Tod abgehärtet worden sind? und ob nicht, wie **Marcus Aurelius** rühmt, der überlegte stille Abschied eines Philosophen aus der Welt dem von so heftigen Leidenschaften und Reden begleiteten Ende eines christlichen Märtyrers

weit

weit vorzuziehen sey, auch weit sicherer, als dieses, zur Nachfolge habe bewegen können? Alle Fragen über die Fassung des menschlichen Gemüths bey gewißen Vorfällen, lassen sich nur aus äußern Kennzeichen, und also aus sehr trüglichen Gründen, wenigstens nur alsdenn entscheidend beantworten, wenn solche Spuren unter vielen abwechselnden Umständen, und lange Zeit hindurch, eine immer gleiche Richtung des Geistes entdecken. Bey der gegenwärtigen ist es gewiß, daß manche Christen dieser Zeiten sich in einem Anfall von schwärmerischen Trieben in den Märtyrertod gestürzt haben. Ihr unzeitiger Eifer, ein Leben ungezwungen hinzugeben, das sie Gott noch länger auf der Welt schuldig waren, und das ihnen ihre Feinde sonst nicht würden geraubt haben, legt einen Beweis davon ab. Hätte man nicht so viele Ursachen, an der Zuverläßigkeit der meisten alten Märtyrergeschichten zu zweifeln: so würde man noch in dem Betragen verschiedener Christen eine zu ungestüm aufwallende Hitze bemerken können. Sehr leicht war es ohnedieß, daß die Vergleichung eines Kummervollen Lebens ohne Sicherheit, mit der seeligen Ewigkeit, welche Jesus verheißen hatte; die zahlreichen Beyspiele von Christen, die bereits wegen ihrer Religion hingerichtet worden waren; auch die Ehrenbezeigungen, welche man denselben vor und nach ihrem Todte erwies, und die vorzüglichen Belohnungen, die man ihrer zu warten glaubte; daß dieses alles viele Christen anfeuerte, sich zu ähnlicher Hoffnung und Ehre zu drängen. Aber diese Flammen, welche sie verzehrten, schließen noch nicht eine wahre und ruhige Ueberzeugung aus. Vielmehr müssen oft gewisse Menschen, wenn sie gleich ihren Verstand über die Religion aufgeklärt haben, doch mehr einer starken Begeisterung für dieselbe folgen: ihre Gemüthsart, ihre Leibesbeschaffenheit selbst, ziehen sie auf diese Seite hin.

Gesetzt indessen, daß unter den christlichen Märtyrern eine Anzahl Schwärmer gewesen wäre, — die Grundsätze ihrer Religion machten sie wenigstens nicht dazu: — so ist es weder wahrscheinlich noch möglich, daß sie es alle oder größtentheils gewesen seyn sollten. In diesen ersten Zeiten des Christenthums fand die Einbildungskraft noch keine Nahrung an demselben; und man weiß wohl, welche erhabene Lehren und geistige Güter die Bekenner dieser Religion so fertig gemacht haben, alles für dieselbe zu dulden. Wären sie bloß durch ihre Phantasie getrieben worden: so hätte dieses wohl beym Anfange einer neuen Sekte sich zeigen, aber nicht Jahrhunderte lang fortdauern, nicht Personen von jedem Alter, Geschlechte, Stande und Volke hinreißen können. Auch verdienen keineswegs die lebhaftern Zeichen von Zufriedenheit und Standhaftigkeit, welche man an vielen Christen bey Annäherung ihres gewaltsamen Todes erblickte, den Namen der Schwärmerey, noch weniger eines unvernünftigen Eigensinnes. Das ganze Leben und der Glaube der Christen machten schon diese Gesinnungen begreiflich. Bey ihren strengen Sitten und dem wenigen Genusse der Welt, den sie sich erlaubten, konnte es für sie nicht fürchterlich seyn, dieselbe zu verlassen. Ihre Religion selbst führte sie mehr zu frohen Aussichten nach diesem Leben, gegen welche Leiden und Tod nicht als Uebel betrachtet werden durften. Hiezu kam die unter ihnen sehr ausgebreitete Meinung, daß der Untergang der Welt, die Zukunft ihres Erlösers, und die Aufrichtung eines neuen Reichs durch ihn für seine Freunde, nicht weit entfernt wären. Solche natürliche Ursachen, und andere mehr, die aus den Pflichten ihrer geliebten Religion flossen, gründeten den ungemeinen Muth, mit welchem die Christen für dieselbe starben. Aber wenn man sich erinnert, daß eben diese Religion mit unläugbaren Empfehlungen Gottes, und durch einen außerordentlichen von ihm gewürkten Eindruck in

den Gemüthern, sobald sie erschien, unterstützt worden ist; und daß ähnliche Empfindungen bey einer Menge tugendhafter Christen, die ihren Glauben sehr wohl kannten, eine sanfte, dem Ehrgeize völlig verschlossene Denkungsart hatten, auch sonst keine gewöhnliche Absichten, Vorurtheile und Leidenschaften der Menschen äußerten, geherrscht haben: so kann man sich bey vielen derselben nicht enthalten, zu vermuthen, bey einigen auch, zumal unter den ersten Märtyrern, es ohne Bedenken zu glauben, daß die mächtigere Kraft des göttlichen Geistes sie getrieben und befestigt habe. Die lehrreichen Anmerkungen, welche **Heinrich Dodwell** über diese Frage, zwar hin und wieder mit einigem Mangel an genauer Beurtheilung, gemacht hat, (Dissert. Cyprianica XII. de primorum martyrum insigni fortitudine, eiusque causis, p. 90 - 107. Opp. Cypriani, ed. Brem.) können durch die noch scharfsinnigern des Herrn **D. Mosheim** (Vertheid. der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, S. 350. fg. der ersten Ausgabe) ergänzet werden.

Es giebt auch außer der Geschichte des Christenthums nichts, was man diesen Märtyrern an die Seite setzen könnte. Manche alte, besonders deutsche Völker suchten mit einer Art von Wuth und voll Verachtung des Lebens in Schlachten ihren Tod, weil sie gewiß glaubten, dereinst wieder aufzuleben; aber ihre Hoffnung beruhte bloß auf einer bey ihnen lange fortgepflanzten Sage, und keine zuverläßigen Religionsbegriffe heiterten ihren Verstand auf. Oft waren einzelne Personen für ihre Meinungen oder Handlungen, bald gute bald böse, unerschrocken gestorben: schwermüthige und menschenfeindliche, auch wohl stolze, hartnäckige und bis zu einer glühenden Einbildung erhitzte, immer wenigstens solche Leute, bey denen dieser unbewegliche Sinn nicht schwer zu erklären ist. Noch jetzt stehen die

Kriegs-

Kriegsgefangenen, welche gewisse wilde Völker in dem mitternächtigen America gegen einander machen, die unmenschlichsten langsamsten Peinigungen, mit welchen sie von ihren Feinden zu Todte gemartert werden, mit einer erstaunlichen Gelassenheit und sogar Fröhlichkeit bis zu ihrem letzten Augenblicke aus. Man hat sie mit den Märtyrern der ersten Kirche verglichen, und nicht bedacht, daß der Muth dieser Wilden durch die Verzweifelung bey einem unvermeidlichen Todte erzwungen werde; daß in ihnen das menschliche Gefühl durch gleiche Grausamkeiten, die sie an ihren Feinden verübt hatten, erstickt worden sey; und daß jeder Seufzer unter solchen Quaalen, nach einem tief eingewurzelten Urtheil ihres Volks, vor schimpflich und niederträchtig gehalten werde. Die Christen hingegen konnten dem Todte mit der leichtesten Mühe, durch ein geringes Merkmal der Neigung zum Heidenthum, entgehen; man reizte sie auf alle ersinnliche Art, solches zu thun; sie aber ergriffen aus freyer Wahl, und ohne durch einige sinnliche Bilder aufgemuntert worden zu seyn, den schmerzlichsten Weg, um die Welt zu verlassen. Unbemerkter und gleichgültiger giengen freylich die heidnischen Philosophen aus derselben; aber wenn man dieses von einem vernünftigen Vorsatz herleiten will, so muß man auch gestehen, daß er sich auf eine traurige Ungewißheit in Ansehung des Zustandes nach dem Todte, zuweilen gar auf die Meinung einer bevorstehenden gänzlichen Vernichtung, gegründet habe. Der Weltweise blieb kaltsinnig aus Verachtung gegen die Welt, und aus Sorglosigkeit über sein künftiges Schicksal, zufrieden mit seiner Tugend, und mehr bewundert als nachgeahmt. Allein der christliche Märtyrer starb meistentheils als ein kräftiges Beyspiel für die Welt, und rührte nicht selten auch seine Feinde.

Ob die Christen vielleicht als unruhige Bürger von den Heiden verfolgt worden sind, verdient ebenfals einige Untersuchung. Wenn dieses nur so viel heißt, ob man sie übler Gesinnungen gegen das Römische Reich und dessen Oberherren beschuldigt habe? so leidet es keinen Zweifel, wie bereits in einer andern Stelle (Th. II. S. 224.) bemerkt worden ist. Konnte gleich unter den Lehren ihrer Religion keine angegeben werden, die ihnen eine solche Denkungsart eingeflößt hätte; so war es doch schwer, die Römer zu überreden, daß in den bey ihnen so verhaßten geheimen und nächtlichen Versammlungen vieler Menschen, welche die Christen, aus Furcht vor ihren Feinden, zur Uebung des Gottesdienstes anstellten, keine gefährliche Zusammenrottung gestiftet werde; oder daß ihr dreister Angriff auf die herrschende Religion, mit welcher die Regierung des Staats selbst so fest verbunden war, keine Feindschaft wider diesen verrathe. Die Weigerung der Christen, den Kaisern gewisse Ehrenbezeigungen zu erweisen, die sie vor abgöttisch hielten, und überhaupt ihren Befehlen von ähnlicher Art zu gehorchen, machte sie auch verdächtig. Aber hier kommt es nur darauf an, ob dieser gesammte Argwohn auch durch die Aufführung der Christen bestätigt worden sey? und ob man sie als wirkliche Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit hingerichtet habe? Dieses kann aus ihrer Geschichte nicht bewiesen werden. So allgemein auch, und bey eingenommenen Gemüthern scheinbar, jene Beschuldigung war; so hatte doch das Reich keine getreuere Unterthanen, als die Christen. Man findet nicht, daß sie in den ersten Jahrhunderten deswegen zur Strafe wären gezogen worden, weil sie an Empörungen Antheil gehabt, oder gegen die Heiden irgend eine Gewaltthätigkeit begangen hätten. Daß ohngeachtet der strengsten Kirchenzucht, welche unter ihnen eingeführt war, doch zuweilen einige Christen in grobe Vergehungen gefallen sind, beweiset noch lange

nicht,

nicht, daß ihre Märtyrer zum Theil Aufrührer gewesen wären. Was besonders ihre irrige Meinung von dem herannahenden Ende der Welt, und von dem zu hoffenden neuen Reiche Christi betrifft, welches man das tausendjährige zu nennen pflegt: so war sie von dieser Seite ohne Folgen. Kaum ist es glaublich, daß die Heiden etwas von derselben gewußt haben; nie haben sie solche den Christen vorgeworfen, und selbst die unvorsichtigen Weißagungen der Montanisten waren noch kein Verbrechen, das den Staat zerrütten half. Zugegeben sogar, daß das oben gedachte Gespräch Philopatris eine Arbeit des Lucian sey: so würde die darinne befindliche Beschreibung von Christen, welche eine Schadenfrohe Begierde gehabt haben sollen, lauter öffentliches Unglück zu erfahren, weder eigentlich historisch seyn, weil sie mehr einer Spötterey ähnlich sieht; noch höchstens auf andere gezogen werden können, als auf eine geringe Anzahl Schwärmer, mit denen die übrigen Christen nichts gemein hatten.

Andere schlimme Begriffe von den Christen machten einen gewissern Eindruck bey ihren heidnischen Feinden. Man bildete sich ein, daß die Landplagen von den erzürnten Göttern geschickt würden, um sich an diesen ihren Verächtern zu rächen. Ein solcher Vorwand die Christen, als gefährliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, zu verfolgen, kam oft, und unter der an allgemeiner Noth so fruchtbaren Regierung des Marcus Aurelius mußte er eine desto mächtigere Wirkung thun. Die übrigen falschen Vorstellungen von der Religion, dem Gottesdienste, und den Sitten der Christen, hatten, wie die einzelen Verfolgungen und die christlichen Schutzschriften zeigen, nicht bloß bey dem Pöbel der Heiden, sondern auch bey vielen ihrer Großen und Obrigkeiten, vermuthlich selbst bey manchen Kaisern, Glauben gefunden. Sie und jedes andere Böse, das

den ersten Christen ihre Feinde beygemessen haben, pflegen mit dem gemeinschaftlichen Namen der **Verläumdungen gegen die Christen** belegt zu werden. **Christian Kortholt** hat dieselben in einem besondern Buche (Paganus obtrectator, Kiel 1698. 4.) gesammelt, und seitdem haben mehrere Gelehrte sie in ihr Licht zu setzen gesucht. Aber es bleibt noch immer verschiedenes in denselben dunkel: zumal wenn man auf den ersten Grund dieser Beschuldigungen gelangen, ihre Urheber finden, und ihrem ganzen Lauf nachgehen will. Die alten christlichen Lehrer selbst scheinen bisweilen, wie man aus ihren bereits angeführten Stellen (Th. II. S. 395.) schließen dürfte, zu geschwind alle schimpfliche oder boshafte Gerüchte, die man von ihren Gemeinen ausstreuete, den Juden zugeschrieben zu haben. Denn hin und wieder werden sich andere sehr wahrscheinliche Quellen ihres Ursprungs öfnen.

Es wird also vorausgesetzt, und kann bewiesen werden, daß die ersten Christen von keiner Seite es verdient haben, so heftig verfolgt zu werden. Allein hier kann man sich des Gedankens nicht länger entwehren, wie sonderbar es sey, zu glauben, daß diese leidende Christen durchaus unschuldig gewesen, und hingegen ihre Feinde allein und jederzeit ungerecht gehandelt haben sollten. Dort lauter Heilige, hier lauter Tyrannen oder Bösewichter; und das drittehalb hundert Jahre nach einander, in einer solchen vermischten Reihe Menschen von beyden Theilen: ein solches unveränderliches sittliches Verhältniß gegen einander scheint unnatürlich zu seyn, und hat in der übrigen Geschichte schwerlich seines gleichen. — Eigentlich ist eine sehr einfache kurze Antwort hinlänglich, diese Zweifel, wo nicht aufzuheben, doch, wenn man sich mit ihnen nicht beschäftigen will, abzulehnen. So weit die erweisliche Geschichte reicht, bestätigt sie jenen Begriff im Ganzen genommen: und

selbst die noch vorhandenen Urtheile heidnischer Schriftsteller über die oft gedachten Verfolgungen, zwingen uns nicht, denselben zu ändern. Wenn man aber auch versucht, ihn wahrscheinlich zu machen, und daher einige sichere Spuren oder Vermuthungen sammelt: so kann man bis zu einer gewissen Befriedigung kommen. Viele Heiden, von welchen die Christen Drangsale erduldeten, glaubten nach ihrer ruhigsten Ueberlegung, weder unbillig noch grausam zu handeln. Ihre Absicht war, eine Religion zu schwächen oder gar auszurotten, welche sie vor einen neuen und falschen Aberglauben hielten, und der ihrigen alten, fast allgemeinen, schädlich erkannten. Diese Religion haßten sie im Grunde; nicht ihre christlichen Mitbürger, und indem sie alles anwandten, um sie zum Abfall von derselben zu bringen, oder ihnen die Ausübung und Fortpflanzung derselben überaus schwer zu machen, schienen sie nichts mehr zu thun, als was sie ihrer Religion und dem Staate schuldig waren. Immer scheint zwar dieser Religionseifer die heidnischen Verfolger nicht beseelt zu haben; aber auch ihre andern Bewegungsgründe zeigten öfters einen patriotischen nicht unedeln Geist an. Man würde noch entscheidender davon reden können, wenn die Sammlung kaiserlicher Gesetze wider die Christen, welche der Rechtsgelehrte **Domitius** (nach der Erzählung des **Lactantius**, Instit. Divin. L. V. c. 11.) verfertigt hatte, erhalten worden wäre. Auf der andern Seite könnte man vielleicht durch Hülfe eben derselben bestimmen, ob nicht zuweilen einige unvorsichtige Handlungen der Christen den Widerwillen der Heiden zur Verfolgung aufgebracht haben. Hitzige und schmähsüchtige Reden gegen die heidnische Religion, ein unaufhaltsamer Eifer, das Christenthum überall auszubreiten, etwan auch ein Mangel an Ehrerbietung gegen die Kaiser und ihre Befehle; solche Fehler möchten wohl nicht immer von ihnen vermieden worden seyn. Aber dieses Feld ist zu

groß,

groß, als daß man sich mehrern Muthmaaßungen auf demselben überlassen sollte. Genug, daß beyde Theile einander Vorwürfe zu machen hatten, gerechte und ungerechte: die, wie es bey einem eingewurzelten Religionshaß immer gegangen ist, aller Vorstellungen, Vertheidigungen und veränderten oder aufgeklärten Umstände ohngeachtet, stehen blieben. Die höchste historische Wahrscheinlichkeit spricht für die Christen; wenn gleich ihre Geschichte größtentheils von ihren eigenen Schriftstellern beschrieben, oft auch ausgeschmückt worden ist.

Die Freymüthigkeit und das gute Bewußtseyn, womit **Justin der Märtyrer** noch einmal die Sache seiner Mitbrüder rechtfertigte, und die Gelegenheit, welche er dazu, bald nach dem Antritte der Regierung des **Marcus Aurelius**, gegen das Jahr 162 ohngefähr, bekam, dienen ebenfalls zur Bestätigung des vorhergehenden Urtheils. Eine Frau, welche so wie ihr Ehemann, sehr ausschweifend gelebt hatte, trat zum Christenthum, besserte ihre Sitten, und suchte auch ihn, durch die Vorhaltung der christlichen Lehrsätze, besonders der ewigen Höllenstrafen, zu diesem Entschlusse zu bewegen. Allein er ergab sich allen Wollüsten noch ferner so ungescheut, daß sie sich gänzlich von ihm würde getrennt haben, wenn nicht ihre Freunde ihr gerathen hätten, länger noch auf seine Aenderung zu warten. Da er jedoch nach Alexandrien gereist war, und sich noch tiefer in die Laster versenkt hatte, schickte sie ihm den Scheidebrief. Um sich an ihr zu rächen, verklagte er sie bey dem Statthalter von Rom, **Urbicus**, daß sie eine Christinn sey; allein sie erlangte durch eine Bittschrift bey dem Kaiser die Erlaubniß, vorher ihre häußlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe sie diese Klage beantwortete. Da also ihr Ehemann sie nicht weiter verfolgen konnte, griff er den **Ptolemäus** an, der sie im Christenthum unterrichtet, und von dem ge-

dachten Befehlshaber schon viel wegen dieser Religion ausgestanden hatte. Er brachte es dahin, daß derselbe bloß unter dem Vorwande, weil er ein Christ wäre, gefangen gesetzt, gemißhandelt, und vor den **Urbicus** geführt wurde, der ihn wieder nur dieses einzige fragte, ob er ein Christ sey; auf sein Geständniß aber zum Tode verurtheilte. Ein dabey stehender Christ, **Lucius**, konnte sich nicht enthalten, den Richter zu fragen: „Warum „verdammst du denn diesen Mann, der weder ein Ehe„brecher, noch ein Hurer, noch ein Mörder, Dieb oder „Räuber, noch sonst eines Verbrechens überzeugt wor„den ist, sondern nur bekennt, daß er ein Christ sey, zur „Lebensstrafe? Du urtheilst nicht so, o **Urbicus**, wie „es sich für die Zeiten eines frommen und philosophi„schen Kaisers, und eines heiligen Senates schickt.„ An diesen Reden erkannte der Statthalter einen Christen, und da **Lucius** solches nicht läugnete, befohl er, ihn ebenfalls hinzurichten: wofür ihm dieser dankte. Ein gleiches Schicksal hatte ein dritter Christ, der gerade, als sich dieses vor dem Richterstuhl ereignete, hinzukam.

Von dieser Begebenheit nahm **Justinus** Anlaß, seine zweyte Schutzschrift für die Christen gleich darauf an die beyden gemeinschaftlich regierenden Kaiser und an den Römischen Senat aufzusetzen. Nachdem er über die Verfolgung der Christen in vielen Gegenden geklagt, und jene Geschichte erzählt hatte, fährt er fort: „Auch ich erwarte, daß ich von irgend einem der gedach„ten Feinde hinterlistig angegriffen, und an einen Pfahl „gebunden werde; oder auch vom **Crescens**, diesem „Schwätzer und Prahler. Denn er ist nicht werth, „den Namen eines Philosophen zu führen, weil er öf„fentlich von uns Dinge bezeugt hat, welche ihm doch „gar nicht bekannt sind, nämlich, daß die Christen Got„tesläugner und Gottlose wären: welches er dem be„troge-

„trogenen großen Haufen zu Gefallen und zum Ver„gnügen behauptet.„ Er müsse, sagt **Justinus**, entweder die evangelische Geschichte gar nicht gelesen, oder nicht verstanden haben; oder er müsse sich auch stellen, als wenn er sie nicht verstanden hätte. Wenigstens habe er, da er dem **Crescens** einige sich darauf beziehende Fragen vorgelegt, gefunden, daß derselbe von den Sachen der Christen nichts wisse, und er sey bereit, die mit demselben gehaltene Unterredung bekannt zu machen.

Sollte jemand von den Heiden sagen, die Christen möchten sich lieber alle selbst das Leben nehmen, um zu Gott zu kommen, und ihnen weiter nicht beschwerlich fallen: so beantwortet dieses **Justinus** damit, daß er zeigt, ein solches Verfahren würde den Absichten Gottes bey der Schöpfung der Welt und der Menschen zuwider seyn. Auch giebt er die Ursachen an, warum die Christen, wenn sie befragt werden, unerschrocken gestehen, daß sie es sind. Dem Einwurfe, daß sie, wenn Gott ihnen beystünde, nicht, wie sie vorgäben, von den Ungerechten geplagt und hingerichtet werden würden, begegnet er dadurch, daß er zuerst Gottes Gerechtigkeit bey der Zulassung dieses Unglücks rettet. Gott, schreibt er, übergab die Sorge für die Welt und die Menschen, welche er geschaffen hatte, einer Anzahl Engel. Diese aber überschritten ihre Vorschrift, und erzeugten in Unzucht mit den Weibern Söhne, welche **Dämonen** genannt wurden. (Eine von den Juden herstammende Auslegung einer Stelle in der Geschichte **Mosis**.) Sie brachten es nachmals dahin, daß ihnen das menschliche Geschlecht diente: theils durch zauberische Schriften; theils durch allerley Schröcken und Strafen; theils indem sie dasselbe Opfer, Räuchwerk und Opferausgiessungen lehrten: denn dieses alles fiengen sie an benöthigt zu seyn, seitdem sie an ihren Lüsten krank geworden wa-

ren; und endlich haben sie Mord, Krieg, Ehebruch und alle Laster unter den Menschen ausgesäet. Da die Dichter und Fabellehrer dieses nicht wußten, so haben sie alles dieses Gott selbst, und sowohl seinen vermeinten Kindern, als den Kindern seiner Brüder, des **Neptunus** und **Pluto**, zugeschrieben. Der Vater aller Dinge hat eigentlich keinen Namen; die Benennungen aber, welche man ihm beygelegt hat, sind aus seinen Wohlthaten und Werken entstanden. Sein Sohn, der allein im vorzüglichen Verstande Sohn heißt, das Wort vor der Schöpfung der Welt, welches zugleich mit derselben vorhanden war, und gebohren wurde, und durch welches er anfänglich alles geschaffen und ausgeschmückt hat; dieser sein Sohn ist nach des Vaters Willen, den gläubigen Menschen zum Besten, und zur Zerstörung der bösen Geister gebohren worden. Dieses, sagt **Justinus**, könnt ihr aus demjenigen erkennen, was vor aller Augen geschieht. Denn viele unserer Christen haben in der ganzen Welt und auch in eurer Stadt, eine Menge von bösen Geistern besessener Menschen, welche von andern Beschwörern und Zauberern nicht geheilt werden konnten, geheilt, nachdem sie dieselben im Namen **Jesu Christi**, der unter dem **Pontius Pilatus** gekreuziget worden ist, beschworen hatten; und sie heilen dieselben noch immer, indem sie die bösen Geister verjagen, welche sich der Menschen bemächtigt haben. — Wenn man dieser Versicherung trauen darf, wie es alle Umstände verlangen: so blieb den Heiden, beym Anblicke dieser täglich von den Christen ausgeübten Wundergabe, nichts übrig, als zu sagen, die Christen wären eine mächtigere Art von Zauberern, oder gar Betrüger. Allein auch diese Ausflüchte wurden unnütz, sobald jene Austreibung der bösen Geister öffentlich, auch von gemeinen Christen, und ohne andere Künste, als die Anrufung des Namens **Jesu**, bewerkstelligt wurde. Die christliche Nachkommenschaft könnte noch auf die Vermuthung

muthung fallen, daß unter diesen Besessenen auch wohl schwermüthige, oder zugleich am Leib und Geiste kranke Personen, gewesen wären. Doch da es nicht unglaublich ist, daß zu dieser Zeit, welche noch Schüler der Apostel aufweisen konnte, ihre wundervollen Gaben auch nicht ganz verloschen waren: so scheint es, dieser Zweifel sey entweder zu frühzeitig, oder dürfe wenigstens nicht auf alle solche Beyspiele angewandt werden.

Zu diesem Beweise, daß sich Gott augenscheinlich für die Christen erkläre, setzt **Justinus** hinzu, bloß ihrentwegen würde auch noch die Welt erhalten, indem sie sonst längstens durch Feuer wäre verzehrt, und die Gottlosen nebst den bösen Geistern wären bestraft worden. Diese Verbrennung aber der Welt werde nicht Kraft eines unvermeidlichen Schicksals erfolgen, wie es die **Stoiker** lehrten, durch welches alle Freyheit und Tugend aufgehoben würde. Unterdessen hätten doch diese Philosophen, so wie auch zuweilen die Dichter, eine schöne Sittenlehre vorgetragen; und deswegen wären einige unter ihnen, auf Anstiften der **Dämonen**, umgebracht worden. Desto weniger sey es zu verwundern, daß diese die Christen verfolgten, welche das grosse Wort, **Christum**, kennen; sie würden aber auch dafür nebst ihren Anhängern durch das ewige Feuer bestraft werden: wovon bereits dieses ein Beweis sey, daß sie jetzt von Menschen durch den Namen **Jesu Christi** überwunden würden. Aber vielleicht sagte jemand mit den Philosophen, diese Martern nach dem Tode wären leere Schreckbilder, und die Absicht der Christen sey, die Menschen bloß aus Furcht zur Tugend zu leiten, nicht wegen ihrer Vortreflichkeit, oder aus Neigung zu derselben. Hierauf antwortet **Justinus**: wenn man jene Strafen leugnen wolle, so müsse entweder kein Gott seyn, oder er müsse sich um die Menschen nicht bekümmern; Tugend und Laster würden alsdenn nichts seyn,

und die Gesetzgeber thäten unrecht, welche die Uebertreter ihrer Verordnungen bestraften. Daß es so sehr einander widersprechende Gesetze gebe, komme von den bösen Engeln her, welche dabey ihren Vortheil gefunden hätten. Der Vorzug der christlichen Religion aber vor allen philosophischen Lehrgebäuden sey unläugbar. Denn da ihre Urheber das große Wort nicht ganz gekannt hätten, wären sie in Widersprüche gegen sich selbst verfallen, auch als Gottlose verurtheilt worden. Der standhafteste unter ihnen, **Socrates**, sey völlig, so wie die Christen, beschuldiget worden, daß er neue Götter einführe, und diejenigen verwerfe, welche im Staate verehrt würden. Indem er aber die Menschen ermahnt habe, die Dichter wegzulegen, und die Erkenntniß des ihnen unbekannten Gottes durch die Vernunft zu suchen, so habe er bloß zu ihnen sagen können: „Den „Vater und Schöpfer aller Dinge zu finden, ist nicht „leicht; und wenn man ihn gefunden hat, ist es nicht „einmal sicher, ihn allen zu verkündigen.„ Beydes hingegen habe **Christus** aus eigener Macht geleistet. Eben so habe niemand dem **Socrates** einen so festen Beyfall gegeben, daß er wegen der Lehren desselben gestorben wäre. **Christo** aber, der diesem Weisen einigermaaßen bekannt gewesen sey, hätten nicht nur Philosophen und Gelehrte, sondern auch Handwerksleute und Unwissende geglaubt: sie hätten Ehre, Furcht und Tod verachtet: alles durch die Kraft des unaussprechlichen Vaters.

Schon daraus führt **Justinus** einen Beweis, daß die Christen unschuldig und allein um der Wahrheit willen leiden. Aber eben dieses bestätigt er auch durch ihre Standhaftigkeit unter den Verfolgungen. Da sie den Tod so sehr verachteten, sagt er, so müßten sie nothwendig nach wahren und ewigen Gütern streben: denn die Freunde der Wollüste würden vielmehr wün-

schen,

schen, die Welt niemals zu verlassen. Zwar hätten die Feinde der Christen einige derselben, wegen Laster, die ihnen angedichtet wurden, hingerichtet, nachdem sie ihre Knechte und selbst junge Personen durch Martern genöthigt hätten, sie derselben zu beschuldigen. Allein sie hätten Gott zum Zeugen ihrer Tugend. Wollten sie solche Schandthaten begehen: so könnten sie es ja, wie die Heiden, öffentlich thun, in deren Göttergeschichte, Gottesdienste und zum Theil Schriftstellern, sie Aufmunterung genug dazu fänden. Ihn selbst hätten diese Betrachtungen bewogen, ein Christ zu werden. Endlich bittet er die beyden Kaiser, diese Schutzschrift mit ihrer Verordnung bekannt zu machen, damit sie von jedermann gelesen werden könne, und dadurch richtigere Begriffe von den Christen gemein würden.

Wie Marcus Aurelius (denn Verus kommt hier ohnedieß in keine Betrachtung,) diese Arbeit des Justinus aufgenommen habe; oder ob sie ihm gar in die Hände gerathen sey, davon schweigen alle Nachrichten. Gemeiniglich setzt man voraus, daß die Schutzreden der christlichen Lehrer von den Kaisern, an welche sie gerichtet waren, gelesen worden sind; daß aber der Aberglaube, Haß und Vorurtheile gegen die Christen sie gehindert haben, gerechtere Gesinnungen anzunehmen. So wenig dieses erwiesen werden kann, so ist es doch nicht in allen diesen Fällen unglaublich. Manche solcher Schutzschriften scheinen den Kaisern würklich zu Gesichte gekommen zu seyn: man kann dieses aus einigen Stellen der Alten (unter andern des Eusebius, Hist. Eccl L. IV. c. 11. 12.) schließen. Aber wenn sie gar keine Würkung, oder nur keine merkliche, gethan haben: so ist dieses nicht befremdlicher, als daß so viele den Fürsten übergebene und von ihnen ungelesene Bittschriften auch keine Früchte tragen. Daß diese oftgenannten Aufsätze der ersten Christen bloße Uebungsstücke in der Schreib-

art und in der Vertheidigung ihrer Parthey, ohngefähr wie die Reden der Sophisten, und eben zu keinem öffentlichen Gebrauch bestimmt gewesen seyn sollten; diese Muthmaaßung streitet wohl mit den Erzählungen der alten Schriftsteller von denselben, mit der Einrichtung und den hervorleuchtenden Absichten der Schriften selbst. Wahrscheinlicher könnte man fragen, ob sie nicht zu rednerisch abgefaßt worden, zu übertriebene Klagen geführt haben, oder mit zu vieler Heftigkeit gegen die Heiden angefüllt sind? Man erwartet beynahe einen Theil solcher Schwachheiten in eigentlichen Schutzreden. Eine rührende Beredsamkeit gehört freylich zu ihrem Endzwecke; es fällt aber auch in die Augen, daß die Verfasser der christlichen Vertheidigungsschriften oft, wenn gleich nicht immer, in einem gemäßigten sanften Ausdruck sprechen, und ihre Einfaltsvollen Beschreibungen dadurch einnehmender machen. Materien, wie die von ihnen abgehandelten sind, reißen den Geist und die Hand des Schriftstellers noch leichter, als andere, fort: und man muß es ihnen also vergeben, wenn sie zuweilen in ein Wortgepränge sich verwickeln. Sie hätten vielleicht die Heiden weniger mit den Strafen des ewigen Feuers bedrohen sollen, um ihnen zum Anfange einen durchaus liebreichen Begriff von ihrer Religion zu machen; oder es hätten auch verschiedene bittere Vorwürfe gegen die Heiden von ihnen weggelassen werden können. Doch auf diesem Wege des Tadels würde man kein Ende finden. Das meiste kann sehr wohl entschuldigt werden; alles aber bedeckt die wahre Beobachtung, daß sie dasjenige bewiesen haben, was sie beweisen wollten. Darunter gehörte es nicht, das Ungemach zu vergrößern, welches sie ausstanden; sie suchten mehr die Ungerechtigkeit dieser Verfolgungen darzuthun: und außer andern Umständen, welche es bekräftigen, daß sie dasjenige würklich gelitten haben, worüber sie sich beschweren, steht auch ihre Bereitwilligkeit,

ligkeit, dieses und noch mehr für die Religion künftig zu erdulden.

So schrieb und starb auch **Justinus**: seine Vermuthung traf wenige Zeit nach dieser Schutzschrift ein. Der cynische Philosoph, **Crescens**, der ihn als einen glücklichen Vertheidiger der christlichen Religion wider sich selbst, und zugleich als einen gefährlichen Gegner der Philosophen, haßte; ein Mann, dem die christlichen Schriftsteller sehr schlimme Sitten beylegen, brachte es, vermuthlich als Ankläger, dahin, daß **Justinus** im Jahr 163 oder 165 zu Rom enthauptet wurde. Die alte Geschichte seines Märtyrertodes und auch einiger anderer nebst ihm hingerichteter Christen, ist zuletzt in **Marans** Ausgabe seiner Schrifteu (p. 585-587.) abgedruckt worden, und kann wenigstens der Falschheit nicht überwiesen werden. Nach derselben legte **Justinus** vor dem heidnischen Richter **Rusticus** ein kurzes Bekenntniß seines Glaubens ab, beantwortete die Fragen desselben, wo sich die Christen zu Rom versammelten, ingleichen, ob er hoffte, wenn er gegeißelt würde, in den Himmel hinauf zu steigen, und wurde von ihm, weil er sich, so wie auch die andern, weigerte, den Göttern zu opfern, zum Tode verurtheilt. Der Zuname **des Märtyrers**, den ihm die Christen zum Unterscheide von andern gleiches Namens gegeben haben, ist allein schon eine Erinnerung, ihn schonend und mit Achtung zu beurtheilen. Von seinem Leben und seinen Schriften reden **Tatianus** (Orat. ad. gentiles, c. 18. 19. p. 259. 260. ed. Benedict.) **Eusebius** (Hist. Eccl. L. IV. c. 11. 12. 16. 17. 18.) und **Hieronymus** (Catal. scriptor. eccles. c. 23.) mit ungemeinen Lobsprüchen. Genauer sind seine Verdienste und Meinungen vom **Clericus** (Hist. Eccl. Sec. II. p. 614-631.) vom **Prudent. Maran** in der schon angeführten Einleitung; von **Jakob Bruckern** (Hist. Crit. Philos. Tom III. p.

367-

367 - 378.) und besonders von dem Herrn D. Semler (in der Geschichte der christlichen Glaubenslehre, viertes Hauptstück, S. 42 - 70) geprüft worden. **Mosheim** hat nicht nur (Comment. de reb. Christ. ante Const. M, p. 316.) angemerkt, daß dieser Lehrer aus dem **Plato** und noch mehr aus dem **Philo** die Grundsätze der nachmals sogenannten **mystischen Theologie** (oder der Anweisung, Gott in der Entfernung von Menschen und Geschäften, still und von allen Reizungen der Sinnen frey, unter vielen strengen Uebungen des Leibes, und andächtigen Empfindungen der Seele, zu dienen, damit diese ganz zu ihm sich erheben könne,) daß er diese Art von geheimer und vorzüglicher Tugend, welche die gemeine Frömmigkeit der übrigen Menschen übertreffen sollte, zuerst unter den Christen vorgetragen habe. Eben derselbe hat auch **Justins Platonische** Vorstellungsart von dem Sohne Gottes dadurch einigermaaßen zu entschuldigen gesucht, daß derselbe dem **Plato** geglaubt habe, die menschlichen Seelen wären aus dem göttlichen Verstande oder der höchsten Vernunft (λόγος) entsprungen: und da er **Christum** vor eben dasjenige in Gott angesehen habe, was die Vernunft in den Menschen ist, so sey es eine natürliche Folge für ihn gewesen, zu behaupten, daß alle Menschen, die einen guten Gebrauch von ihrer Vernunft machten, **Christum** kennen lerneten. Diesen Bemerkungen fehlt es nicht an einem wahren Grunde: und wenn gleich etwan mehr darauf gebauet wird, als **Justinus** selbst gethan hat; so ist er doch solcher Versuche nicht unwürdig.

Bald nach ihm, und wie es völlig scheint, im Jahr 169, wurde auch **Polycarpus**, Bischof von Smyrna, dessen Lebensgeschichte man bereits oben (S. 50.) gelesen hat, um der christlichen Religion Willen hingerichtet. Seine Gemeine hat in einem langen Schreiben an die übrigen Christen, (das unter andern in Cotelerii

Patr.

Patr. Apostol. Vol. II. P. I. p. 195 - 204. ed. a. 1724. eingerückt worden ist,) alle Umstände seines Todes beschrieben: und daraus hat **Eusebius** (Hist. Eccl. Libr. IV. c. 15.) einen weitläuftigen Auszug gemacht. Es war eine Verfolgung der Christen zu Smyrna entstanden, deren nächste Veranlassung nicht gemeldet wird. Verschiedene derselben standen die ausgesuchtesten Martern aus, ohne nur einen Seufzer zu verlieren, und ein christlicher Jüngling **Germanicus**, dem der Statthalter zuredete, daß er mit seinem Alter Mitleiden tragen möchte, reizte vielmehr das wilde Thier, dem er vorgeworfen worden war, noch mehr auf sich, um desto geschwinder zerrissen zu werden. Die Zuschauer aber riefen nur grimmiger: „Räume die Gottlosen aus dem „Wege! Man suche den **Polycarpus** auf!„ Ein anderer Christ ward hierauf in den Schauplatz geführt, der sich freywillig angegeben, und auch andere dazu bewogen hatte. Allein der Anblick der wilden Thiere schlug seinen Muth nieder, und der Statthalter brachte ihn durch vieles Bitten dahin, daß er bey dem Schutzgeiste des Kaisers schwor, und ihm opferte. „Deswe„gen, ihr Brüder, schreibt die Gemeine, (und meint diesen schimpflichen Ausgang des leichtsinnigen Anbietens seiner selbst zum Tode, wenn Gott den Christen nicht dazu berief,) „deswegen billigen wir es nicht, wenn sich „einige von selbst darstellen: denn dieses befiehlt das „Evangelium nicht. „

Kaum konnten den **Polycarpus** einige seiner Freunde überreden, sich der drohenden Gefahr durch die Flucht zu entziehen. Er begab sich also endlich auf das Land, und betete nach seiner Gewohnheit für alle christliche Gemeinen. Da man aber seinen Aufenthalt entdeckt hatte, gieng er denen, welche ihn suchten, ob er sich gleich noch retten konnte, entgegen, und bat sich nur von ihnen einige Zeit zum Gebete aus. Seine Standhaf-

tigkeit

tigkeit und Frömmigkeit wurden selbst von einigen dieser Feinde bewundert. Man führte ihn hierauf nach Smyrna zurück, wo ihm der Friedensrichter der Stadt und sein Vater begegneten. Sie ließen ihn auf ihren Wagen steigen, und fragten ihn mehrmals, was denn daran Böses sey, wenn man den Kaiser einen Herrn nennete, und opferte, um sein Leben zu retten. Die Christen weigerten sich darum, den Kaisern den Namen Herr zu geben, weil ihn diese von den Göttern, denen er zuerst eigen war, auf sich gezogen hatten, und die Christen also behaupten konnten, daß er in dem damals üblichem Verstande Gott allein gebühre. Da **Polycarpus** gleichfalls versicherte, daß er dieses nicht thun würde, so stieß man ihn, nicht ohne seine Beschädigung, vom Wagen herab. Er kam unter einem ungestümen Geschrey des Volks vor den Richterstuhl des Statthalters, der ihn vergebens ermahnte, seines hohen Alters zu schonen, das heißt, durch einen Abfall vom Christenthum allen Leiden zu entgehen; darauf aber von ihm verlangte, er sollte bey dem Schutzgeiste des Kaisers schwören, und laut rufen: „Räume die Gottlosen aus „dem Wege!„ **Polycarpus** sagte diese Worte würklich; aber in einem ganz andern Verstande: denn er sah zugleich die umstehenden Heiden an, zeigte mit der Hand auf sie, und kehrte sodann sein Gesicht seufzend gen Himmel. Als sein Richter noch weiter in ihn drang, er sollte schwören, und **Christum** lästern, so würde er ihn loslassen; gab **Polycarpus** zur Antwort: „Ich diene ihm bereits sechs und achtzig Jahre, und er „hat mir noch kein Uebel erzeigt; wie sollte ich meinen „König und Heiland lästern können?„ Um aber den fortdauernden Ermahnungen des Statthalters ein Ende zu machen, sagte er zu ihm, er wäre ein Christ, und sey bereit, ihm die Gründe seiner Religion zu erklären, wenn er ihm einen Tag dazu setzen wollte. Der Statthalter antwortete, er möchte das Volk um diese Frist ersuchen:

ein

ein Umstand, aus welchem man beynahe die Vermuthung ziehen könnte, daß die Obrigkeit zu dieser Verfolgung durch die blutgierige Forderung des Pöbels bey den damaligen Schauspielen genöthigt worden sey. Allein **Polycarpus** versicherte ihm, daß er zwar mit ihm eine verständige Unterredung pflegen wolle, weil Gott den Christen befohlen habe, die Obrigkeit so weit zu ehren, als es ihnen ihr Gewissen erlaube; das Volk hingegen halte er vor unwürdig, sich gegen dasselbe zu vertheidigen. Und auf die Drohungen, ihn den wilden Thieren vorzuwerfen, oder verbrennen zu lassen, bezeigte er nicht allein einen immer gleichen Muth: sondern verlangte sogar, man möchte ohne weitern Verzug jede Lebensstrafe an ihm vollziehen. Nun ließ der Statthalter öffentlich ausrufen: **Polycarpus** habe bekannt, daß er ein Christ sey. Gleich schrie die anwesende Menge von Heiden und Juden: „Das ist der Lehrer „Asiens, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer „Götter, der so viele lehrt, daß sie weder opfern, noch „die Götter anrufen sollen!„ Sie begehrten darauf, daß ein Löwe gegen ihn losgelassen werden sollte; allein es wurde ihnen abgeschlagen, weil die Schauspiele bereits geendigt waren. Daher forderten sie einmüthig, man möchte ihn verbrennen: sie eilten auch alsbald, und darunter vorzüglich die Juden, einen Scheiterhaufen zu errichten. **Polycarpus** wurde auf denselben gebracht: hier verrichtete er ein lautes Gebet an Gott, in welchem er demselben dankte, daß er ihn vor würdig gehalten habe, unter die Zahl seiner Märtyrer aufgenommen zu werden, und legte zugleich ein Bekenntniß seines Glaubens an ihn, seinen Sohn **Jesum Christum**, und den heiligen Geist, ab. Allein umsonst zündeten die Feinde des **Polycarpus** jetzt den Scheiterhaufen an; das Feuer thürmte sich wie ein Gewölbe um ihn herum, ohne ihn zu beschädigen, und sie sahen

sich

sich endlich genöthigt, ihm einen Dolch in den Leib stossen zu lassen.

Dieser verdienstvolle Lehrer starb, wie man sieht, auf die rühmlichste Art: und man verliert auch nichts an der großen Meinung von ihm, wenn man das Wunderbare auf die Seite legt, welches die Christen in seiner Geschichte erzählen. Weder sein Traum, der ihm die Verbrennung vorher verkündigt haben soll; noch die unbekannte Stimme, die ihm zurief, er möchte sich tapfer und muthig verhalten; auch nicht die Entfernung des Feuers von seinem Körper, brauchen aus andern als natürlichen Ursachen erklärt zu werden: wiewohl er selbst den ersten dieser Umstände in seinem Gebete, als eine göttliche Vorhersagung, anzusehen scheint. Das übrige von dieser Art ist noch unerheblicher, und seine rechtschaffenen Freunde konnten gar leicht bey dem rührenden Ende eines mit solchem Rechte bewunderten Mannes, vieles Außerordentliche zu sehen oder zu hören glauben.

Sobald **Polycarpus** todt war, erinnerten die Juden die heidnische Obrigkeit, sie möchte seinen Leichnam den Christen nicht zum Begräbniß überlassen, damit diese nicht, sagten sie, anstatt des Gekreuzigten, ihn verehren möchten. Bey dieser so gehäßigen Verläumdung macht die Gemeine zu Smyrna eine für die Nachwelt sehr lehrreiche Anmerkung. „Sie wußten nicht, schreibt „sie, daß wir weder **Christum** jemals verlassen können, „der zur Erlösung aller, die in der Welt seelig werden „sollen, gelitten hat; noch einen andern verehren können. „Denn ihn beten wir an, weil er der Sohn Gottes ist; die „Märtyrer aber lieben wir billig als Schüler und Nachahmer des Herrn: wegen ihrer ungemeinen Zuneigung „gegen ihren König und Lehrer. Möchten doch auch „wir ihre Mitgenossen und Mitschüler werden!„ Den

Juden

Juden schlug ihre Hofnung fehl: die Heiden verbrannten nach Römischer Gewohnheit den Körper des Polycarpus; seine Gebeine aber überließen sie den Christen, welche dieselben als Ueberbleibsale, die ihnen nach ihrem Ausdrucke werther als Edelgesteine und Gold waren, auflasen, und an einem anständigen Orte begruben. „Daselbst, setzen sie in ihrem Schreiben hinzu, wird uns „auch der Herr vergönnen, uns nach Möglichkeit zu „versammeln, und den Gedächtnißtag seines Märtyrer„todes mit Freudensbezeugungen zu begehen: sowohl „zum Andenken derer, welche ihren Streit bereits voll„endet haben, als zur Uebung und Fertigkeit der Nach„kommen.„ Unter andern Lobsprüchen, mit welchen sie den Polycarpus noch belegen, ist auch dieser, er sey nicht nur ein berühmter Lehrer, sondern auch ein ansehnlicher Märtyrer gewesen, dessen nach dem Evangelio Christi ausgestandenen Märtyrertod alle nachzuahmen wünschten.

Hier findet man die ersten ausführlichen Nachrichten von den Merkmalen der Ehrerbietung, welche die ersten Christen den Märtyrern nach ihrem Todte bezeigten. Alles ist sehr unschuldig und lobenswürdig: eine Denkungsart, die vermuthlich so alt, als die christlichen Verfolgungen, war; und Gebräuche, die auch schon vor dieser Zeit mögen aufgekommen seyn. Bis hieher trift man keine Spur an, daß die Christen die Gebeine der Stifter ihrer Religion, oder anderer ihrer ehrwürdigsten Männer, unbegraben aufbewahrt, auch nicht, daß sie irgend etwas von dem, was denselben zugehört hatte, gesammlet, und beydes auf eine abergläubische Art verehrt, auch wohl Wunder davon erwartet hätten. Liebe, Ehre gegen ihr Andenken, und Nachahmung, waren alles, was die Christen den Märtyrern erwiesen. Auch der Gedächtnißtag, oder nach dem eigentlichen Ausdrucke, der Geburtstag des Märtyrertodtes des Poly-

carpus, (ein feyerlicher, sehr beliebter Name von diesen Zeiten an, γενέθλια τῶν μαρτύρων, natales, natalitia martyrum,) diente zu keinen andern Absichten. Man nannte diese Tage **Geburtstage der Märtyrer**, weil die Christen ihren Tod als die Geburt zu einem wahren und glückseeligen Leben betrachteten, und eben deswegen die Zeit desselben einer fröhlichen Feyerung werthschätzten. An denselben kamen sie bey dem Grabe des Märtyrers, oder auch an andern ihrer Versammlungsörter zusammen, hörten die Geschichte seiner Leiden und seines Todtes, die man überaus sorgfältig aufzeichnete, vorlesen, dankten Gott für den freudigen Muth, welchen er demselben geschenkt hatte, und baten Gott um gleiche Standhaftigkeit des Geistes; sie genossen das Abendmahl Jesu, dessen Tod ihre Verbindlichkeit und Neigung, für seine Religion zu sterben, so sehr vergrösserte; selbst die freywilligen Gaben und Liebesmahle wurden bey dieser Gelegenheit nicht vergessen: diese Befestigungsmittel der Christen in der brüderlichen Liebe und Einigkeit, welche sie zum gemeinschaftlichen Bekenntniß ihres Glaubens desto tüchtiger machten. Es ist kaum zu zweifeln, daß diese Art die Gedächtnißtage der Märtyrer zu begehen, ob sie gleich erst in den nächstfolgenden Zeiten umständlich beschrieben wird, doch schon in diesen großentheils üblich gewesen sey. Ihren Ursprung und ihre Geschichte hat **Caspar Sagittarius** in einem besondern Buche (de martyrum natalitiis in primitiva ecclesia, Ienae, 1683. Francof. 1696. 4.) fleißig untersucht. Aber aus diesen gemäßigten, nichts weniger als gottesdienstlichen Ehrenbezeigungen gegen die Märtyrer, ist nach und nach unter ausgearteten Christen, die Anbetung derselben und anderer sogenannter Heiligen erwachsen: so wie diese Gedächtnißfeste bey einzelen Gemeinen, unzählige Feyertage der Heiligen in der ganzen Kirche hervorgebracht haben.

Obgleich

Obgleich in der Verfolgung der Christen zu Smyrna nichts vorkömmt, woraus man schließen könnte, daß sie auf Befehl oder mit Bewilligung des Kaisers verübt worden sey; so wurden doch um diese Zeit von den christlichen Lehrern viele Bittschriften und Schutzreden aufgesetzt, in welchen sie sich gegen den Kaiser über die Bedrückungen und verläumderischen Nachreden beklagten, die ihre Mitbrüder ausstehen müßten; ihm selbst aber auch nicht undeutlich einen Antheil an diesen Drangsalen beylegten. Zwar beweiset die Menge solcher Schriften fast zu gleicher Zeit allein noch nicht, daß häufige Verfolgungen damals ausgebrochen sind; sondern nur dieses, daß die Christen mehrere geschickte Männer gehabt haben, die ihre Unschuld öffentlich vertheidigen konnten. Allein hier kommen auch Zeugnisse und Beyspiele genug hinzu, welche darthun, daß die Christen unter der Regierung des **Marcus Aurelius**, in mancherley Gegenden des Reichs, viel und oft gelitten haben.

Einige der erstgenannten Schutzschriften sind nicht mehr vorhanden. **Melito**, Bischof zu Sardes, hatte eine derselben dem Kaiser zugeschrieben, von welcher aus den beym **Eusebius** (Hist. Eccl. L. IV. c. 26.) daraus aufbehaltenen kleinen Stücken, eines bereits (S. 88.) angeführt worden ist, worinne er mit einer Art von Ungewißheit des Befehls gedenkt, den der Kaiser zum Nachtheil der Christen gegeben haben sollte. Man kann noch hinzusetzen, daß, da er denselben eine unerhörte Verordnung nennt, dergleichen nicht einmal wider Barbaren hätte ertheilt werden sollen, auch daraus zu folgen scheine, daß sie nicht von dem Kaiser herrühre. In einer der nächsten Stellen macht Melito eine merkwürdige Vorstellung von der Geschichte des Christenthums. „Diese Philosophie, schreibt er, welche wir „lehren, ist zuerst unter den Barbaren in Aufnahme ge-

„wesen.„ (Er giebt der christlichen Religion den Namen einer Philosophie; ob sie gleich gar nicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle mit irgend einer damals üblichen Philosophie geflossen war. Allein im Gegensatze auf die herrschenden Religionen, welche den Philosophen alle verächtlich vorkamen; um die Einbildung dieser Weisen niederzuschlagen, und das Christenthum als die höchste Weisheit zu empfehlen, nannten er und viele der folgenden christlichen Schriftsteller dasselbe eine Philosophie, und meistentheils die christliche, oder die Philosophie Christi. Uebrigens scheint **Melito** in den letzten Worten nicht bloß den Ursprung der christlichen Religion unter den Juden, sondern den Saamen derselben anzuzeigen, der so lange in dem jüdischen Glauben gelegen hatte.) „Nachdem sie aber, fährt er fort an den Kaiser zu schreiben, „unter Deinen Völkern „während der großen Regierung des **Augustus**, Deines Vorfahren, aufgeblühet ist, ward sie Deinem Reiche zu einer glücklichen Vorbedeutung. Denn seitdem „hat die Macht der Römer ein großes und herrliches „Wachsthum erlangt. — — Daß aber unsere „Lehre zum öffentlichen Besten zugleich mit dem glücklich angefangenen Reiche aufgewachsen sey, davon ist „dieses der größeste Beweiß, weil seit der Regierung „des **Augustus** nichts unglücklich, sondern alles trefflich „und rühmlich, nach den allgemeinen Wünschen ausgefallen ist. Unter allen Kaisern haben **Nero** und **Domitianus** allein, von gewissen feindseeligen Leuten eingenommen, unsere Religion zu verläumden gesucht. Von „ihnen ist diese falsche Beschuldigung weiter gegangen, „und nach einer unvernünftigen Gewohnheit schlechterdings geglaubt worden.„ Die Verläumdung, über welche sich dieser Schriftsteller beschwert, hat vermuthlich in dem Vorgeben bestanden, daß die Duldung der Christen das Römische Reich wegen des dadurch gereizten Zorns der Götter unglücklich mache.

Andere

Andere Bücher des **Melito** kennt man nur noch aus ihren Aufschriften bey dem **Eusebius**. Er hatte vom **Pascha**, von dem Leben der Propheten, von der Kirche, vom Sonntage, von der Natur des Menschen, von dem Gehorsam, welchen die Sinne dem Glauben leisten, von der Seele, dem Leibe und dem Verstande, (vermuthlich, weil er dieses mit andern vor die drey Theile des Menschen hielt,) von der Schöpfung und Geburt **Christi**, von der Weißagung, von der Gastfreyheit, vom Teufel, von der Offenbarung **Johannis**, von der Menschwerdung Gottes, und noch von andern Materien geschrieben. Daß eine solche Menge Schriften für die Nachwelt gänzlich verloren gegangen ist, aus denen man, wo nicht immer, den allgemeinen Glauben der Christen dieser Zeit, doch die Meinungen ihrer Lehrer, welche nun darüber zu philosophiren anfiengen, und manches auch zur christlichen Geschichte lernen könnte; dieser Verlust mag sich nicht nur von der geringen Verbindung, die noch damals zwischen den christlichen Gemeinen herrschte, und von ihren nachmaligen öftern Bedrängnissen herschreiben; sondern auch von manchen seiner Gedanken, welche die spätern Lehrer nicht gebilligt haben. Unterdessen ist die alte Beschuldigung, daß **Melito** einen körperlichen Gott geglaubt habe, eben so ungewiß als unwahrscheinlich, und selbst die Aufschrift eines seiner Bücher (περὶ ἐνσωμάτε Θεε) leidet gar wohl die schon gebrauchte Uebersetzung: von der Menschwerdung Gottes. So hat noch zuletzt ein sehr gelehrter Kenner der Geschichte der alten Christen und ihrer Lehrer, der Herr **D. Körner** (Dissert. de imagine divina, p. 29. sq.) davon geurtheilt. **Melito** scheint ein geschäftiger eifriger Mann von vieler Einsicht gewesen zu seyn, mit dessen Denkungsart man wohl genauer bekannt seyn möchte. Einer seiner Freunde bat ihn um Auszüge aus den heiligen Schriften der Juden, so weit dieselben **Christum** und dessen Religion betra-

sen: er wollte überhaupt auch die Anzahl und Zeitbestimmung derselben wissen. Dieses Verlangen erfüllte **Melito**, und sein Verzeichniß ist demjenigen gemäß, welches unter den neuern Christen von den sogenannten **canonischen** Schriften des alten Bundes angenommen ist; nur die Bücher des **Nehemias** und der **Esther** fehlen darinne. In gleicher Absicht verfertigte er Auszüge aus diesen Schriften, in sechs Büchern. Wenn er in einer andern Stelle des **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 24.) ein Verschnittener genannt wird: so bedeutet dieses wohl nichts mehr, als eine beständige Enthaltsamkeit von der Ehe. Er heißt eben daselbst ein Mann, der alles auf Antrieb des heiligen Geistes gethan habe, und **Tertullian**, der (beym **Hieronymus** Catal. Script. eccles. c. 24.) seine Beredsamkeit rühmt, setzt hinzu, er sey von den meisten vor einen Propheten gehalten worden.

Von den Schutzschriften, welche **Miltiades** und **Claudius Apollinaris** um eben diese Zeit, (gegen das Jahr 170, oder etwas später,) für die Christen an den Kaiser gerichtet haben, ist gar nichts erhalten worden. Der erstere dieser Schriftsteller, von dessen Lebensumständen man nichts weiß, hatte, wie **Eusebius** (L. V. c. 17.) erzählt, auch ein Buch wider die **Montanisten** geschrieben, worinne er bewies, daß es Propheten nicht anständig sey, in einer Entzückung zu reden, die bis zur gänzlichen Verwirrung des Verstandes geht. Ein Ungenannter der dieses Buchs gedenkt, und gleich nach den Zeiten des Verfassers gelebt hat, erinnert noch einiges von dieser Art gegen die **Montanisten**, das von der Meinung des **Miltiades** nicht weit entfernt seyn dürfte. Er fordert diese Parthey auf, solche unsinnige Propheten, wie sie gehabt hätte, im Alten oder im Neuen Testamente zu zeigen. Daher nennt er die in der Apostelgeschichte vorkommenden Propheten, und von

den

den spätern, die **Ammias** von Philadelphia, und den **Quadratus**. Sollten auf diese, sagt er, **Montanus** und seine Prophetinnen gefolgt seyn, so mögen die **Montanisten** angeben, welche Propheten nach diesen schon lange verstorbenen Personen bey ihnen gekommen sind. „Denn die Gabe der Weißagung soll, wie der Apostel „versichert, in der ganzen Kirche bis zur Ankunft des „Heilandes fortwähren.„ Ein Gedanke, der zum Theil ein damals sehr gemeines Vorurtheil in sich schließt; aber auch durch die Erwartung der Christen von der nahen zweyten Zukunft ihres Erlösers etwas entschuldigt wird. Sonst hatte auch **Miltiades** besondere Werke gegen die Heiden und Juden hinterlassen. Aehnliche Bücher wider beyderley Feinde des Christenthums und wider die **Montanisten**, eine Schutzrede an den **Marcus Aurelius**, und andere Arbeiten, hatte **Apollinaris**, Bischof von Hierapolis, aufgesetzt; ohne daß sie uns **Eusebius**, der sie (Hist. Eccl. L. IV. c. 27. L. V. 19.) anführt, näher beschriebe.

Dagegen lieset man noch mit nicht geringem Nutzen und Vergnügen die Schriften des **Athenagoras** zur Vertheidigung der Christen, und zur Bestätigung ihrer Religion. Er war aus Athen gebürtig, wo er auch als ein Heide die Philosophie gelehrt hat. Als er aber, sagt man, im Begriff war, gegen die Christen zu schreiben, und in dieser Absicht ihre heiligen Schriften las, rührte ihn die Wahrheit dieser Religion so mächtig, daß er sich selbst zu ihr bekannte. Gleichwohl legte er, aus einer ähnlichen Ursache mit **Justin dem Märtyrer**, den philosophischen Mantel nicht ab: und es scheint wirklich, daß diese Kleidung den christlichen Lehrern einiges Ansehen bey den Heiden verschaft habe, weil sie unter derselben die gewöhnliche philosophische Gelehrsamkeit erwarteten. Die Christen bestellten den **Athenagoras** zum Lehrer der catechetischen Schule zu Alexan-

pandrien: er erfüllte auch die Hoffnung von beyden Seiten, indem er zugleich die christliche Religion und die Philosophie vortrug, hauptsächlich die Platonische, deren Grundsätze er bey seiner Kenntniß aller Lehrgebäude der Weltweisen, am meisten wählte. So wird er bloß in einer Stelle des **Methodius**, eines christlichen Lehrers im dritten Jahrhunderte, (welche **Epiphanius** haer. 65. und **Photius** Bibl. cod. 234. aufbehalten haben,) ingleichen in einer andern vom **Philippus Sidetes**, die **Heinrich Dodwell** (Dissert. in Irenaeum, p. 488.) mitgetheilt hat, abgebildet. Allein da der größte Theil dieser Nachrichten nur auf dem letztern unbeträchtlichen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts beruhet: so bleibt insonderheit dasjenige, was er von dem alexandrinischen Lehramte des **Athenagoras** erzählt, ungewiß. Die zuverläßigste Quelle also, diesen kennen zu lernen, sind seine Schriften.

Auch er schrieb eine **Schutzrede für die Christen**, deren Aufschrift zwar eine Gesandtschaft für dieselben heißt; aber wegen der weitläuftigern Bedeutung dieses Worts im Griechischen noch nicht beweiset, daß er sie den Kaisern **Marcus Aurelius** und seinem Sohne **Commodus**, denen er sie nach dem Jahre 176. zueignete, selbst übergeben habe. Alle Völker des Römischen Reichs, sagt **Athenagoras** im Anfange dieser Bittschrift, genießen einer gleichen Freyheit, ihren väterlichen Gottesdienst zu beobachten, so lächerlich und unvernünftig auch derselbe seyn möchte. Ihr und die Gesetze schützen sie dabey, weil ihr es vor sehr frevelhaft haltet, gar keinen Gott zu glauben, und vor desto nothwendiger, daß ein jeder durch die Furcht vor seinem Gotte vom Sündigen zurückgehalten werde. Ihr straft auch niemanden bloß wegen seines Namens, sondern nur wegen Verbrechen. Da ihr nun für uns Christen nicht gesorgt habt, sondern es zugebt, daß wir, ohne eine

Misse-

Missethat begangen zu haben, ja indem wir mehr als alle andere gegen Gott und eure Regierung gottseelige- und gerechte Gesinnungen haben, dennoch allein um unsers Namens Willen verfolgt werden: so bitten wir euch, daß ihr auch uns zum Besten eine Verordnung geben wollet. Denn wir leiden von unsern Verfolgern nicht bloß Geldstrafen, oder andern Verlust und Beschimpfung, — dieses würden wir gerne und noch mehr darüber ertragen; — sie greifen uns am Leibe und an der Seele an, indem sie eine Menge Schandthaten uns aufbürden. Haben wir etwas versehen, so mag man uns mit der grausamsten Strafe belegen. Allein da man bis jetzt nur Gerüchte des Pöbels wider uns gebraucht hat, und kein Christ eines Verbrechens überzeugt worden ist: so gebührt es euch, uns durch ein Gesetz Recht zu verschaffen. Kein Name ist an sich, ohne Rücksicht auf Handlungen, gut oder böse; auch ist kein Christ schlimm, wenn er nicht einen Heuchler abgiebt. Die Philosophen werden auf gleiche Art beurtheilt, und wenn man einen derselben lasterhaft befindet, bekommt die Philosophie dadurch keinen Schandfleck. Wir bitten uns also von euch ein gütiges Gehör aus, ohne daß ihr euch durch ein unvernünftiges Gerücht einnehmen laßt: so werdet ihr nicht mehr aus Unwissenheit fehlen.

Drey Verläumdungen der Heiden widerlegt **Athenagoras** besonders in dieser Schrift, und verlangt im Namen der Christen, man möchte sie gänzlich ausrotten, wenn gezeigt werden könne, daß es wahre Beschuldigungen sind. Die erste betrifft das alte und fast allgemeine Vorgeben, daß sie Gottesverläugner wären. Es war aus dem völligen Mangel an sichtbaren Göttern, Tempeln, Opfern und andern Cärimonien bey den Christen, mithin an allem, was in den Augen der Heiden Merkmale einer Verehrung Gottes abgab, ver-

muthlich auch zugleich aus den Spöttereyen der Christen über die Götter aller Völker, entstanden. **Athenagoras** bestreitet es durch viele Gründe. Unter denselben ist der Glaube der Christen an Einen Gott der erste. Ein anderer ist dieser, daß manche Dichter und Philosophen, deren Stellen er anführt, wenn sie gleich öfters, wie die Christen, die heidnischen Götter verworfen hätten, doch nicht vor **Atheisten** wären gehalten worden. Dazu kommt noch, daß diese Schriftsteller die Einheit Gottes nicht durch Untersuchungen und mit Gewißheit, wie die Christen, von sich rühmen könnten; sondern unter vielen Zweifeln, erkannt hätten. Die Widersprüche und unauflöslichen Schwierigkeiten, welche sich bey vielen Göttern finden, bestätigen auch die Lehre der Christen, daß Ein Gott sey: so wie sie sich außerdem auf die Zeugniße der Propheten stützt.

Athenagoras entwickelt darauf die christliche Lehre von Gott noch genauer. Nachdem er einige der vornehmsten Eigenschaften Gottes angezeigt hat, fährt er fort: „Wir glauben auch, daß Gott einen Sohn ha„be, und niemand mag dieses vor lächerlich halten. „Denn wir verstehen dieses nicht, wie die Dichter, wel„che die Götter nicht besser machen, als die Menschen „sind. Sondern der Sohn Gottes ist das Wort oder „die Vernunft des Vaters, im höchsten Urbilde aller „Begriffe, (ἐν ἰδέᾳ) und in der Würkung. Denn von „ihm und durch ihn ist alles gemacht worden, indem der „Vater und der Sohn Eines sind. Da nun der Sohn „in dem Vater, und der Vater in dem Sohne ist, durch „eine geistliche Einheit und Macht: so ist der Sohn „Gottes der Verstand und die Vernunft des Vaters.„ Der Verfasser verspricht es noch deutlicher zu sagen, was der Sohn Gottes sey. „Er ist die erste Zeugung „des Vaters: nicht als wenn er gemacht worden wäre; „(denn da Gott vom Anfange her ein ewiger Verstand „ist:

„ist: so hat er in sich selbst die Vernunft gehabt, indem „er ewig vernünftig ist,) sondern dergestalt, daß er her„vorkäme, um allen körperlichen Dingen der unförmli„chen Natur und Erde, nach der innersten Vereinigung „und Vermischung der leichtern Theile mit den dich„tern, den urbildlichen Begriff und die Würkung zu „urtheilen.„ — Man erkennt hier eben die Platonische Erklärung der Lehre von dem Sohne Gottes, die man bereits bey **Justin dem Märtyrer** gefunden hat: zwar für einen philosophirenden heidnischen Kaiser nicht unschicklich; aber der heiligen Schrift unbekannt, wenn gleich ihre Hauptbegriffe in dieser Lehre vom **Athenagoras** vorausgesetzt werden. Den heiligen Geist nennt er einen Ausfluß aus Gott, der aus ihm fließe, und wieder in ihn zurückkehre, wie ein Strahl aus der Sonne. Eben so finden sich noch in andern Stellen dieser Schrift gekünstelte Ausdrücke oder Vergleichungen bey dieser Lehre, und man hat wohl gesagt, der Philosoph habe vieles deutlich machen wollen, was er doch nicht vollkommen verstand. Der Antheil, welchen er den Engeln an der besondern Fürsorge für die Welt zuschreibt, da Gott hingegen sich nur die allgemeine vorbehalten haben soll, ist auch einer von den Versuchen, die heidnische Lehre von vielen Göttern und Geistern, deren sich der höchste Gott bediene, zu verbessern.

Noch einen Beweis, daß die Christen keine Atheisten sind, leitet **Athenagoras** daraus her, weil ihr Leben so rein und unschuldig sey, daß sie nothwendig einen Gott glauben müßten, dessen Gebote sie beobachteten, dem sie Rechenschaft abzulegen hätten, und von dem sie dereinst Belohnungen erwarteten. Zwar dienten sie Gott nicht mit Opfern und Räuchern, sagt er; aber dieses bedürfe Gott auch nicht; sondern seine Erkenntniß und das unblutige Opfer des Gebets wären ihm das angenehmste. Sollten die Christen deswegen Gottes-

verläug-

verläugner heißen, weil sie die Götter nicht annehmen, welche in den verschiedenen Städten verehrt werden: so würde eine solche Beschuldigung eben diese Städte auch treffen, indem sie sehr weit von einander in der Wahl und Verehrung der Götter abgehen. Wenn sie aber auch alle darinne übereinkämen; so handelten die Christen ungleich vernünftiger, daß sie die Materie von Gott dem Schöpfer unterschieden, und weder die Welt noch menschliche Werke, also auch nicht Götter anbeteten, welche die Dichter aufgebracht hätten, und deren Bildsäulen noch eines jüngern Ursprungs wären. Um dem Einwurfe zu begegnen, daß die Verehrung der Bildsäulen auf die Götter selbst gerichtet werde, und daß jene zuweilen wunderbare Dinge verrichtet hätten, zeigt der Verfasser theils ausführlich, daß die Götter dieses Namens und alles göttlichen Dienstes unwürdig sind: theils sucht er die Urheber der gedachten wunderbaren Würkungen durch die Bildsäulen anzugeben. Es sind nach seiner Meinung, mit welcher er die Lehrsätze des **Thales** und **Plato** von den **Dämonen** vergleicht, die **Giganten** oder **Dämonen**, welche von den gefallenen Engeln mit Jungfrauen unter den Menschen erzeugt worden, und nebst denselben die Abgötterey gestiftet, zur Verläugnung der göttlichen Vorsehung Gelegenheit gegeben, die Menschen zu den Bildsäulen vergötterter Menschen gezogen haben, um das Blut der Opfer lecken zu können, und sie auch durch allerhand Erscheinungen betrügen.

Auf diese lange Widerlegung der ersten, gefährlichsten und scheinbarsten Verläumdung gegen die Christen, läßt **Athenagoras** eine desto kürzere von den beyden übrigen folgen. Die eine derselben, daß die Christen Blutschande und jede Unzucht in ihren Zusammenkünften verübten, ist vielleicht bloß eine muthwillige Mißdeutung ihrer nächtlichen Versammlungen zum

Gottes-

Gottesdienste gewesen, in denen sich beyde Geschlechter einfanden. Denn daß sie auch durch das ausschweifende Leben mancher gnostischer Ketzer sollte veranlaßt worden seyn, ist schon weniger wahrscheinlich, weil diese offenbar zu verhaßt abgeschildert werden. Die andere Beschuldigung, nach welcher sie ihre Kinder umbringen und verzehren sollten, mag ebenfalls aus einer schlimmen Auslegung der christlichen Lehre vom heiligen Abendmahl erwachsen seyn, in welchem die Christen, selbst Justinus in seiner ersten Schutzrede, vor den Heiden, bekannten, das Fleisch und Blut Christi zu essen. Beyden Beschuldigungen setzt Athenagoras die Anmerkung entgegen, daß schon die Lehre der Christen von Gott und von einem Leben nach dem Todte dieselben unglaublich mache.

Er beantwortet aber auch eine jede besonders. Man giebt den Christen Schuld, daß sie der frechsten Unzucht ergeben wären; gleichwohl sind ihnen durch ihre Religion sogar die ehebrecherischen Blicke auf eine Frauensperson verboten. Sie nennen sich zwar unter einander Brüder und Schwestern; aber diese bey den Heiden verdächtige Namen, wenn sie unter andern, als Anverwandten, geführt wurden, zeigen nur die brüderliche Liebe der Christen unter einander an. Auch bey einem andern Zeichen dieser Liebe, ihrem Kuß und Gruß, sind sie ungemein vorsichtig. Sie heyrathen bloß deswegen, um Kinder zu zeugen. „Man findet auch viele „unter uns, sagt Athenagoras, sowohl Männer als „Weiber, welche bis in ihr Alter unverheyrathet bleiben, „in der Hoffnung, daß sie auf diese Art genauer mit „Gott vereinigt werden. — Bey uns kommt es nicht „auf überdachte Reden, sondern auf Beweise mit der „That selbst an; so daß ein jeder in seinem natürlichen „Zustande bleibt, oder nur einmal heyrathet. Denn „die zweyte Ehe ist ein auf eine wohlanständige

„Art

„Art begangener Ehebruch.„ Zur Bestätigung dieses letzten sonderbaren Satzes, führt er die Worte Christi an: „Wer sich von seiner Ehefrau scheidet, und „heyrathet eine andere, der bricht die Ehe.„ Selbst, wenn die geschiedene Frau verstorben ist, setzt er hinzu, ist er ein heimlicher Ehebrecher, weil er die Verordnung Gottes übertritt, nach welcher Ein Mann und Ein Weib verbunden seyn sollen. — Dieser Haß des Athenagoras wider die zweyte Ehe, ist ein Fehler, zu dessen Entschuldigung sich einiges sagen läßt. Viele andere christliche Lehrer zu seiner und in den folgenden Zeiten lehrten eben dieses. Die Enthaltsamkeit derer, welche sich an Einer Ehe begnügten, wurde von den ohnedieß an strengere Sitten gewohnten Christen so allgemein hochgeschätzt; übel verstandene Reden Christi und Pauli schienen der zweyten Ehe so nachtheilig zu seyn; und in den Augen der Heiden gab diese Denkungsart den Christen einen solchen Glanz, daß man sich nicht wundern darf, nachmals gelinde Kirchenstrafen auf diejenigen gelegt zu sehen, welche sich zum zweytenmale verheyratheten. Es wurde dieses zwar vor keine gänzlich verbotene, wohl aber vor eine wenig rühmliche und unbesonnene Handlung angesehen. Man hat also auch keinen hinlänglichen Grund, den Athenagoras wegen dieser Stelle vor einen Montanisten auszugeben; wenn gleich seine Beweise einerley mit denen sind, welche nachher der große Anhänger dieser Parthey, Tertullianus, gebraucht hat: und eine andere Stelle, worinne er den Propheten des Alten Bundes eine Entzückung beylegt, setzt ihn auch noch nicht darunter.

Nachdem er noch gegen die Heiden erinnert hat, daß sie, deren Göttergeschichte und eigene Sitten mit so vielen schändlichen Wollüsten befleckt wären, am wenigsten den Christen solche andichten sollten: so zernich-

tet

tet er auch die Verläumdung, daß sie Menschenfleisch äßen. Man kann keine Zeugen dieses Verbrechens aufstellen, schreibt er, und selbst unsere Knechte, denen es nicht hätte unbekannt bleiben können, haben nie etwas dergleichen bekannt. (Athenagoras wußte also nichts davon, daß würklich einigen Knechten von den Heiden Bekenntnisse dieser Art gegen ihre christliche Herren durch Martern waren ausgepreßt worden; oder er sahe auch mit Recht dieses als keine Aussage an.) Wir geben nicht einmal Zuschauer von einer gerechten Hinrichtung, oder von den Fechterspielen und Kämpfen mit den wilden Thieren, ab, weil wir glauben, dieses anzusehen, sey fast so viel, als es selbst zu thun. Wir halten es auch vor einen Mord, die empfangenen Kinder durch Arzeneyen abzutreiben, oder neugebohrne Kinder wegzusetzen: wie könnten wir die schon erwachsenen umbringen? Da wir endlich eine Auferstehung der menschlichen Körper hoffen: wie sollten wir dieselben in uns selbst begraben? Wollte jemand diese Lehre einen Traum nennen, so ist sie doch nicht beleidigend und strafwürdig. Viele Philosophen haben die Wahrheit derselben erkannt: insonderheit sind ihr die Grundsätze des **Pythagoras** und **Plato** günstig. **Athenagoras** bittet endlich, daß die Kaiser, wenn er alle Beschuldigungen gegen die Christen widerlegt habe, sie beschützen möchten, damit sie ruhig leben, und die Befehle der Kaiser erfüllen könnten.

Vermuthlich war dasjenige, was er am Schluß dieser Schutzschrift gesagt hatte, eine Veranlassung für ihn, seine Abhandlung **von der Auferstehung der Todten** aufzusetzen. Sie ist ganz philosophisch, und verdient alle Aufmerksamkeit. Anfänglich bemerkt er, daß wegen der Vermischung des Wahren und Falschen, welche durch die Schuld der Menschen in allen Lehrsätzen entstanden ist, eine doppelte Methode von ihm gebraucht

braucht werden könne: entweder von der Wahrheit an diejenigen zu schreiben, welche sie gerne und mit dem besten Gemüthe aufnehmen; oder für die Wahrheit wider die Ungläubigen und Zweifler zu handeln. Die erstere Methode sey die natürlichste; aber weil die letztere die nützlichste ist, bedient er sich derselben zuerst. Er behauptet also, daß diejenigen, welche Gott vor den Schöpfer aller Dinge halten, und dennoch die Auferstehung der Todten vor unmöglich oder vor ungewiß ansehen, eines von beyden beweißen müssen: entweder daß Gott die todten Körper nicht auferwecken könne, oder daß er es nicht thun wolle. Wenn sie das erstere annehmen wollten: so müßte Gott entweder die nöthige Weisheit, oder die Macht fehlen, die todten Körper aufzuwecken. Keines von beyden aber kann ihm mangeln, weil er es bey ihrer Schöpfung so ausnehmend bewiesen hat. Allein es sind so viele Menschen, sagen die Feinde dieser Lehre, von Fischen und wilden Thieren, ja wohl gar von Menschen selbst aufgefressen worden: und dadurch wird die Auferweckung ihrer Körper unmöglich, weil sie so unzertrennlich mit andern Körpern verbunden worden sind. Hierauf antwortet Athenagoras, Gott habe jedem Thiere die ihm gemäße Speise angewiesen, die ihm allein Nahrung und Wachsthum verschaffe; das übrige, was es verzehre, werde auf mancherley Art von seinem Körper abgesondert. Eine Speise, die der Natur des Menschen zuwider sey, komme denjenigen Theilen des Körpers nicht zu gute, die zu seiner Auferstehung allein nöthig sind. Und wenn also dieser Einwurf einige Kraft haben sollte, so müsse man beweisen können, daß Menschenfleisch eine natürliche Speise der Menschen sey. Die schlechte Einwendung, daß Gott eben so wenig die menschlichen Körper ins Leben zurückführen könne, als ein Töpfer im Stande sey, eines seiner zu Grunde gerichteten Werke wieder herzustellen, will er gar nicht beantworten. Hingegen widerlegt

legt er die zweyte noch übrige Vermuthung, daß Gott vielleicht die Todten nicht auferwecken wolle. In diesem Falle, sagt der Verfasser, müßte es entweder eine ungerechte, oder Gottes unwürdige Handlung seyn, und er zeigt, daß keines von diesen beyden dargethan werden könne.

Nun geht er zu dem Beweise der Lehre von der Auferstehung der Todten über. Den ersten nimmt er aus der Ursache her, um deren willen der Mensch geschaffen worden ist. Er soll in einer beständigen Betrachtung der Weisheit Gottes leben, und kann also nicht gänzlich untergehen. Aber es folgt auch aus seiner Natur, daß er auferstehe. Denn da er aus Leib und Seele zusammengesetzt ist, und also für beyde Theile einen gemeinschaftlichen Endzweck hat: so müssen beyde gleich lang dauern. Der Tod ist nur eine Unterbrechung dieser Verbindung, so wie es auch der Schlaf und andere Veränderungen in dem Leben sind, welche selbst auf die Erwartung der letzten von allen Veränderungen, der Auferstehung führen. Den dritten Grund setzt der Verfasser in der Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts, das Seele und Leib treffen muß. Gegen diejenigen aber, welche diesen Grundsatz nicht zugeben, erinnert er, daß sie entweder die göttliche Vorsehung läugnen, oder gestehen müssen, die Menschen wären unglücklicher, als die Thiere, wenn sie die Vergeltung ihrer Handlungen, welche in diesem Leben nicht erwartet werden kann, auch in dem künftigen nicht erhalten. Sie können aber dieselbe nicht erhalten, wenn der Leib vernichtet werden, und die Seele allein ewig leben soll. Denn es ist ungerecht, die Seele allein zu belohnen oder zu bestrafen, weil der Leib am Guten und Bösen ebenfalls seinen Antheil gehabt hat, ja die Sünden (dieses ist eine besondere Meinung des Athenagoras) lediglich aus dem Leibe entspringen, der die Seele bald ge-

waltsam dazu fortreißt, bald unvermerkt bethöret, oder um seiner Erhaltung willen bewegt, sich zu denselben herabzulassen. Da man auch weder Tugend noch Laster in der Seele allein denken kann, und die Gesetze dem ganzen Menschen gegeben worden sind: so kann man hieraus wiederum die vorige Folge ziehen. Zu diesen Beweisen für die Auferstehung der Todten setzt der Verfasser noch den Endzweck, der den Menschen eigen ist. Er kann nicht in der Unthätigkeit, auch nicht in Wollüsten bestehen: denn so würden ihn die Menschen mit leblosen Geschöpfen und Thieren gemein haben; auch nicht in der Glückseeligkeit der von dem Leibe getrennten Seele, weil diese ohne den Leib nicht den völligen Menschen ausmacht. Man muß ihn also in einer gemeinschaftlichen Bestimmung dieser beyden Theile suchen, und sie können mithin nicht immer von einander abgesondert bleiben.

In diesen Schriften des **Athenagoras** spricht ein gelehrter, fast immer scharf und richtig denkender Mann, dessen Eifer für das Christenthum durch die wenigen Fehltritte, welche er begangen hat, nicht verdunkelt wird. Will man ihn einen Nachahmer **Justins des Märtyrers** nennen: so sagt man zwar nichts unwahrscheinliches; aber doch ist es kaum glaublich, daß er nach den Schutzschriften desselben die seinige gebildet haben sollte, weil er verschiedenes, das nur einmal gesagt werden durfte, nach ihm, und auf eine beynahe gleiche Art, wiederholt. Vielmehr scheint er demselben an Stärke des philosophischen Geistes überlegen zu seyn. Seine Schrift von der Auferstehung der Todten ist in einem Zusammenhange und mit einer Gründlichkeit im Schließen aufgesetzt, wovon man weiter kein Beyspiel in diesen Zeiten an einer von christlichen Lehrern ausführlich abgehandelten Glaubenslehre findet. Daß er bloß vernünftige Gründe gewählt hat, macht seiner Einsicht

sicht Ehre, indem nur solche den Lesern, für welche er seine Schrift hauptsächlich bestimmte, gefallen konnten. Irre ich nicht, so breitet sie auch einiges Licht über die so streitige Frage der Neuern aus: ob Beweise der Vernunft allein die Unsterblichkeit der menschlichen Seele festsetzen können? Immer aber ist es gewiß, daß Athenagoras weit glücklicher erklärt und urtheilt, wenn er den Grundsätzen des Christenthums und seinem eigenen Nachdenken folgt, als wenn er die Platonischen Lehren zur Erläuterung der christlichen anwendet. Seine Schriften sind vom Eduard Dechair (zu Oxford, 1706. 8.) und vom Prudentius Maran (in der schon gedachten Sammlung der Werke Justins des Märtyrers, und der übrigen griechischen Schutzredner für die Christen,) prächtig und brauchbar herausgegeben worden; obgleich beyde einem Gelehrten, der sich um dieselben verdient machen will, noch manches übrig gelassen haben. Von eben diesen Schriften hat Adam Rechenberg (zu Leipzig, 1684. 1685. in zween Oktavbänden) eine nützliche Ausgabe veranstaltet. Sie sind auch in verschiedene neuere Sprachen übersetzt worden. Was Longuerûe (Dissert. de Athenagora, p. 236. sq. ed. Winckleri,) Mosheim (Dissert. de vera aetate Apologetici, quem Athenagoras pro Christianis scripsit, in Dissert. ad Hist. Eccl. pertinent. Vol. I. p. 269. sq.) Brucker (Hist. Crit. Philos. T. III. p. 401. sq.) Maran (in der Einleitung zu seiner Ausgabe,) und Herr D. Semler (Histor. Einleitung in die Geschichte der Glaubenslehre, Vierter Abschnitt, S. 70. fg.) von diesem Schriftsteller angemerkt haben, macht die neuesten und gelehrtesten Untersuchungen aus. Die ältern des Tillemont, Cave, Jrrig, Fabricius, (in Bibl. Graeca) und so vieler andern mehr, werden hier und auch künftig übergangen, wenn von den alten Kirchenlehrern Nachricht gegeben wird, weil sie nicht allein zu bekannt sind, son-

dern auch durch die Prüfung späterer Gelehrten viele Zusätze oder Berichtigungen erhalten haben.

Eine der angeführten Stellen aus der Schutzschrift des **Athenagoras**, worinne der Enthaltsamkeit vieler Christen von der Ehe gedacht wird, zeigt zuerst recht deutlich die Vorläufer jener zahlreichen Gattung von Christen, welche durch die strengsten äußerlichen Beförderungsmittel der Tugend, sich nach und nach in Einsiedler und Mönche verwandelt haben. Es ist gewiß, daß die christliche Kirche um diese Zeit schon eine beträchtliche Anzahl von **Asceten** gehabt hat. Dieser Name (ἀσκητὴς) und die damit verbundene Lebensart, (ἄσκησις) bedeuteten bey den Griechen überhaupt eine gewisse Vorbereitung und Uebung; vorzüglich aber diejenige, welche man anstellte, um tugendhafter und vollkommener am Geiste und Leben zu werden. In diesem letztern Verstande war sie ihren Philosophen eigen. Keine thaten sich unter diesen mehr darinne hervor, als die **Pythagoräer**, die eine ungemeine Mäßigung im Essen und Trinken, in der Kleidung, im Schlafe selbst beobachteten, und sogar eine Fertigkeit sich erwarben, Schmerz und Ungemach zu ertragen: alles in der Absicht, damit die Reizungen der Wollüste desto weniger einen Eingang bey ihnen finden möchten. Aber daß es auch unter den Juden schon vor dem Aufkommen des Christenthums, mehr als eine Art von **Asceten** gegeben habe, ist an dem Beyspiel der **Eßäer** und **Therapeuten** bereits in dieser Geschichte (Th. I. S. 396. Th. II. S. 102. 103.) dargethan worden.

Von beyden Seiten war der Uebergang solcher Grundsätze und Sitten zu den Christen überaus leicht: und diese wußten sie auch bald mit ihrer Religion zu vereinigen. Da dieselbe eine beständige Uebung in der Gottseeligkeit seyn sollte, und also im Grunde alle Chri-

sten

sten Asceten waren: so ist es nicht zu verwundern, daß manche, um sich diese Uebung zu erleichtern, noch besondere Anstalten eingeführt haben. Gebet, Betrachtungen über das göttliche Wort, häufige Theilnehmung an dem äußerlichen Gottesdienste, Fasten und Entfernung von allen verführerischen, auch nur zweydeutigen und rauschenden Ergötzlichkeiten des Lebens: diese bewährten Mittel, sich in der Frömmigkeit immer mehr zu befestigen, waren seit den ersten Zeiten des Christenthums vorhanden, und mit großem Nutzen gebraucht worden. Aber nichts schmeichelt den Menschen mehr, als die Kunst, selbst eine Religion, welche sie vor göttlich halten, mit ihren Erfindungen zu bereichern, und noch über die Vorschriften derselben sich zu erheben. Man betrat eine Bahn, welche durch neue und rauhe Umwege noch gewisser zu dem alten Zwecke zu führen, und von dem Wege der Laster noch abgelegener zu seyn schien, als die gewöhnliche. Vermuthlich fühlten diejenigen, welche sie wählten, daß sie nun weit sichrere Schritte zur Erfüllung mancher ihrer Pflichten thaten; allein sie vergassen zugleich, daß sie der menschlichen Gesellschaft noch andere schuldig wären, an deren Vollbringung sie sich vorsetzlich hinderten; daß sie die Einrichtungen des Schöpfers zum Theil umzustürzen suchten, die Gaben, deren Genuß er den Menschen angeboten hat, undankbar verachteten, und sich überhaupt weiser zu seyn dünkten, als die Stifter ihrer Religion selbst. Indem sie in diese Fehler verfielen, glaubten sie freylich mehr als andere Christen dem Willen Jesu und seiner Apostel nachzukommen. Er hatte seine Freunde ermahnt, die Welt nicht zu lieben, und ihren Begierden Gewalt anzuthun: was er von denen gesagt hatte, die gleich den Verschnittenen lebten, damit sie Gottes Gnade erlangen möchten, und was sie bey dem Apostel Paulus von den Vorzügen des ehelosen Standes lasen; alles dieses schien ihnen eine gewisse Enthaltsamkeit aufzulegen,

wenn sie heiliger und vollkommener werden wollten; als ihre Mitbrüder. Denn in der That glaubten sie eben nicht, daß dieses allgemeine Gesetze für alle Christen wären. Ueberhaupt waren nach ihrer Meinung die unschuldigen Vergnügungen und Bequemlichkeiten der Welt nicht untersagt; wohl aber ihnen, die sie in der Tugend höher steigen wollten, als die ordentlichen Christen. Das ist der erste Grund des irrigen und nachmals der Religion so schädlich gewordenen Einfalls, daß es in der christlichen Sittenlehre nicht nur **Gebote**, die zu einer gewöhnlichen Frömmigkeit führen, sondern auch **Rathschläge** gebe, aus deren Beobachtung eine vollkommnere Heiligkeit entstünde. Rechnet man noch dazu, daß allem Ansehen nach viele schwermüthige und traurige Menschen, die eine natürliche Abneigung gegen die Annehmlichkeiten des Lebens hatten, den **ascetischen** Vorschriften sich unterworfen haben: so braucht man außer diesem allem kaum nach andern Quellen der neuersonnenen Frömmigkeit zu forschen.

Aber einige besondere Veranlassungen haben, wo nicht zu ihrem Ursprunge, doch wahrscheinlicher Weise vieles zum geschwindern Fortgange derselben, beygetragen. Die heidnischen Philosophen, welche Christen wurden, mögen ihren neuen Glaubensgenossen einen ziemlichen Geschmack an der **ascetischen** Strenge, auch wohl durch ihr Beyspiel, eingeflößt haben. Bey den Christen selbst ist diese Nachahmung nichts unglaubliches: sie bekamen dadurch gleichfalls eine Art von Philosophen, die sie den Heiden entgegen stellen konnten: und würklich sind auch ihre **Ascheten** zuweilen **Philosophen** genannt worden. Nach und nach wurde diese Lebensart auch durch die Lehrsätze der neuern **Platonischen** Schule, und der geheimen Art, Gott zu dienen, welche man die **mystische Theologie** genannt hat, gestärkt und sehr erweitert. Man hat überdieß gemuthmaaßt,

maaßt, daß die Eßäer fast alle zur christlichen Religion getreten wären, und die ihnen eigene Sitten unter den Christen beliebt gemacht hätten; allein diese so zahlreiche Bekehrung wird nur aus schwachen Gründen vorausgesetzt. Eben so wenig kann man mit Hülfe einiger historischen Spuren behaupten, daß die christlichen Asceten aus einem eifersüchtigen Bestreben der Christen erwachsen sind, die Gnostiker einzuholen oder zu übertreffen, welche die schärfste Enthaltung von allem, was den Sinnen angenehm ist, zu ihrer Pflicht gemacht hatten. Nicht zu gedenken, daß die Christen manche dieser irrgläubigen Partheyen vielmehr eines sehr lasterhaften Lebens beschuldigt haben; so flossen auch alle strengere Sittengesetze derselben aus einem offenbar falschen Glauben, der den Christen zu verhaßt war, als daß sie sich nach den Anhängern desselben hätten bilden sollen. Alles, was man zugeben kann, ist dieses, daß der Schein der gnostischen Tugend, die manche Christen verführt haben mag, auch einige Nacheiferung unter den christlichen Asceten erweckt habe.

Wenn man auf die rühmlichen und fruchtbaren Uebungsmittel der Frömmigkeit zurücksieht, deren sich schon die allerersten Christen bedient haben: so kann man allerdings sagen, daß die Asceten unter ihnen fast so alt, als ihre Religion sind. Allein diese Uebungen waren allgemein; das Beyspiel der Apostel selbst empfol sie; kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, keine Art von Speise oder Trank, wurden noch als Hindernisse der Gottseeligkeit angesehen. Eben dieses sollte die große Kunst der Christen seyn, der Welt zu genieſſen, ohne sie zu mißbrauchen, und durch sie zum Dienste Gottes untüchtig zu werden. Die eigentlichen Asceten hingegen machten eine besondere Gattung von Christen aus, welche immer mehrere Neuerungen, zwar in der besten Absicht, aber mit geringerer Ueberlegung,

aufbrachten. Sie flohen den Ehestand, um ihrer Andacht freyer obzuliegen: und die Geringschätzung desselben folgte bald darauf. Andere unter ihnen berührten weder Wein noch Fleisch, und andere schmackhafte Speisen; auch fasteten sie häufiger und strenger als die übrigen Christen. Gleich Anfangs haben auch vermuthlich einige sich von der Gesellschaft der Menschen merklich abgesondert. Männer und Frauenspersonen, unter diesen wiederum Jungfrauen und Wittwen, ergriffen diese Lebensart. Und manche Ascetен scheinen auch den philosophischen Mantel getragen zu haben, wenn es anders nicht bloß solche waren, denen er schon als heidnischen Philosophen eigen gewesen war. Diese Beschreibungen sind, so weit sie das zweyte Jahrhundert angehen, bloß auf wenige zerstreuete Stellen der Alten, und auf Vermuthungen aus der fernern Geschichte der Ascetен gebauet, deren erstes Aufkommen dunkel bleibt. Hegesippus, den Eusebius (Hist. Eccl. L. II. c. 23.) anführt, macht schon den jüngern Apostel Jacobus zu einem Muster derselben; aber daß seine Nachricht auch wegen anderer Umstände verdächtig sey, ist bereits (Th. II. S. 219.) erinnert worden. Desto merkwürdiger ist aus eben der Zeit, in welcher diese Geschichte steht, eine sichere Spur, (beym Eusebius Hist. Eccl. L. V. c. 3.) daß die ascetische Enthaltsamkeit damals noch keinen allgemeinen Beyfall gefunden habe. Ein christlicher Märtyrer in Gallien, Alcibiades, hatte lange Zeit nichts als Wasser und Brod genossen. Als er aber auch im Gefängnisse damit fortfahren wollte, wurde einem andern Märtyrer, Attalus, von Gott geoffenbart, Alcibiades thue unrecht daran, daß er sich der Geschöpfe Gottes nicht bediente, und andern ein Aergerniß gäbe. Die Offenbarung selbst ist zwar nicht glaubwürdig: denn sie war zu dieser Belehrung sehr überflüßig, und ist nie in so vielen andern ähnlichen Fällen erfolgt; genug daß Attalus glaubte, sie empfangen zu haben.

haben. Er theilte sie also dem Alcibiades mit, und dieser aß seitdem von allen Speisen ohne Unterschied, wobey er nicht vergaß, Gott für dieselben zu danken.

Noch mögen also wohl die Asceten der Christen nur die ersten Schritte zu der Vollkommenheit, welche sie suchten, gethan haben, nicht sehr zahlreich, und überhaupt erträglich genug gewesen seyn. Aber gegen das Ende dieses Jahrhunderts kommen sie beym **Clemens von Alexandrien**, und oft insonderheit beym **Tertullianus** (unter andern Apologet. c. 9. de patientia, c. 14. de cultu foeminar. c. 9. ad uxorem L. I. c. 6. de velandis virginib. c. 3.) besonders unter dem Namen der **Enthaltsamen** (Continentes) vor. Der letztere gedenkt sogar solcher Christen, welche, ob sie gleich durch die Ehe mit einander verbunden waren, doch sich eben so gegen einander verhielten, als wenn sie außer derselben lebten. Er war selbst ein strenger Ascete, und beförderte diese Lebensart, wiewohl er bessere Einsichten hatte, als die übrigen dieser Art, zu unvorsichtig. **Eusebius**, der die Asceten zu gezwungen in den **Therapeuten** des **Philo von Alexandrien** sucht, (Hist. Eccl. L. II. c. 17.) nennt desto mehr solche Christen vom zweyten und dritten Jahrhunderte an, unter diesem und andern umschreibenden Namen. Man kann überhaupt zu der Geschichte der Asceten die gelehrten Anmerkungen des **Valesius** (ad Euseb. Hist. Eccl. L II. c. 17. L. VII. c. 32. de martyrib. Palaest. c. 11.) und des **Salmasius** (ad Tertullian. de pallio, p. 8. sq. 19. sq. 33. 34. Parisiis, 1622. 8.); ingleichen **Binghams** (Origg. Ecclesiast. Vol. III. p. 3. sq.); und **Deylings** (Dissert. de veterum Ascetis, p. 441. sq. Observat. Sacr. P. III.) Sammlungen, auch **Mosheims** Untersuchung, (Comment. p. 311. sq.) nützlich gebrauchen. So sehr sie auch von dem nachmaligen Mönchen fast in jeder Betrachtung verschieden waren; so zeigt doch ihr

Auftritt in der Kirche das erste Beyspiel von gutmeinender selbstgewählter Heiligkeit der Christen, die endlich, nachdem sie dem Aberglauben und der Einbildungskraft unterthänig geworden ist, ihre Religion völlig umgekehrt hat.

Außer dem **Athenagoras** übernahm auch **Theophilus**, Bischof von Antiochien, zwischen den Jahren 170 und 180, die schriftliche Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Heiden. Dieser Lehrer, von welchem **Eusebius** (Hist. Eccl. L. IV. c. 23.) und **Hieronymus** (Catal. script. eccles. c. 25.) die vornehmste Nachricht ertheilen, war vermuthlich selbst ehemals ein Verehrer der Götter gewesen. Seine Bücher gegen verschiedene Irrlehrer dieser Zeit und seine Erklärungen über die heilige Schrift sind ganz untergegangen, ein kleines unbedeutendes Stück der letztern ausgenommen, das **Hieronymus** in einem seiner Briefe aufbehalten hat. Aber das Werk, welches er **an den Autolycus**, einen gelehrten Heiden und seinen Freund geschrieben hat, um ihn zum Beyfall gegen das Christenthum zu bewegen, lehrt ihn schon genugsam kennen: als einen Eiferer für die Religion, der sie aber nicht immer so geschickt erklärt und vertheidigt, als er seine aus den griechischen Schriftstellern geschöpfte Wissenschaft gegen das Heidenthum anzuwenden weiß. Dieses Werk hat **Johann Christoph Wolf** mit seinen und verschiedener anderer lehrreichen Anmerkungen, auf eine seiner Gelehrsamkeit würdige Art, griechisch und lateinisch (zu Hamburg, 1724. 8.) herausgegeben. **Prudentius Maran** hat es ebenfalls in seine Ausgabe **Justin des Märtyrers** (p. 338. sq.) eingerückt, mit Anmerkungen und einer Einleitung begleitet, die gelesen zu werden verdienen. Beurtheilende Auszüge desselben haben unter andern **Clericus** (Hist. Eccl. Sec. II. p. 717. sq.) und Herr **D. Semler** (in der Einleitung in die Geschich-

schichte der Glaubenslehren, Viertes Hauptstück, S. 81. fg.) mitgetheilet.

Es besteht aus drey Büchern, in deren erstem Theophilus bald anfänglich das Verlangen seines Freundes, der sich mit vieler Beredsamkeit des Heidenthums wider ihn angenommen hatte, beantwortet, daß er ihm seinen Gott zeigen möchte: ein Verlangen, daß die Heiden mehrmals den Christen vorlegten, weil diese Gott niemals für die Augen abbildeten. Der Bischof beweiset dagegen, daß man Gott nicht anders als mit gereinigten Augen des Geistes sehen könne; daß es unmöglich sey, die Gestalt Gottes auszudrücken, weil er größer und vortreflicher sey, als alles, wodurch man sie begreiflich machen wollte; daß, wenn man gleich Gott nicht anschauen könne, doch seine Werke ihn den Menschen hinlänglich offenbaren, so wie die menschliche Seele gleichfalls unsichtbar sey, aber durch ihre Würkungen in den Körper erkannt werde; und daß wir Gott dereinst nach dem Uebergange in das ewige Leben auch in der That sehen sollen. Alles dieses ist recht wohl, und für einen heidnischen Leser auch nicht zu weitschweifig ausgeführt. Doch der Freund des Theophilus konnte sich auch nicht überwinden, die Auferstehung der Todten zu glauben: dieser versucht es also, ihn dahin zu bringen. Er wundert sich über den Unglauben desselben, und fragt ihn, ob er nicht wisse, daß vor allen Handlungen ein Glaube und ein Vertrauen hergehe? Der Ackersmann trauet den Saamen der Erde an; der Kranke vertrauet sich dem Arzte; der Lernende dem Lehrer: und du willst Gott nicht glauben, der dich geschaffen hat? Wie kannst du doch glauben, fährt er fort, daß Bilder, welche Menschen verfertigt haben, Götter sind, und Wunder verrichten; zweifelst hingegen, ob Gott, dein Schöpfer, dich wieder herstellen könne? Und hier verfällt Theophilus unerwartet darauf, die Laster der

heid-

heidnischen Götter, und einen großen Theil ihrer widersinnigen Geschichte durchzugehen; woraus er den Schluß zieht, daß der Kaiser mehr verdiene geehrt zu werden, als die Götter, obgleich die Christen auch ihm die gewöhnliche Art der Anbetung nicht erweisen könnten. Er behauptet auch, daß der Name der Christen nicht lächerlich sey, weil die Salbung, von welcher er herkomme, fast eine allgemeine Anmuth und Nutzbarkeit habe. Endlich kommt er wieder auf das Begehren seines Freundes, ihm einen von den Todten auferstandenen zu zeigen, wenn er diese Lehre glauben sollte. Hierauf antwortet er, es sey nichts Großes, dasjenige zu glauben, was man sehe. Sein Freund glaube doch, daß **Hercules** und **Aesculapius** das verlorne Leben wieder erhalten hätten, und hingegen wolle er der Versicherung Gottes nicht glauben. Wenn ihm ein vom Todte auferweckter vorgestellt würde, so würde er es auch nicht glauben. Gott lege ihm Gründe genug vor, warum er ihm diese Lehre glauben müßte. Die Abwechselung der Jahreszeiten, der Tage und Nächte, sey nichts anders, als Tod und Auferstehung. Eben dieses könne man auch von dem Aufwachsen der Pflanzen und Früchte aus dem erstorbenen Saamen, von den Veränderungen am Monde, ingleichen von der Genesung der Kranken, die neues Fleisch und neue Stärke bekommen, sagen. An diesem allem zeige Gott, daß er auch eine allgemeine Auferstehung der Menschen bewürken könne. **Theophilus** gesteht, daß er selbst ehemals diese Lehre nicht geglaubt habe; aber durch das Lesen der Propheten wären seine Zweifel verschwunden: und er empfiehlt solches auch dem **Autolycus**. Es steht dahin, ob er diesem die Auferstehung der Todten glaubwürdiger gemacht habe. Der Anfang seines Beweises war eine der Mißdeutung zu sehr unterworfene Forderung; im Fortgange kamen einige brauchbare Anmerkungen; allein die Hauptgründe wurden entweder zu nachläßig

erör-

erörtert oder gar vergessen, und was er von der Aehnlichkeit gewisser natürlicher Begebenheiten mit der Auferstehung sagte, gehörte eigentlich unter eine andere Gattung; doch konnte es als Erläuterung einigen Eindruck hervorbringen.

Da der Freund des Verfassers begehrte, er möchte noch mehr von der Religion schreiben: so thut er im zweyten Buche die Thorheit und Ungewißheit des Heidenthums mit derjenigen Leichtigkeit dar, die seine Vorgänger bey dieser Materie gefühlt hatten, indem er sowohl die Fabeln der Götterlehre, als die Widersprüche der heidnischen Philosophen und Dichter ausführlich entwickelt. Ihnen setzt er die Propheten entgegen, welche mit der größten Uebereinstimmung die wahre Religion gelehrt hätten. Besonders gedenkt er desjenigen, was sie von der Schöpfung der Welt melden, über deren Ursprung die Heiden so viel gemuthmaaßt hatten. „Indem Gott, schreibt er, das in seinen Eingeweiden „befindliche Wort bey sich hatte, hat er es mit seiner „Weisheit vor allem übrigen gebohren und hervorge„bracht. Dieses Wort gebrauchte er zum Gehülfen der „ganzen Schöpfung, und durch dasselbe hat er alles ge„macht. Es heißt der Anfang, (ἀρχὴ, ein Wort, das „auch eine Herrschaft anzeigt,) weil es über alles, was „durch dasselbe geschaffen worden ist, herrschet und ge„bietet. Da es nun der Geist Gottes ist, und der An„fang (oder die Herrschaft) die Weisheit und Macht „des Höchsten: so hat es sich auf die Propheten herab„gelassen, und durch sie von der Schöpfung der Welt „und allem andern geredet. Denn die Propheten wa„ren nicht vorhanden, als die Welt geschaffen wurde; „wohl aber die Weisheit Gottes, die in ihm ist, und „sein heiliges Wort, das beständig bey ihm war.„ (Man kann endlich wohl aus dieser Stelle die Lehre von Gott, seinem Sohne, und dem Geiste Gottes, wie sie

in

in der heiligen Schrift vorgetragen wird, herausbringen; aber dunkel und zweydeutig bleibt sie immer.) Darauf macht **Theophilus** sehr weitläuftige Anmerkungen über die Schöpfungsgeschichte **Mosis**. Das Wort Sabbath übersetzt er im Griechischen eine **Woche**: zwar im Grunde unrichtig; doch nicht ohne entschuldigt werden zu können. Unter einigen guten Erklärungen finden sich auch ziemlich schlechte. Die Worte: **Im Anfange schuf Gott den Himmel**, sollen so viel bedeuten: **er schuf ihn durch das Wort, welches der Anfang ist.** Den Geist Gottes, der auf dem Wasser schwebte, hält er mit andern Lehrern der alten Kirche vor die Luft, oder sonst vor irgend einen Lebensgeist. Eine lange Vergleichung der Welt mit dem Meere, Gottes mit der Sonne, und des Menschen mit dem Monde, nebst andern allegorischen Deutungen, oder vermeinten Ursachen der göttlichen Handlungen, sind sehr ermüdend. Nach dem Verfasser hat Gott die Worte, **Lasset uns Menschen machen**, zu seinem Worte und zu seiner Weisheit gesprochen. Von einem gleich vermischten Werthe sind seine Erläuterungen über die erste Geschichte des Menschen, welche er bis zum Ursprunge der Städte und Königreiche fortführt. So antwortet er auf die Einwendung, daß Gott, der in keinem Orte eingeschlossen werden könne, gleichwohl im Paradiese herumgegangen seyn sollte: Nicht Gott, der Vater aller Dinge, sondern sein Wort, durch welches er alles geschaffen hat; das, als die Macht und Weisheit des Vaters, die Person desselben annimmt, ist in der Person Gottes in das Paradies gekommen, und hat mit dem Adam geredet. Daher sagte auch dieser: **Ich habe deine Stimme gehöret**; denn was kann man sonst unter dieser Stimme verstehen, als das Wort Gottes, das sein Sohn ist?„ Auch behauptet er, Gott habe den Menschen weder sterblich noch unsterblich, sondern nur beyderley Zustandes fähig geschaffen. Mit

den Lehren der Propheten vergleicht er noch eine große Anzahl von Versen der Sibylle und manche wahre Gedanken der heidnischen Schriftsteller, die sie aber von den Propheten entlehnt haben sollen.

Autolycus änderte seine Gesinnungen auf diese beyden Bücher seines Freundes nicht; er glaubte insonderheit, daß die heiligen Schriften der Juden, die derselbe so oft angeführt hatte, sehr neu und jung wären. Den herrschenden Verleumdungen seiner Zeit gegen die Christen gab er auch noch immer Gehör. Dieses bewog den Theophilus, das dritte Buch hinzu zu fügen. Um jene Vorurtheile darinnen zu bestreiten, greift er zuerst die heidnischen Schriftsteller, die sein Freund den jüdischen vorzog, mit einem beynahe unmäßigen Eifer an. Er sucht zu zeigen, daß dieselben, weil sie dasjenige, was sie berichten, weder selbst gesehen, noch von denen, welche es gesehen hatten, vernommen haben; dagegen sehr uneinig und unbeständig in ihren Lehrsätzen gewesen sind, und die schändlichsten Laster gebilligt haben, daß sie wegen diesen Ursachen unnütz und schädlich sind. Wie weit vortrefflicher aber die christliche Religion sey, beweiset er durch einen kurzen Abriß ihrer Sittenlehre aus dem Alten und Neuen Testamente. Dieser dient ihm zugleich dazu, das Unwahrscheinliche in den Beschuldigungen darzustellen, als wenn die Christen Unzucht und Mordthaten begiengen. Zuletzt thut er mit besonderm Fleiße, in einem Auszuge der ganzen Geschichte und Zeitrechnung bis auf seine Zeiten dar, daß die Schriften der Propheten allerdings so alt sind als sie ausgegeben werden: und in eben dieser Untersuchung deckt er die Verwirrung und Ungewißheit der ältesten heidnischen Geschichte auf. Ueberhaupt ist dieser nicht schwere Beweis gut geführt worden; aber in einzeln Stücken manchmal verunglückt. Theophilus giebt auch noch zwo Ursachen an, warum

die

die griechischen Schriftsteller die Geschichte nicht wie die heiligen Bücher der Juden erzählen. Die erste sucht er darinne, weil die Griechen spät mit der Kunst zu schreiben bekannt geworden sind, und die andere in ihrer Abneigung gegen die Wahrheit, an deren Stelle sie Fabeln und nichtswürdige Dinge aufsuchten. Man sieht, wie mittelmäßig dieses Werk sey; aber auch solche Arbeiten, in denen es doch ebenfalls hervorstechende Stellen gab, leisteten gegen eine Religion, wie die heidnische war, ihre Dienste.

Meistentheils setzt man in eben diese Zeiten, bald nach dem Jahre 170, einen christlichen Weltweisen **Hermias**, der eine kleine griechische Schrift, **Verspottung der heidnischen Philosophen**, hinterlassen hat. Man kann zwar diese Meinung nicht widerlegen; aber auch diejenigen nicht völlig, welche ihn erst in das folgende Jahrhundert stellen möchten. Es kann seyn, daß er die Spöttereyen, welche **Tatianus**, ein Schüler **Justin des Märtyrers**, über die griechischen Weltweisen, in seiner Rede wider die Heiden, angebracht hatte, nachzuahmen suchte, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit angemerkt hat. Genug, daß es ihm weder an schalkhaftem Witze und Beredsamkeit, noch an einer treffenden Auswahl fehlt. Seine Hauptabsicht ist diese, die große Uneinigkeit der griechischen Philosophen lächerlich zu machen, und zu zeigen, daß eben deswegen alle ihre Untersuchungen endlich unnütz sind. Sie sind, sagt er, über die Natur der Seele, über ihr höchstes Gut und ihre Unsterblichkeit, auch über die ersten Bestandtheile und den Grundstoff, aus welchem die Welt gebildet worden ist, in beständigem Streit mit einander begriffen. Bey dieser letztern Materie hält er sich am längsten auf, und die ganze Schrift macht selbst Kennern der philosophischen Geschichte einiges Vergnügen. Der Vorwurf gegen den **Hermias**, auf den man

gefallen

gefallen ist, daß er nicht bloß über die widersprechenden und ungereimten Lehrsätze spotten; sondern zugleich bessere aus vernünftigen Gründen hätte vortragen sollen: dieser Vorwurf scheint unbillig zu seyn, weil sein Endzweck nicht mehr von ihm verlangte, als er gethan hat, und weil er sogar stillschweigend die Heiden auf die christliche Religion, als auf die Quelle gesünderer Begriffe, verweisen konnte. Mit mehrerm Rechte könnte man sagen, daß er aus den Zwistigkeiten der Philosophen nicht auf eine gänzliche Ungewißheit oder Falschheit aller ihrer Lehren hätte schließen sollen. Allein solche Fehltritte sind fast das ordentliche Schicksal derer, welche nur über gewisse Meinungen lachen, nicht sie ernsthaft prüfen und widerlegen wollen. Und Hermias beschämte wohl die heidnischen Philosophen eben so wenig, als die Christen dadurch beunruhigt werden könnten, wenn ein Feind ihrer Religion behauptete, sie wäre durchaus ungegründet, weil so viele Streitigkeiten über dieselbe geführt worden sind. Auch diese Schrift hat der Benediktiner Maran in seiner Ausgabe der Werke des Justinus (p. 401. sq.) mit einer Uebersetzung und mit Anmerkungen abdrucken lassen: und erst im Jahr 1764 hat sie Johann Christoph Dommerich mit älterer Herausgeber und seinen sehr weitläuftigen Erläuterungen wieder ans Licht gestellt.

Mehr als alle Schutzschriften christlicher Lehrer oder Angriffe derselben auf das Heidenthum, würde eine Begebenheit des Jahrs 174 zum Vortheil der Christen bey dem Kaiser gewürkt haben, wenn sie völlig nach der Beschreibung ihrer Schriftsteller ausgefallen wäre. Marcus Aurelius setzte in dem gedachten Jahre seinen Krieg mit den Marcomannen und Quaden, Völkern, die in dem heutigen Böhmen und Mähren ihren Sitz hatten, fort. Sie waren in Pannonien, oder in das jetzige Ungarn, eingedrungen, und standen

jenseits des Flusses Gran. Nachdem sie der Kaiser geschlagen hatte, ward er von ihnen beym Nachsetzen in eine enge unfruchtbare Gegend gelockt, von allen Seiten eingeschlossen, und gerieth mit seinem Heere, das unter einer brennenden Hitze einen gänzlichen Mangel an Wasser litt, in die äußerste Noth. Plötzlich aber fiel ein ungemein starker Regen, und die Römer erquickten sich an dem aufgefangenen Wasser. Ein Hagelwetter folgte gleich darauf, das durch häufigen Blitz und Donner noch fürchterlicher wurde. In diesen Umständen fielen die Deutschen das römische Heer an; sie wurden aber nicht nur von demselben überwunden, sondern auch durch das Ungewitter, welches sie allein betraf, zu Grunde gerichtet.

Heidnische und christliche Geschichtschreiber kommen in dieser Erzählung, die schon wunderbar genug klingt, beynahe völlig mit einander überein. Aber wenn sie die Ursachen und Folgen des außerordentlichen Vorfalls angeben, so entsteht ein desto größerer Unterschied zwischen ihnen, der sich auch in ausgeschmückten Nebenumständen zeigt. **Dio Cassius** versichert nach einem öffentlichen Gerüchte, (in Excerpt. Xiphil. L. LXXI. p. 274. sq. edit. Henr. Steph.) ein Egyptischer Zauberer, in dem Gefolge des Kaisers, habe durch seine Künste und Beschwörungen den Regen hervorgebracht. Er setzt auch hinzu, der Blitz habe die Römer gar nicht berührt, oder sey, wenn er sich ihnen genähert, sogleich verschwunden; den Barbaren hingegen wäre der Regen so wenig zu statten gekommen, daß er sie vielmehr gleich dem Oele nur mehr entzündet, und genöthiget hätte, bey den Römern allein ein hülfreiches Wasser zu suchen. Weit wahrscheinlicher meldet **Capitolinus** (in vita Marci Aurelii, c. 24.) und nachher wiederholen es auch spätere heidnische Schriftsteller, wie **Themistius** und **Claudianus**, das Gebet des Kaisers habe die Seinigen

aus

aus ihrem Elende gerettet, und den Feinden die Strafe des Himmels zugezogen. In der That würde man dabey eben keine unübersteiglichen Schwierigkeiten finden, zu glauben, daß Gott das Gebet dieses nach seiner Einsicht und seinen Kräften tugendhaften Kaisers erhört habe.

Allein die christlichen Schriftsteller sehen alle den Sieg des Marcus Aurelius als ein Wunder an, das Gott zur Ehre der christlichen Religion habe geschehen lassen. Eusebius erzählt, (H. E. L. V. c. 5.) bey der großen Gefahr des römischen Heeres habe sich die Legion, welche Melitina hieß, und welche wegen ihres Glaubens noch bis auf seine Zeit geblieben sey, nach der Gewohnheit der Christen auf die Kniee niedergeworfen, und habe Gott um Hülfe gebeten. Darauf wären die Feinde durch plötzlich hervorschießende Blitze in die Flucht geschlagen; die Römer aber durch einen ihnen unentbehrlichen Regen erfrischt worden. Selbst heidnische Geschichtschreiber, fährt er fort, haben dieses Wunder berichtet; aber sie haben nicht gestanden, daß es auf das Gebet der Unsrigen erfolgt sey. Unsere Schriftsteller hingegen, welche die Wahrheit lieben, haben die Sache einfältig und aufrichtig beschrieben. Darunter gehört Apollinaris, welcher sagt, die Legion, durch deren Gebet dieses Wunder ausgewürkt worden, habe daher von dem Kaiser den Beynamen der donnernden (fulminatrix, fulminea,) bekommen. Auch Tertullianus ist ein brauchbarer Zeuge dieser Begebenheit, die er noch mit einem stärkern Beweise bekräftiget. Eusebius führt die Worte desselben an, und setzt nach diesem allem etwas unerwartet hinzu: Jedermann mag davon halten, was ihm gefällt!

Wirklich ist auch seine Nachricht, mitten unter den Zeugen, auf welche er sich beruft, noch sehr verdächtig.

Man kann gar nicht zweifeln, daß es schon seit der Regierung des **Augustus** eine Legion in Cappadocien gegeben habe, die den Namen der **donnernden** führte. Auf der andern Seite ist es höchst unglaublich, daß eine so große Schaar Soldaten aus lauter Christen bestanden haben sollte. Weder die Anhänger dieser Religion würden sie, bey ihrer Abneigung gegen Kriegsdienste, so leicht ausgefüllt; noch würden es die Heiden verstattet haben. Die Wahrheitsliebe, welche **Eusebius** an den christlichen Schriftstellern rühmt, kann überhaupt wohl zugegeben werden; und beweiset doch hier, wo es auf die Ehre ihrer Parthey ankommt, nicht mehr als anderswo, weil sie sich oft mit der Leichtgläubigkeit nicht übel vertrug. Eine solche Versicherung ist auch desto unnützer, je mehr Recht die Heiden hatten, sie auf ihre Schriftsteller ebenfalls anzuwenden: nicht zu gedenken, daß diese sogar genöthigt gewesen wären, den Christen in diesem Falle Gerechtigkeit zu erweisen, wenn sie ihnen der Kaiser selbst durch einen so rühmlichen Beynamen bereits hätte wiederfahren lassen. Der Geschichtschreiber führt den **Apollinaris** an, ohne zu bestimmen, welcher es von denen sey, die diesen Namen getragen haben. Aber wenn man gleich den obengedachten Verfasser der Schutzschrift darunter verstehen kann; so reicht doch sein Ansehen nicht zu, den spätern Ursprung des oftgenannten Beynamens glaubwürdig zu machen. Endlich scheint **Eusebius** selbst durch seine letzten Worte anzuzeigen, daß er diese Geschichte nicht vor Zweifelfrey gehalten habe.

Dennoch verdient die Stelle, die er aus dem **Tertullianus** (Apologet. c. 5.) als wichtig beybringt, noch eine besondere Untersuchung. Zu einem Beweise, sagt dieser Schriftsteller, daß die Christen unter den Kaisern sogar Beschützer gehabt haben, dient das Schreiben des **Marcus Aurelius**, worinne er ein Bekenntniß ablegt,

daß

daß der Regen, welcher jenen Durst im Kriege mit den deutschen Völkern gelöscht hat, **wohl möchte** durch das Gebet der christlichen Soldaten erlangt worden seyn. Nicht zu gedenken, wie redneriſch dieſe ganze Stelle **Tertullians** abgefaßt ſey, ſo fällt es in die Augen, daß er dem Kaiſer nur ein muthmaaßliches Geſtändniß dieſer Art beylege. An einem andern Orte (ad Scapul. c. 4.) ſchreibt er noch einmal dieſen Regen dem Gebete der Chriſten zu, und ſchweigt dagegen von dem Schreiben des Kaiſers, das er entweder nicht geſehen hatte; oder in welchem ihm die Erzählung des Wunderbaren überhaupt dazu dienen mußte, ſie als ein verſtecktes Zeugniß für die Chriſten auszulegen. In der erſtern Stelle meldet er auch noch, der Kaiſer habe zwar die Chriſten nicht öffentlich von aller Strafe losgeſprochen; allein er habe doch dieſelbe auf eine andere Art gehoben, und ihre Ankläger zum Todte verurtheilt. Wenn nicht hier **Antonin der Fromme**, deſſen Verordnung zum Beſten der Chriſten oben (S. 15. fg.) mitgetheilt worden iſt, mit **Antonin dem Philoſophen** vermiſcht wird: ſo iſt **Tertullianus** der einzige Alte, der dieſe Nachricht giebt, die einer andern vom **Melito**, wie man geſehen hat, widerſpricht.

Viele hundert Jahre nach dieſen chriſtlichen Schriftſtellern, ſuchte **Xiphilinus** den ſchon angebrachten Bericht des **Dio Caßius**, in ſeinen Auszügen aus demſelben, zu verbeſſern. Er weiß noch mehr Umſtände, als ſeine Vorgänger, wie man ſolches von Zeiten, die ſo reich an wunderbaren Erzählungen waren, als die ſeinigen, ſchon erwartet. Den Oberſten der Leibwache läßt er dem Kaiſer melden, man ſagte, daß die Chriſten alles durch Gebet ausrichten könnten, und er habe eine ganze chriſtliche Legion unter ſeinem Heere. **Marcus Aurelius** bittet ſie, ihren Gott um Hülfe anzuflehen. Nachdem die Chriſten ſo glücklich erhört

worden waren, gab er ihnen zu Ehren eine Verordnung, und nannte diese Legion die donnernde. Es soll auch, fügt Xiphilinus hinzu, ein Schreiben des Kaisers über diese Sache vorhanden seyn. — Hier braucht es wohl kaum erinnert zu werden, daß ein so später Geschichtschreiber, der keine neue Beweise angiebt, weder im Stande sey, die ältern Nachrichten zu bestätigen, noch für die ihm eigenen Glauben zu verlangen.

Ein doppeltes noch übriges Denkmal von dieser Begebenheit ist auch denen nicht günstig, welche sie nach der Art der alten Christen vorstellen. Man hat ein Schreiben des Marcus Aurelius an den römischen Senat, in welchem er dieselbe noch viel weitläuftiger zum Ruhm der Christen erzählt, und mit einem Verbote schließt, daß niemand weiter dieselben, bloß um ihrer Religion willen, anklagen sollte. Allein dieses Schreiben, das ordentlich der ersten Schutzschrift Justin des Märtyrers beygedruckt wird, verräth schon durch die griechische Sprache, in der es aufgesetzt ist, noch mehr aber durch seinen zum Theil ungereimten oder sehr unwahrscheinlichen Inhalt, der sogar mit der gewöhnlichen Erzählung streitet, eine grobe Erdichtung. Da nicht allein Tertullianus und Xiphilinus ein Schreiben des Kaisers über diese Geschichte anführen; sondern selbst Dio Cassius meldet, daß er dieselbe dem Senat berichtet habe: so ist es gar nicht zu verwundern, daß an die Stelle seines ächten Schreibens, darinne er der Christen nicht gedacht hatte, einer von ihnen ein desto rühmlicheres für seine Parthey aufgesetzt hat. Das gewissere Denkmal ist die Ehrensäule des Marcus Aurelius, die man noch zu Rom sieht, und auf welcher unter andern auch die Soldaten abgebildet sind, welche den erwünschten Regen auffangen; aber nichts vorkommt, woraus man schließen könnte, daß den Christen einiger Antheil daran wäre zugestanden worden.

Hätte

Hätte der Kaiser dieses letztere gethan; er würde sie zugleich vor Erretter des Reichs erkannt haben: ihre so allgemein bekannte und unläugbare Wohlthat müßte die ausnehmendesten Würkungen zu ihrem Vortheil gethan haben; aber die Geschichte sagt von keiner einzigen etwas, sie hat vielmehr ganz widrige aufbehalten.

Außer demjenigen also, worinne heidnische und christliche Schriftsteller bey dieser Begebenheit mit einander übereinkommen, bleibt nur folgendes zu vermuthen übrig. Als das Römische Kriegsheer seinen Untergang vor den Augen sah, haben ohne Zweifel sowohl die Heiden als die Christen in demselben, diese Gott, jene ihre Götter um Beystand angerufen. Die erbetene Hülfe kam; das Unverhofte derselben beförderte den entscheidenden Ausgang, indem die Römer gleich stark durch dieselbe aufgemuntert, ihre Feinde aber, welche sie vor verloren hielten, erschröckt und niedergeschlagen wurden. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß man den Regen und das Ungewitter vor ein Wunder erklärte; daß beyde Religionspartheyen solches vor eine Folge ihres Gebets hielten. Einige Christen hörten überdieß von der **donnernden Legion**: sie schlossen zu geschwind, daß sich dieser Name von der durch sie erlangten Luftveränderung herschreibe, und daß die Heiden solches zu unterdrücken suchten. Nachdem der Anfang gemacht war, ein Wunder zu glauben, folgten ähnliche Zusätze von selbst nach. Wenn die christlichen Schriftsteller eine zuverläßige Abschrift von dem Schreiben des Kaisers beygebracht, oder wenn **Athenagoras**, der so wenige Jahre nach dieser Begebenheit schrieb, ihrer deutliche Meldung gethan hätte: so würden wir keiner Muthmaaßungen benöthigt seyn. Unterdessen verliert sich doch nach und nach die Uneinigkeit der neuern Gelehrten über diese Geschichte. Die Streitschriften des **Wilh. Moyle**, der vieles in der christlichen Nachricht

zweifelhaft findet, und des Pet. King, der sie vertheidigt, hat Mosheim aus dem Englischen übersetzt, und mit seinen Anmerkungen (in Syntagm. Dissertat. ad discipl. sanctior. pertinentium, p. 621. sq.) herausgegeben. Der letztern Meinung hatten sich ehemals auch Hermann Witsius (in Aegyptiacis) und Johann Frick (Dissert. de Legione fulminatrice, in Meletemat. variis,) mit vieler Geschicklichkeit angenommen; allein die gemeine Erzählung ist, außer dem Moyle, durch die Prüfung des Clericus, (Hist. Eccl. Sec. II. p. 744-753.) Baumgartens, (Dissert. II. de Leg. fulminat.) und Mosheims, (l. c. ingleichen in den Comment. p. 248. sq.) am meisten geschwächt worden.

Daß die Heiden seit dem bewundernswürdigen Siege des Kaisers, selbst in Gegenden, wo sie ihn bald und genau erfahren konnten, keine gütigern Gesinnungen gegen die Christen angenommen haben; davon ist die grausame Verfolgung ein Beweis, welche im Jahr 177 über die Gemeinen zu Lyon (damals Lugdunum) und Vienne in Gallien ergieng. Sie selbst haben den Christen in Klein Asien und Phrygien durch ein Schreiben Nachricht davon ertheilt, von welchem Eusebius (Hist. Eccl. L. V. c. 1. 2. 3.) den größten Theil erhalten hat. Zuerst fiel der Pöbel (man weiß keine andere Ursache, als dessen alten Religionshaß,) die Christen zu Lyon an, verjagte sie von allen öffentlichen Plätzen, und mißhandelte sie sowohl am Leibe, als an ihren Gütern. Eine Anzahl derselben ward in Gegenwart des Volks vor den Obersten der Soldaten und vor die Obrigkeit geführt: nachdem sie daselbst bekannt hatten, daß sie Christen wären, wurden sie bis zur Ankunft des Statthalters ins Gefängniß gebracht. Dieser aber begegnete ihnen so unmenschlich hart, daß Epagathus, einer von den umstehenden Christen, um Erlaubniß bat, sie vertheidigen zu dürfen. Anstatt dieselbe zu erhalten, fragte

ihn

ihn der Statthalter bloß, ob er auch ein Christ sey? und ließ ihn auf sein Geständniß, unter die übrigen Gefangenen, (die Christen nennen sie in ihrem Schreiben, Märtyrer,) stellen. Von diesen fielen zehn, die vermuthlich noch nicht lange bekehrt waren, zum Götzendienste ab, und verringerten dadurch etwas den Muth der noch freyen Christen, die ihren gefangenen Mitbrüdern täglich beystanden. Die Besorgniß ward darauf unter den Christen allgemein, es möchten noch andere diesem schlimmen Beyspiele nachfolgen.

Man zog immer mehrere, die ansehnlichsten von beyden Gemeinen, besonders diejenigen, welche dieselben gestiftet hatten, gefänglich ein. Die christliche Religion war also noch nicht lange in diesen Gegenden gegründet worden, und nach der Versicherung des **Sulpicius Severus**, (Hist. S. Lib. II. c. 32.) waren dieses auch der ersten Märtyrer in Gallien. Einige heidnische Knechte der Christen, die zugleich gefangen gesetzt wurden, sagten, aus Furcht vor den Drangsalen, welche ihre Herren betrafen, und von den Soldaten angereizt, die abscheulichsten Verbrechen wieder jene aus: unter andern, daß sie Menschenfleisch äßen, und Blutschande verübten. Sobald dieses ruchtbar geworden war, erklärten sich selbst die Heiden, welche bisher, wegen ihrer Bekanntschaft mit den Christen, eine gemäßigte Aufführung beobachtet hatten, gegen sie; und man fieng mit einer unbeschreiblichen Wuth an, sie zu martern.

Vornehmlich waren derselben **Sanctus**, ein Kirchendiener zu Vienne, **Maturus**, der erst vor kurzem ein Christ geworden war, **Attalus**, aus Pergamus, den die Christen eine Säule und Grundfeste ihrer Gemeine nennen, und eine Dienstmagd, **Blandina**, ausgesetzt. Da die letztere wegen ihres schwächlichen Kör-

pers die Christen, und besonders ihre gleichfalls gefangene Frau, befürchten ließ, sie möchte unterliegen: so überwand sie vielmehr durch ihre Standhaftigkeit die Henkersknechte, welche sie einen ganzen Tag lang peinigten, ohne ihr ein anderes Bekenntniß auszupressen, als die Worte: „Ich bin eine Christinn, und unter „uns geschieht nichts Böses.„ Gleich vergebens wurden alle Martern am **Sanctus** erschöpft; auf viele Fragen, die man ihm vorlegte, antwortete er weiter nichts, als daß er ein Christ sey, und dieses sey sein Name, sein Vaterland, und alles, was ihn beträfe. Sein elender Körper hatte schon wenig mehr von einer menschlichen Gestalt übrig; aber als man ihn wenige Tage darauf durch neue Grausamkeiten endlich zu überwältigen suchte, bekam er plötzlich den Gebrauch seiner Glieder und seine vorige Gestalt zurück. Die Heiden stellten überdieß auch eine abgefallene Christinn vor dem Volke auf, damit sie von ihren ehemaligen Glaubensgenossen schändliche Dinge erzählen möchte; sie peinigten dieselbe auch deswegen an ihrem Leibe, und wurden desto mehr beschämt, da sie von der Unschuld der Christen ein Zeugniß ablegte, und sich wieder zu ihnen wandte: worauf sie einerley Schicksal mit den übrigen erlitt.

Weil diese Versuche, die Beständigkeit der Christen wankend zu machen, fehlschlugen, so warf man sie in ein Gefängniß, wo verschiedene ihr Leben verlohren; die andern aber, ob sie gleich eben so viel Ungemach ausstanden, befestigten ihren Muth noch mehr. **Pothinus**, der erste Bischof der Gemeine zu Lyon, damals ein Greis von mehr als neunzig Jahren, und sowohl durch Alter als Krankheit gänzlich entkräftet, ward gleichfalls vor den heidnischen Richterstuhl gebracht. Auf Befragen des Statthalters, wer der Gott der Christen sey? antwortete er: Du sollst es erfahren, wenn du dessen werth seyn wirst. Eine Antwort, die

man

man nicht unehrerbietig gegen die Obrigkeit nennen kann, weil sie nichts als Ungerechtigkeit gegen die Christen blicken ließ, und würklich weder eine Belehrung verlangte, noch ihrer fähig war. Allein **Pothinus** wurde von dem ergrimmten Pöbel so übel zugerichtet, daß er zween Tage darauf im Gefängnisse starb. Unterdessen waren auch die abtrünnigen Christen ins Gefängniß geführt worden, indem man sie wegen der erzwungenen Aussage als Missethäter betrachtete: und ihr Gewissen machte sie doppelt unglücklich. Dieses hatte auch die Folge, daß weiter keiner von denen, die man noch gefangen nahm, **Christum** verläugnete.

Die eifrigen Bekenner der Religion wurden nun zum Tode geführt: sie sollten zum Vergnügen des Volks den wilden Thieren im Amphitheater vorgeworfen werden. **Sanctus** und **Maturus** litten diese und viele andere Martern daselbst, und wurden zuletzt auf einem eisernen Stuhl verbrannt. Kein Thier hingegen berührte die **Blandina**: ihre Hinrichtung wurde also aufgeschoben. Den **Attalus**, als einen sehr berühmten Christen, wollte das Volk schlechterdings getödtet wissen. Allein der Statthalter, welcher erfahren hatte, daß derselbe ein Römischer Bürger sey, schrieb erst an den Kaiser um Verhaltungsbefehle in Ansehung seiner, und der andern Gefangenen. Der Kaiser verordnete, daß diejenigen, welche **Christum** bekenneten, enthauptet, die abgefallenen aber losgelassen werden sollten. Man hat den Kaiser damit zu entschuldigen gesucht, daß ihm vermuthlich der Statthalter die Christen als die ärgsten Verbrecher werde abgebildet haben: und dieses ist sehr wahrscheinlich. Allein in der Verordnung des Kaisers scheint doch bloß auf den Namen und die Religion der Christen gesehen zu werden. Das Urtheil wurde bald vollzogen; doch verbrannte man den **Attalus** auf einem eisernen Stuhle; wobey er seinen

Verfol-

Verfolgern vorwarf, dieses hieße in der That Menschenfleisch verzehren; und auf die Frage, wie Gott heisse, antwortete, er habe keinen Namen, wie die Menschen. Einige der abtrünnigen Christen bekannten sich, da man sie von neuem verhörte, wieder zu ihrer Religion, und wurden auch hingerichtet. Sie ermunterte durch seine Blicke ein Arzt aus Phrygien, **Alexander**, der schon lange in Gallien mit vieler Freymüthigkeit und mit apostolischen Gaben das Christenthum ausgebreitet hatte: ihn traf daher, als er sich auf Befragen vor einen Christen erklärte, ein gleiches Schicksal. Unter andern Märtyrern war auch ein Knabe von funfzehn Jahren: und zuletzt erduldete **Blandina**, nach neuen Quaalen, den Tod so standhaft, daß die Heiden selbst gestehen mußten, nie habe eine Frauensperson unter ihnen so sehr viel und mancherley gelitten.

Die Erbitterung der Heiden hörte mit dem Todte der Christen nicht auf: und auch dieses ist ein Kennzeichen, daß man sie damals aus Religionsgründen verfolgt habe. Man warf die Leichname derer, welche im Gefängnisse umgekommen waren, den Hunden vor, und bewachte sie, damit sie nicht begraben würden. Was von den Hingerichteten übrig geblieben war, wurde auf gleiche Art den Christen entrissen, die vergebens Bitten und Geld versuchten, um ihrer habhaft zu werden, und sehr betrübt waren, daß sie dieselben nicht begraben durften. Manche Heiden knirschten noch vor Wuth gegen diese traurige Reste; andere spotteten ihrer, indem sie ihre Götter priesen, welche, wie sie sagten, die Märtyrer zur Strafe gezogen hätten. Es gab auch einige, welche sie zu bedauern schienen, und ausriefen: „Wo ist ihr Gott? Und was hat ihnen diese Religion „geholfen, die sie ihrem Leben selbst vorgezogen haben?„ Sechs Tage darauf verbrannte man alle Ueberbleibsale der Christen, und streuete sie in die Rhone, (oder den

Rhoda-

Rhodanus.) So glaubten die Heiden, sie um alle Hoffnung der Auferstehung zu bringen, auf welche sie sich, wie jene sagten, verließen, indem sie eine neue und fremde Religion einführten, und dem Tode unter allen Martern getrost entgegen giengen. Im übrigen ist dieser Bericht der Christen zu Lyon und Vienne im Ganzen betrachtet, nicht unglaublich. Hin und wieder giebt es rednerische, auch durch Ausdrücke der heiligen Schrift noch erbaulicher abgefaßte Stellen: und die verdächtigere von einer göttlichen Offenbarung, die Attalus erhalten haben sollte, ist oben bereits angemerkt worden. Aber daß die Verfasser dieses Schreibens nicht bloß für die Ehre ihrer Gemeinen gesorgt haben, zeigt das Geständniß von dem Abfall verschiedener Mitglieder derselben an. Die feyerlichen Spiele, welche eben damals zu Lyon begangen wurden, eine Zeit, zu welcher das römische Volk meistentheils sehr frech und ausgelassen war, machen den grausamen Muthwillen auch begreiflich, den es an den Christen ausgeübt hat. Ein Schein von Gerechtigkeit und richterlicher Untersuchung kam hinzu, und die gegen die Christen übel gesinnte Obrigkeit hintergieng vermuthlich auch den Kaiser.

Aus eben diesem Schreiben der beyden Gemeinen führt **Eusebius** noch einiges von dem Betragen der gefangenen und schon gepeinigten Christen an. Sie gaben es durchaus nicht zu, daß ihre Mitbrüder sie **Märtyrer** hießen. Dieser Name, sagten sie, gebühret nur **Jesu Christo**, dem treuen und wahren **Zeugen**: so nannten sie ihn mit dem Buche der Offenbarung **Johannis**. Auch denen Christen, setzten sie hinzu, deren Bekenntniß **Christus** durch den Tod gleichsam versiegelt hat, kommt dieser Name zu; wir aber sind nur schlechte **Bekenner**. Der Unterschied dieser Benennungen (martyr et confessor) wurde würklich unter den Christen dieser Zeit nicht so genau beobachtet, und meisten-

stentheils hießen alle zum Todte erst bestimmten, Märtyrer. Man hat bereits an einem andern Orte (Th. II. S. 229.) den Grund dieses Namens gesehen. Nach der hebräischartigen Bedeutung des Worts (μάρτυς) konnte man zwar darunter einen Lehrer verstehen. Aber Christus selbst legte das erhabenste Zeugniß von seiner göttlichen Sendung durch Lehren und Wunder ab; die Apostel waren sehr bewährte Zeugen seiner Religion und Geschichte; alle Christen sogar, die lieber den Tod wählten, als daß sie seinen Glauben verläugnet hätten, konnten gewissermaaßen Zeugen von der Wahrheit desselben heißen. Kein Wunder ist es also, daß man diesen letztern den Namen der Märtyrer zugeeignet hat, und daß derselbe so ehrwürdig bey den Christen geworden ist. Gegen die Unglücklichen, welche vom Christenthum abgefallen waren, bald aber verlangten, in ihre Gemeine wieder aufgenommen zu werden, bezeigten sich diese leidenden Christen sehr gütig und bescheiden, indem sie ihnen selbst vergaben, und auch den übrigen die Versöhnlichkeit mit ihnen empfohlen.

Geschichte
des
Tatianus und der Enkratiten.

Es gehörte offenbar zu dem mannichfaltigen Nutzen, den die Verfolgungen der ersten Christen stifteten, daß sie dieselben liebreicher und demüthiger machten, überhaupt aber sie ungemein in dem Eifer für Religion und Tugend stärkten. Desto sonderbarer könnte es scheinen, daß eben zu solchen Zeiten ein gelehrter und gottsee-

gottseeliger Mann unter ihnen, der das Christenthum sogar in einer Schrift gegen die Heiden vertheidigte, sich sehr weit von demselben entfernet hat. Aber auch dieses Beyspiel zeigte, daß alles für den wahren Glauben der Christen zu befürchten sey, wenn sie nicht unveränderlich streng bey den Lehren Jesu und der Apostel verblieben; und daß sie immer mehr gegen die Einfälle auch ihrer gutmeinenden und verdienten Lehrer auf ihrer Huth stehen müßten.

Tatianus, ein gebohrner Heide aus Assyrien, der sich in der griechischen Gelehrsamkeit und besonders Philosophie sehr geübt hatte, auch viele Reisen vornahm, theils um seine Wissenschaft zu erweitern, theils um an den geheimen Religionsübungen mancher Länder Antheil zu nehmen, bekannte sich endlich zu Rom, wie es scheint, zu dem christlichen Glauben. Die Menschenopfer und andere Greuel des Heidenthums brachten ihm, wie er selbst erzählt, (Orat. contra gentiles, c. 29.) einen Abscheu gegen dasselbe bey. Darauf fielen ihm die Schriften der jüdischen Propheten in die Augen: er fand, daß sie älter und eines göttlich richtigern Inhalts wären, als die Werke der Griechen; ihm gefiel die Bescheidenheit und Aufrichtigkeit ihrer Verfasser, die faßliche Art, mit welcher sie die Schöpfung der Welt erklärten, ihre Voraussehung des Künftigen, die Vortrefflichkeit ihrer Vorschriften, und die Herrschaft eines einzigen Gottes über alles, welche sie lehrten. Auch vernahm er von ihnen mit Vergnügen, wie sich die Menschen der harten Knechtschaft, in welche sie gefallen wären, entreißen könnten.

Damals diente Justin der Märtyrer der christlichen Religion zu Rom. Tatianus ward sein Freund, bediente sich seines Unterrichts, und leistete ihm in dem Streite mit dem Philosophen Crescens Beystand; er

entging

entgieng jedoch den Nachstellungen des letztern, die seinem Lehrer das Leben kosteten. Er lehrte hierauf noch eine Zeitlang zu Rom als ein Nachfolger desselben, und kehrte endlich in sein Vaterland zurück, wo er, wie man einige Ursache zu glauben hat, gegen das Jahr 176 gestorben seyn soll. Von den vielen Schriften, welche er hinterlassen hat: von einer **Harmonie oder Uebereinstimmung der vier Lebensbeschreibungen Jesu mit einander**, worinne er das Geschlechtsregister Jesu, und alle Stellen, in denen er der Sohn **Davids** heißt, wegließ; von einem Buche **wider diejenigen, welche in göttlichen Dingen nicht schlechterdings glauben wollten**; von einem andern **von der Vollkommenheit nach den Lehren Christi**, worinne er die Ehe verwarf, und verschiedenen andern, deren Aufschriften zum Theil unbekannt sind, hat sich nur die merkwürdigste unter allen, seine **Rede gegen die Griechen** oder **Heiden**, erhalten.

Sie hat zur Hauptabsicht, das Alterthum und den hohen Werth der christlichen Religion vor der heidnischen zu behaupten. **Tatianus** wirft den Griechen zuerst vor, daß sie keine Ursache hätten, auf die Wissenschaften und Künste stolz zu seyn, indem dieselben von den Barbaren erfunden, von ihnen aber gemißbraucht und verfälscht worden wären, unter andern die Philosophie; bey welcher Gelegenheit er ihre Philosophen verspottet. Man sieht, wie gerne sich die christlichen Schriftsteller bey dieser Materie, die ihnen so viele Vortheile über die Heiden gab, verweilten; aber die ganze Anmerkung von den sinnreichen Erfindungen wird hier etwas partheyisch ausgeführt. Dagegen folgt nun eine Vorstellung der christlichen Lehre von Gott und seinem Sohne: ohngefähr eben so Platonisch abgefaßt, wie diejenige, welche man bereits an **Justin dem Märtyrer**, am **Athenagoras**, und am **Theophilus von Antio-**

Antiochien, kennen gelernet hat. Nur hat man zugleich zu bemerken geglaubt, daß Tatianus auch das alte philosophische Lehrgebäude von dem Ausflusse aller Dinge aus dem göttlichen Wesen, und gewisse andere Grundsätze der morgenländischen Philosophie, zur Erklärung christlicher Lehren angewandt habe. Er redet hierauf von der Auferstehung der Todten, von der Schöpfung der Engel und Menschen durch das göttliche Wort, und von dem Falle der letztern, welcher dadurch entstanden seyn soll, daß sie den erstgebohrnen Engel vor einen Gott gehalten haben, aus welchem aber nebst seinen Anhängern böse Geister geworden wären. Nach seiner Meinung giebt es zwo Arten von Geistern: die Seele, und eine noch vortrefflichere, das Bild Gottes oder die Aehnlichkeit mit ihm. Beyde befanden sich in den ersten Menschen; so daß sie theils körperlich waren, theils noch etwas höheres an sich hatten. Die Seele ist an sich nicht unsterblich; sie kann sterben und auch nicht sterben. Wenn sie die Wahrheit nicht erkennt, so stirbt sie, und wird mit dem Leibe aufgelöset: endlich aber steht sie mit demselben wieder auf, um bestraft zu werden. Eine Seele hingegen, welche die Kenntniß Gottes erlangt hat, stirbt nicht, wenn sie gleich eine Zeitlang aufgelöset wird. Wenn die Seele mit dem göttlichen Geiste verbunden wird, so fehlt es ihr nicht an Hülfe, und sie kommt an den Ort hinauf, wohin er sie führet. Anfänglich lebten sie beysammen; allein er verließ sie, weil sie ihm nicht folgen wollte. Ob sie gleich einige Ueberbleibsale seiner Kraft beybehalten hat; so ist sie doch, von ihm getrennt, in Irrthümer verfallen. Bey denen aber, welche gerecht leben, wohnt dieser Geist, vereinigt sich mit ihrer Seele, und verkündigt den übrigen Seelen verborgene Dinge. (Obenhin gelesen, und in der Absicht den Verfasser rechtgläubig zu finden, wird man dieses von dem heiligen Geiste nach den Begriffen der Christen verstehen; aber der ganze Zusammenhang

zeigt, daß **Tatianus** den unsterblichen Theil des Menschen den **Geist** und den **Geist Gottes** nenne, welchen er von der **Seele** unterscheidet. Was **Plato** und andere Philosophen von mehrern Theilen des Menschen gelehrt hatten, ist die Quelle dieser Gedanken, die bis auf die Ausdrücke selbst bisweilen von jenem geborgt sind, wie unter andern, wenn der christliche Philosoph sagt, der vollkommene Geist habe der Seele anstatt der Flügel gedient; nachdem sie ihn aber durch die Sünde verloren, fliege sie wie eine Henne, und sinke zur Erde nieder.) In der Folge warnet **Tatianus** weitläuftig vor den schlimmen Würkungen und Betrügereyen der bösen Geister. Er vergleicht die Lehre der Christen von dem Sohne Gottes, der ein Mensch geworden ist, mit den thörichten Fabeln von den heidnischen Göttern, und verlacht die Schauspiele, die Philosophen, die unnützen Zänkereyen, und selbst die Gesetze der Heiden: wobey er ebenfals stets die Vorzüge der Christen dagegen hält, beyläufig auch Vorwürfe wider dieselben beantwortet. Zuletzt beweiset er das höhere Alter der christlichen Philosophie, wie er sie nennt, vor allen Wissenschaften und Schriftstellern der Heiden, durch Untersuchungen über das Zeitalter **Mosis** und **Homers**, und streuet Anmerkungen über beyderley Religionen ein.

Seine härtere dunkle Schreibart, der Mangel an Ordnung in diesem Buche, etwas düsteres und schwärmerisches in der Philosophie des Verfassers, ein glücklicherer Gebrauch seiner Gelehrsamkeit wider die Heiden, als bey der Erklärung des Christenthums, dieses zusammen bildet uns den **Tatianus** schon vollständig genug ab. Und wenn man auch in der eben gedachten Schrift noch keine sehr merkliche Spuren von **gnostischen** Irrthümern mit einigen Neuern antreffen sollte; so ist es doch nicht befremdlich, daß er sich bald darauf in dieselben, zumal in ihrem morgenländischen Sitze,

verwi-

verwickelt hat. Irenäus läßt ihn (adv. haeres. L. I. c. 28. ed. Massuet.) nach dem Tode seines Lehrers, aus stolzem Zutrauen auf seine Einsichten, sich verirren; andere geben auch die Gnostiker an, durch welche er verführt worden ist: beydes kann als ungewiß auf die Seite gesetzt werden. Genug, daß er um das Jahr 170 ohngefähr angefangen hat, dem christlichen Glauben öffentlich ungetreu zu werden. Er sprach von Aeonen, welche der höchste Gott gezeugt habe, und von einem Weltschöpfer, der von diesem unterschieden sey. In den heiligen Schriften der Christen nahm er willkührliche Veränderungen vor: besonders verbesserte er die Schreibart des Apostels Paulus. Es ist nicht schwer zu glauben, daß er noch in mehrern Stücken dem gnostischen Lehrgebäude sich genähert habe. So ist es zwar ungewiß, aber doch nicht unwahrscheinlich, daß er Jesu nur einen scheinbaren Leib beygelegt habe. Wenigstens stimmt seine Sittenlehre mit der gnostischen überein; sie übertrifft dieselbe noch an Strenge, weil er allem Ansehen nach durch schwermüthige Gesinnungen selbst weiter fortgetrieben wurde. Er hielt den Ehestand vor sündlich: andere meinen vielleicht zu glimpflich, daß er ihn nur vor ein großes Hinderniß der Vollkommenheit angesehen habe. Aber daß er auch deswegen dem Adam die Seeligkeit abgesprochen habe, weil die Feinde des Ehestandes zu diesen Zeiten glaubten, es sey dieser unter der verbotenen Frucht zu verstehen, von welcher Adam aß; dieses ist nur eine neuere Muthmaaßung über jenen seltsamen Einfall. Fleisch und Wein verbot er ebenfalls zu genießen, und vertauschte sogar im Abendmahl Jesu den letztern mit Wasser. Diese und andere Nachrichten vom Tatianus haben die alten Lehrer, deren Stellen hier beygefügt werden, (Irenaeus l. c. et L. III. c. 23. Clemens Alexandr. L. I. p. 378. L. III. p. 547. sq. 553. ed. Potter. Eusebius Hist. Eccl. L. IV. c. 16. 21. 28. 29. L. V. c. 13. Hieronymus Catal.

script. eccl. c. 29. Epiphan. haer. 46. 47. Theodoret. haeret. fabul. L. I. c. 20. und andere mehr, hinterlassen.

Beyspiele von den Gründen aufzubehalten, deren er sich bedient hat, würde eben so nützlich gewesen seyn. Allein wir wissen jetzt weder von diesen etwas, noch von dem Inhalte der Schriften, durch welche man ihn und seine Parthey gar bald bestritten hat. Diese, welche sich in verschiedenen Provinzen Asiens, und, wie es scheint, nachmals auch in Italien, Gallien und Spanien ausgebreitet hat, und noch gegen das Ende des vierten Jahrhunderts übrig war, führte außer dem Namen der **Tatianisten**, den noch gewöhnlichern der **Enkratiten**, oder solcher Leute, welche eine gewisse **Enthaltsamkeit** beobachten. Wegen ihres **Wassertrinkens** nannte man seine Anhänger auch **Hydroparastaten**, **Aquarier**, und noch auf andere Art. Doch **Tatianus** hatte die Enthaltung von der Ehe mit so vielen andern **gnostischen** Partheyen gemein, daß man nicht alle, denen der Name der **Enkratiten** beygelegt worden ist, vor seine Schüler zu halten braucht. Und selbst unter diesen entfernten sich einige durch neue Lehrsätze von den seinigen, wie **Severus** und **Cassianus**; wie die **Apotaktiten**, deren Name davon herkam, weil sie dem Besitze ihrer Güter entsagten.

Um die Rede des **Tatianus** wider die Heiden hat sich vorzüglich **Wilhelm Worth** durch seine Ausgabe (zu Oxfort, 1700. 8.) verdient gemacht, in welcher seine und vieler gelehrten Männer Anmerkungen, nebst zwo Abhandlungen über diesen Schriftsteller befindlich sind. Auch dasjenige ist nicht unbrauchbar, was der Benediktiner **Maran** in der oftgedachten Sammlung der griechischen Schutzreden, (wo die Schrift des **Tatianus** p. 243. sq. abgedruckt ist,) sowohl zur Erläuterung derselben, als in einer besondern Einleitung, von dem Le-

ben,

ben, den Schriften und Meinungen dieses Mannes, beygebracht hat. In Deutschland kann man sich am leichtesten der oben (S. 47.) angeführten Wittenberger Ausgabe, worinne die griechischen **Apologeten** ebenfals beysammen stehen, bedienen. Von Auszügen und Beurtheilungen dieses Buchs ist es genug, diejenigen zu nennen, welche **Clericus**, (Hist. Eccles. Sec. II. p. 735. sq.) **Brucker**, (Hist. Crit. Philos. T. III. p. 378. sq.) und Herr **D. Semler**, (histor. Einl. in die Geschichte der christl. Glaubensl. im dritten Hauptstücke, S. 197. fg.) mitgetheilet haben.

Den Verlust der Werke anderer christlicher Schriftsteller, die zu dieser Zeit gelebt haben, empfindet man in der That weit mehr, als man es merken würde, wenn die Rede des **Tatianus** untergegangen wäre. So vermißt man ungern die **Kirchengeschichte**, welche **Hegesippus**, wenigstens nach dem Jahr 170, von dem Todte Jesu an, bis auf seine Zeiten, in **fünf Büchern** geschrieben hat: das erste christliche Werk von dieser Art. Er war von den Juden zum Christenthum übergegangen, und sein langes Leben reichte noch an das Zeitalter der Apostel hin. Zwar scheint er nicht vorsichtig genug in der Prüfung der Begebenheiten gewesen zu seyn: zu leicht mag er wundervolle Erzählungen und Gerüchte nachgesagt haben, besonders in der Geschichte der Apostel. Aber in dem übrigen Theil dieser Geschichte fand er lange so viele Reizungen nicht, fabelhaft zu werden, und man würde ihn also noch auf vielen Seiten nützen können. **Eusebius** (Hist. Eccl. Libr. II. c. 23. L. III. 19. 20. 32. L. IV. c. 8. 22.) und **Photius** (Biblioth. cod. 232.) haben etliche Stücke aus seinem Werke aufbehalten, wovon schon einiger Gebrauch in dieser Geschichte gemacht worden ist. Damit kann auch die Nachricht des **Hieronymus**, (de viris illustribus, c. 22.) von diesem Schriftsteller verglichen werden.

Hegesippus that gegen das Jahr 160 eine Reise nach Rom, unterredete sich auf derselben mit vielen Bischöfen, und fand, daß die Christen noch in allen Gemeinen die Lehre der Propheten und Jesu selbst beybehielten. Zu Rom, wo damals **Anicetus** Bischof war, hielt er sich mehrere Jahre bey demselben auf. Er sagt in den angeführten Stellen unter andern etwas von den alten Sekten der Juden, auch besonders von den jüdischchristlichen und andern Partheyen der ersten Zeiten, und nennt den **Thebuthis** den ersten unter den Christen, der aus Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung, Bischof zu werden, die Kirche durch seine Irrthümer beunruhigt hätte. Allein diese ganze Nachricht ist zu mangelhaft und dunkel, als daß man sie sicher gebrauchen könnte. Dahin gehört auch diejenige Stelle, wo gemeldet wird, daß er seine Beweise aus dem **Evangelio der Hebräer** genommen habe; vielleicht aber dient zur Erläuterung derselben, was in der Geschichte der **Nazaräer** (Th. II. S. 318. fg.) davon angemerkt worden ist.

Noch Einsichtsvoller und verdienter um die christliche Kirche, war gleichfalls während der Regierung des **Marcus Aurelius**, ein Bischof zu Corinth, **Dionysius**, von dem uns **Eusebius** (Hist. Eccl. L. IV. c. 23.) eine rühmliche Beschreibung macht. Weit umher verbreitete und befestigte er aus der gedachten Stadt die Lehren des Christenthums. Die Schreiben, welche er an viele christliche Gemeinen abgelassen hat, würden sehr nützliche Beyträge zur Geschichte der Christen abgeben, wenn sie noch vorhanden wären. So unterrichtete und ermahnte er schriftlich die Gemeinen zu Lacedämon und Athen; der letztern warf er auch vor, daß sie beynahe ganz vom Glauben abgefallen sey, seitdem ihr Bischof **Publius** in der Verfolgung das Leben verloren habe. Andere seiner Briefe sind an die Christen zu Nicomedia, auf der Insel Creta, und in der Provinz

Pon-

Pontus gerichtet: er verlangt darinne unter andern, daß man alle, welche in grobe Versehen oder Irrthümer gefallen wären, wenn sie sich bekehrten, gütig in die Gemeine wieder aufnehmen möchte. In dem Schreiben an die Gemeine zu Cnoßus in Creta, warnet er den dortigen Bischof, den Christen nicht die schwere Last der Keuschheit als etwas nothwendiges aufzubürden, — vermuthlich meint er die Enthaltung von der Ehe — sondern die menschliche Schwachheit in Betrachtung zu ziehen. Der Bischof scheint jedoch mit diesem Rathe nicht völlig zufrieden gewesen zu seyn, und ihn als eine zu zarte Speise angesehen zu haben, an deren Stelle seine Gemeine nach und nach stärkerer bedürfe. An die Christen zu Rom hatte **Dionysius** gleichfals geschrieben, und die Mildthätigkeit gelobt, welche sie und ihre Vorfahren gegen viele Gemeinen und einzele Mitbrüder ausgeübt hätten. Er beklagt sich, daß seine auf Verlangen der Christen geschriebene Briefe von Betrügern verfälscht worden wären, und wundert sich nun nicht mehr, daß den göttlichen Schriften eben dieses wiederführe.

Irrlehren des Bardesanes, des Theodotus und der Artemoniten, des Praxeas, und des Hermogenes.

Auf die beyden Antonine, deren Zeitalter für die Christen, ohngeachtet aller Bedrückungen, welche sie ausstanden, blühend und reich an Männern war, die

ihnen Ehre machten, folgte eine sehr unähnliche Gestalt des Römischen Reichs. **Commodus**, der Sohn des **Marcus Aurelius**, wütete vom Jahr 180 bis 192, in welchem er ermordet wurde, mit der unsinnigsten Grausamkeit gegen seine Unterthanen. Wollüste und ausschweifende Einfälle machten seine übrige Beschäftigung aus. Doch da er einen schimpflichen Frieden mit den deutschen Völkern geschlossen hatte, welche von seinem Vater erst am Ende seines Lebens gänzlich waren überwunden worden, genoß das Reich unter ihm mehr Ruhe von den Feinden, als von seinem Fürsten. An seine Stelle kam zwar im Jahr 193 **Pertinax** auf den Thron, und zierte denselben durch viele vortreffliche Eigenschaften. Allein da er die unter seinem Vorgänger verfallene Kriegszucht wieder herzustellen suchte, ward er von der kaiserlichen Leibwache im dritten Monathe seiner Regierung ums Leben gebracht. Damals zeigten sich mehr als jemals die schröcklichen Würkungen von der höchsten Gewalt in den Händen des zügellosen Soldaten: das Reich wurde immer mehr dadurch entkräftet, zerrüttet, und endlich zu Grunde gerichtet. Die Leibwache bot darauf die Regierung unter zween Mitbewerbern zu Rom, demjenigen an, der ihr das ansehnlichste Geschenk machen würde. Durch dieses niederträchtige Mittel erlangte sie **Didius Julianus**; aber unfähig, sie zu führen, ward er zween Monate darauf, als **Septimius Severus** die kaiserliche Würde an sich gerissen hatte, ebenfals ermordet.

Während dieser ganzen Zeit litten die Christen überaus wenig. **Eusebius**, der dieses gesteht, (Hist. Eccl. L. V. c. 21.) führt nur den **Apollonius**, einen in der Philosophie und übrigen Gelehrsamkeit wohlgeübten Christen zu Rom an, der eben sowohl, als sein Ankläger, nach einem bereits oben (S. 16.) gemeldeten Mißbrauche, hingerichtet wurde. Er hielt zur Vertheidi-

theidigung seines Glaubens eine schöne Rede an den Senat, die der erstgedachte Geschichtschreiber in seine längst verlorne Sammlung der alten Märtyrergeschichten eingerückt hatte.

Die christliche Religion hingegen wurde von desto mehrern, die doch ihre Verehrer heißen wollten, angegriffen. Ein solcher war der Syrer **Bardesanes**, ein in der Sprache seines Vaterlandes sehr beredter und scharfsinnig gelehrter Mann. Ihm fehlte es nicht an Eifer für das Christenthum: und als ihn ein heidnischer Weltweiser, **Apollonius**, selbst durch Drohungen von demselben abzuziehen suchte, so gab er zur Antwort, er fürchtete sich vor dem Todte nicht; wenn er aber auch aus Furcht vor demselben die Befehle des Kaisers erfüllte, so würde ihn dieser vor dem Todte nicht sicher stellen können. Seine vielen Schriften, die von seinen Schülern in die griechische Sprache übersetzt worden sind, erwarben ihm großen Ruhm. Besonders schätzte man unter seinen Gesprächen das vom Schicksal hoch, worinne er, wie man glaubt, den Einfluß der Gestirne in die Begebenheiten der Welt verworfen hatte. Aus demselben hat **Eusebius** (Præp. Evang. L. VI. c. 10.) eine Stelle aufbehalten. Er hatte auch wider verschiedene Ketzer geschrieben, und hundert und funfzig Psalmen oder geistliche Lieder aufgesetzt, welche ungemein zur Ausbreitung seiner Lehrsätze gedient haben.

Anfänglich trat dieser Mann, der sich schon zu den Zeiten des **Marcus Aurelius** und **Lucius Verus** hervorthat, zu der **Valentinianischen** Parthey über. Er verließ sie zwar nachmals wieder; aber nicht alle irrige Meinungen, die er mit derselben angenommen hatte. Was ihn dazu bewogen habe, das Christenthum gegen einen so seltsamen Lehrbegriff zu vertauschen, darüber kann man nichts als Muthmaaßungen anbringen;

und doch möchte man davon hauptsächlich mehr wissen. Denn daß in seinem Vaterlande die gnostischen Sekten sich schon lange festgesetzt hatten, und daß er über die Religion philosophirt hat; beydes konnte nur schwache Veranlassungen dazu hergeben. Bardesanes glaubte, daß alle Dinge von zwey Grundwesen herzuleiten wären. Das eine sollte der höchste und gute Gott seyn, der die Welt und die Menschen geschaffen hätte; von dem andern und bösen Grundwesen, (oder dem Teufel,) behauptete er zwar, daß es nicht geschaffen worden, sondern sich selbst hervorgebracht hätte; aber er hielt es doch nicht vor einen Gott. In der Folge ist die Vorstellung der Alten von seinem Lehrgebäude nicht völlig zusammenhängend. Es bleibt wenigstens zweifelhaft, ob Bardesanes auch den jetzigen menschlichen Leib vor ein Werk Gottes ausgegeben; oder ihn nicht vielmehr, weil derselbe, nach gnostischen Grundsätzen, aus der bösen Materie zusammengesetzt ist, dem Teufel zugeschrieben habe; zumal da er überhaupt zugab, der Mensch sey rein und unschuldig von Gott hervorgebracht worden. Christus hatte nach seiner Meinung eben einen solchen Leib, als ehemals die Engel, wenn sie den Menschen erschienen, getragen: und er ist nur durch die Jungfrau Maria, nicht aber aus oder von derselben gekommen. Daher mußte auch Bardesanes leugnen, daß Christus würklich gestorben und auferstanden sey; ingleichen daß dieser sündliche Leib der Menschen dereinst wieder werde auferweckt werden. Zu allem, was ihn den übrigen Gnostikern unähnlich machte, kam auch dieses, daß er alle Schriften, welche Juden und Christen vor göttlich hielten, davor erkannte.

Er hatte an seinem Sohne Harmonius, der aus der griechischen Philosophie Zusätze zu seines Vaters Meinungen machte, einen glücklichen Beförderer derselben; auch durch die angenehmen geistlichen Lieder, welche

welche dieser, wie er, verfertigte. Andere Anhänger des Bardesanes sah man noch bis ins vierte Jahrhundert. Die zuverläßigsten Nachrichten von ihm, seinen Lehren und Schülern, sind bey folgenden Schriftstellern (Euseb. Hist. Eccles. L. IV. c. 30. Ephraem Syr. in Assemani Bibl. Orient. T. I. p. 132. Epiphan. haer. 56. Theodoret. Hist. Eccl. L. IV. c. 29. Haeretic. fabul. L. I. c. 22. Sozomen. Hist. Eccl. L. III. c. 16.) vertheilt anzutreffen. Ueber dieselben verdienen die Erläuterungen des Beausobre, (Hist. du Manichéisme, T. II. p. 129. sq.) Mosheims, (Comment. p. 394. sq.) und Herrn D. Walchs, (Entwurf einer vollständ. Hist. der Ketzereyen, Th. I. S. 407. fg.) gelesen zu werden.

Bisher war das allermeiste, womit Leute, welche sich vor Christen hielten, das Christenthum zu verfälschen suchten, gnostischen Ursprungs gewesen. Aber nun wurde die Philosophie der Griechen immer bekannter unter den Christen: und desto mehrere also derselben glaubten, daß sie mit ihrer Hülfe die gemeinen Begriffe von der Religion verbessern könnten. Die bekehrten Philosophen hatten sie in ihren Schriften nur zur Erläuterung und Befestigung des christlichen Glaubens, wenn gleich nicht immer treffend und behutsam genug, angewandt; andere hingegen wollten eben demselben, vorzüglich in der Lehre von Gott und seinem Sohne, dadurch eine größere Richtigkeit verschaffen. So war gegen das Jahr 192 und noch später, Theodotus, ein Gärber aus Byzantium, zugleich aber ein gelehrter Mann, der erste Christ, welcher die Gottheit Jesu gänzlich verwarf. In einer Verfolgung, worinne verschiedene seiner Mitbrüder ihr Leben für die Religion hingaben, rettete er das seinige durch die Verläugnung Christi. Der Schandflecken, den ihm diese Aufführung zu Byzantium zuzog, nöthigte ihn, sich nach Rom zu begeben; da man ihn aber auch daselbst erkannte,

und

und ihm schimpfliche Vorwürfe machte, entschuldigte er sich damit, er habe nicht Gott, sondern nur einen Menschen verläugnet, und erklärte sich, daß er hierunter **Christum** verstehe. Daher schloß ihn der Römische Bischof **Victor** von der Gemeinschaft seiner Kirche aus.

Ueber die Lehre dieses Mannes kann gleichwohl nicht völlig entscheidend geurtheilt werden. Es ist ungewiß, ob er **Jesum** durchaus vor einen bloßen Menschen gehalten, oder ihm wenigstens eine übernatürliche Geburt beygelegt habe. Von den Beweisen, deren er sich bedient hat, werden verschiedene Schriftstellen angeführt, in denen **Jesus** ein Mensch genannt, oder mit Menschen verglichen wird, unter andern auch aus der Evangelischen Geschichte **Johannis**, (Cap. VIII, 40.); dennoch sollen seine Anhänger diese Geschichte nicht als eine heilige Schrift angenommen haben. Vielleicht ist **Theodotus**, (denn diese neuere Vermuthung ist doch werth, gemeldet zu werden,) durch den zu spitzfindigen und gekünstelten Vortrag von der Gottheit **Christi**, den manche christliche Lehrer gebraucht hatten, zu weit auf die entgegenstehende Seite getrieben, und in der Absicht, die Einheit Gottes desto besser zu behaupten, zu dem Lehrsatze verführt worden, daß **Jesus** nichts mehr als ein Mensch gewesen sey. Wie er aber denselben mit seinem übrigen Religionsgebäude verbunden habe, und von welcher Art dieses gewesen sey, davon hat man keine Nachricht.

Nur ein geringes Licht ertheilt noch die Beschreibung seiner Anhänger, die zahlreich genug zu Rom waren; aber in den folgenden Zeiten bald scheinen ausgestorben zu seyn. Sie gaben vor, daß ihre Lehre von Jesu die älteste sey, welche die Christen gehabt hätten, und daß die gegenseitige erst unter dem Nachfolger des **Victor**, dem Bischof **Zephyrinus**, der seit dem Jahre

202 den Christen zu Rom vorstand, aufgekommen wäre. Einer von denen, welche wider sie gestritten haben, versicherte, sie verfälschten die heilige Schrift, schaften die alte Regel des Glaubens ab, und kenneten Christum nicht. Sie untersuchten nicht, sagt er, was die heilige Schrift lehrte; sondern was vor eine Art von Vernunftschlüssen sie zur Bestätigung ihres Irrthums nützen könnten: und wenn man ihnen eine Stelle aus jener vorhielte, so forschten sie nach, was vor ein Vernunftschluß daraus könne gezogen werden. Anstatt der heiligen Schriften läsen sie den **Euklides** fleißig, um die Meßkunst zu erlernen; auch bewunderten sie den **Aristoteles** und **Theophrastus**; einige aber beteten den **Galenus** an. Da sie also die Wissenschaften der Ungläubigen zur Befestigung ihrer Ketzerey gebrauchten, und durch eben derselben schlaue Künste den Einfaltsvollen Glauben der heiligen Schrift verdärben, so sehe man wohl, wie weit sie vom Glauben entfernt wären. Daher veränderten sie auch die göttlichen Bücher so verwegen, unter dem Vorwande, sie zu verbessern, und nicht einmal ihre eigenen Abschriften von denselben stimmten mit einander überein; manche aber unter ihnen verwürfen das Gesetz und die Propheten gänzlich.

Obgleich diese Stelle, die **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 28.) aufbehalten hat, sehr heftig und partheyisch ist, auch von der andern Seite nichts damit verglichen werden kann, um ihre Glaubwürdigkeit zu bestimmen; so enthält sie doch zugleich deutliche Spuren von der eigenthümlichen Denkungsart der **Theodotianer**, und man möchte wohl dazu setzen, des **Theodotus** selbst. Man merkt, daß sie den Streit mit den Rechtgläubigen so viel als möglich philosophisch geführt haben: und diese Neigung zu den griechischen Weltweisen, zur Meßkunst und Vernunftlehre insonderheit, die ihnen zur Last gelegt wird, war vielleicht mehr ungewöhnlich unter den

Chri-

Christen, und für ihre Gegner beschwerlich, als tadelhaft. In Ansehung der andern Anklage ist es auch nicht ausgemacht, ob man ihnen würkliche Verfälschungen, oder nur die Wahl gewisser seltner Lesearten in der heiligen Schrift beylegen könne.

Zu Rom wurde unter den Anhängern des **Theodotus**, **Natalis**, ein standhafter Bekenner des Christenthums, zum Bischof dieser Gemeine mit einer monatlichen Besoldung bestellt. Vergebens, so schreibt ihr erstgedachter Gegner, erinnerten ihn Träume, diese Parthey zu verlassen, bis er endlich eine nächtliche Züchtigung mit Ruthen von den Engeln erlitt. Darauf warf er sich in der Gestalt eines Büßenden dem Bischof **Zephyrinus**, den übrigen Lehrern, und selbst den Mitgliedern der rechtgläubigen Gemeine zu Füßen, und wurde wieder in dieselbe aufgenommen. **Natalis** hat vermuthlich seine Bekehrung dergestalt erzählt; aber der Schriftsteller hätte nicht alles so leicht glauben sollen. Noch berühmter war um gleiche Zeit unter den **Theodotianern** der jüngere **Theodotus**, ein Geldwechsler zu Rom, der den Irrthum seines Lehrers durch die Meinung vergrößerte, **Melchisedek** sey eine göttliche Kraft, noch erhabener als **Christus**, und stehe eben so den Engeln durch seine Fürbitte im Himmel bey, als dieser den Menschen auf der Welt. Daraus soll die kleine Sekte der **Melchisedekiten** erwachsen seyn. Außer der angeführten Geschichte des **Eusebius**, muß man alle diese Nachrichten beym **Epiphanius**, (haeres. 54. 55.) beym **Theodoretus**, (haeret. fabul. L. II. c. 5. 6.) und in dem Anhange einer Schrift des **Tertullianus** (de praescript. haeretic. c. 53.) suchen. Einige lesenswürdige Anmerkungen haben darüber besonders **Clericus** (Hist. Eccl. Sec. II. p. 801. sq. 809. sq.) und Herr **D. Semler** (in der historischen Einleitung in die Geschichte der Glaubenslehren, im drit-

ten

ten Hauptstücke des zweyten Abschnittes, S. 211. fg.) gemacht.

Mit der Geschichte der **Theodotianer** hängt dasjenige, was man von den **Artemoniten** weiß, so genau zusammen, daß beyde nur Eine Parthey auszumachen scheinen. Es ist zwar streitig, zu welcher Zeit der Stifter der letztern, **Artemon** oder **Artemas**, gelebt habe: aber allem Ansehen nach ist er bald auf den ältern **Theodotus** gefolgt. Gleich diesem behauptete er, **Christus** sey ein bloßer Mensch gewesen, der von der Jungfrau **Maria** geboren worden, und an herrlichen Gaben alle Propheten übertroffen habe. Aus der gemeinschaftlichen Widerlegung, welche der vorhergedachte Schriftsteller beym **Eusebius**, zugleich wider die **Theodotianer** und **Artemoniten** gerichtet hat, kann man besonders schließen, daß beyde ziemlich einerley Vorwürfe getroffen haben. Beyde haben sich auch schwerlich über das dritte Jahrhundert weit hinaus erhalten. Die dunklere Geschichte des **Artemon** und seiner Schüler, ist nach den wenigen Umständen, die sich bey den Alten finden, (Euseb. Hist. Eccl. L. V. c. 28. L. VII. 30. Epiphan. haer. 65. Theodoret. haeret. fabul. L. II. c. 4. L. IV. c. 5.) außer den bey den **Theodotianern** angezeigten Schriftstellern, noch besonders von **Johann Erhard Kapp** (Historia Artemonis et Artemonitarum, Lipsiae, 1737. 4.) und von dem Herrn **D. Walch** (am angef. Orte, S. 558. fg.) gelehrt erläutert worden.

In eben diese Zeit und gewissermaaßen auch in die vorige Gesellschaft, wird die ketzerische Parthey der **Aloger** gesetzt. **Epiphanius** (haer. 51. 54.) ist der Erfinder dieser Benennung: so wie die Kirchenlehrer überhaupt den Irrgläubigen manche beschimpfende Nahmen beygelegt haben. Der gegenwärtige faßt eine spielende Zweydeutigkeit in sich. Denn nach der gewöhnlichsten

Bedeu-

Bedeutung dieses zusammengesetzten Wortes (ἄλογος) würde es unvernünftige Leute anzeigen; allein Epiphanius versteht solche darunter, die ohne das Wort sind, das heißt, Christum nicht das göttliche Wort (λόγος) genannt wissen wollten, und die Evangelische Geschichte nebst der Offenbarung des Apostels Johannes, worinne ihm dieser Name beygelegt wird, verwarfen; beyde sogar vor Arbeiten des Cerinthus ausgaben. Noch vor ihm hatte bereits Philastrius (de haeres. c. 60.) solcher Ketzer gedacht, welche die beyden gedachten Bücher dem Cerinthus zuschrieben, ohne ihnen doch einen Namen zu geben. Spätere, zum Theil aus diesen geflossene Nachrichten sind keiner Aufmerksamkeit werth.

Daß die Aloger die Gottheit Jesu selbst geläugnet haben sollten, hat in der Beschreibung der beyden angeführten Schriftsteller keinen Grund. Ihre Einwürfe gegen die gedachten biblischen Bücher, waren auch gar nicht von dieser Lehre hergenommen; sondern von dem übrigen Inhalte derselben, in welchem sie falsche, lächerliche, den übrigen Evangelisten widersprechende, dagegen mit den Irrthümern des Cerinthus übereinstimmende Stellen zu finden glaubten. Und da Johannes allein unter den heiligen Schriftstellern der Christen, den Sohn Gottes das Wort genannt hat; so kamen mehrere Umstände zusammen, die ihnen diesen Namen verdächtig machen konnten. Er schien mehr Platonisch als christlich zu seyn, wie ihn auch würklich einige christliche Lehrer, aus deren Schriften man bereits Auszüge gelesen hat, nach der erstern Bedeutung gemißbraucht hatten: und vielleicht befürchteten auch die Feinde desselben, man möchte dadurch verführt werden, Christum bloß vor eine Eigenschaft oder Handlung Gottes zu halten. Es ist wahr, daß Epiphanius hinzusetzt, Theodotus sey gleichsam ein abgerissenes

Stück

Stück von der Ketzerey der Aloger; allein die Aehnlichkeit zwischen beyden braucht nicht weiter, als in der Verwerfung der evangelischen Geschichte Johannis gesucht zu werden. Dieser Schriftsteller widerlegt sogar die Aloger: und wiederum bezieht sich alles, was er bey dieser Gelegenheit sagt, lediglich auf ihr hartes Urtheil von den Schriften des oftgenannten Apostels. Daher ist auch der Verdacht von geringer Stärke, den man etwan aus ihren Meinungen schöpfen könnte, als wenn diese dennoch eine üble Gesinnung gegen die Lehre von der Gottheit Christi verriethen. Anstatt solcher gehäßiger Folgerungen könnte man vielmehr vermuthen, daß Epiphanius und Philastrius, zween in der Entdeckung von Ketzern sehr fruchtbare Schriftsteller, eine Anzahl christlicher Gelehrten mit diesem Namen belegt haben möchten, die so wie andere zu ihren Zeiten, noch zweifelten, ob gewisse Schriften, die einem Apostel zugeeignet wurden, auch würklich von ihm herkämen. Dieses wurde damals noch vor keine Ketzerey angesehen, wenn man nicht zugleich die Hauptlehren des Christenthums leugnete, die in solchen Schriften enthalten waren; aber als die Christen mehr über jene Schriften einig waren, kamen ihnen auch dergleichen Bedenklichkeiten gefährlich vor. Nächst den Anmerkungen des Herrn D. Walch (am angef. Orte, S. 569. fg.) findet man besonders in einer Abhandlung des Herrn D. Körner, (de auctoritate canonica Apocalypseos Iohannis, ab Alogis impugnata, et ab Epiphanio defensa, Lipſ. 1751. 4. p. 23. sq.) lesenswürdige Untersuchungen über die Nachrichten von den Alogern.

Gewisser ist es, daß Praxeas, ein Christ aus Asien, vermuthlich bald nach dem Jahr 192, versucht hat, den gewöhnlichen Glauben der Christen von Gott zu verändern. Vorher hatte er schon den Namen eines eifrigen Christen erlangt, indem er um der Religion

Willen einige Zeit im Gefängnisse geschmachtet hatte. Hierauf kam er nach Rom, wo er den Bischof **Victor**, der von den **Montanisten** und ihren Weißagungen sehr günstig dachte, auch bereits durch Schreiben im Namen seiner Gemeine den Kirchenfrieden mit ihnen unterhalten hatte, dahin zu bringen wußte, daß er nicht nur eine andere Meinung von ihnen annahm, sondern auch die ausgefertigten Schreiben widerrief. Allein **Praxeas** selbst verfiel nachmals auf Lehrsätze, die ihn verhaßt machten.

Worinne diese bestanden haben, kann nicht ganz sicher und zusammenhängend angegeben werden. **Tertullianus** schrieb ein besonderes Werk wider ihn, das die vornehmste und gewissermaaßen auch die einzige Quelle der angefangenen Erzählung ist. Aber dieser überhaupt hitzige Gegner wurde auch von einer persönlichen Erbitterung wider den **Praxeas** angefeuert, weil sich derselbe dem Fortgange der **Montanisten** nur zu glücklich entgegengesetzt hatte. Daher bemüht er sich mehr, ihn grober Irrthümer und schädlicher Folgerungen aus seiner Vorstellungsart zu überführen, auch die herrschende Lehre der Christen wider ihn zu vertheidigen, als von seinem Lehrgebäude eine genaue und unpartheyische Abbildung zu machen. **Praxeas** behauptete nachdrücklich, es sey nur Ein Gott, und erklärte den Vortrag der Christen von drey Personen in der Gottheit vor falsch. Könnte man mit Gewißheit sagen, wodurch ein Mann, der doch dasjenige annahm, was die heilige Schrift von dem höchsten Gott und Vater, von seinem Sohne, und von dem Geiste Gottes lehrt, zum Widerspruche gegen den gewöhnlichen Lehrbegriff veranlaßt worden sey: so würde man seine eigene Meinung weit leichter beurtheilen können. Es ist nur eine Muthmaaßung, daß **Praxeas**, aus starker Abneigung gegen die **Montanisten**, auch ihre Lehre von dem Unterschiede

der

der göttlichen Personen angegriffen habe. Unterdessen kann doch eine andere Vermuthung nicht schlechterdings verworfen werden. Es scheinet, daß die Christen dieser Zeit sich über die oftgedachte Lehre bisweilen auf eine Art ausgedrückt haben, welche den Praxeas befürchten ließ, sie möchten anstatt des einzigen Gottes, der sich als Vater, Sohn und Geist geoffenbaret hatte, wo nicht in der That drey Götter glauben, doch diesem Irrthum einigen Vorschub leisten. Selbst die Worte Person und drey Personen, die eben damals in diesen Theil des christlichen Glaubens aufgenommen wurden, sind vielleicht nicht zum vorsichtigsten gewählt worden. So richtig man sie auch oft erklärte: so war es doch weit nützlicher, die einfache Lehrart Jesu und der Apostel ohne Zusätze beyzubehalten. Man muß freylich die Christen entschuldigen, daß sie zu einer Zeit, da von der einen Seite mit den christlich gewordenen Philosophen der Heiden auch ihre Philosophie in den Vortrag des von ihnen angenommenen Glaubens eindrang; auf der andern aber die Lehre von Christo durch so manche willkührliche Aenderungen besonderer Partheyen angefochten wurde, gewisse mehr bestimmte und zum Theil philosophische Begriffe oder Benennungen in dieselbe eingeführt haben. Wären diese weniger in den gemeinnützig faßlichen Unterricht für alle Christen eingeflochten worden; so würde man sie wegen ihres Gebrauchs bey Glaubensstreitigkeiten nicht so leicht tadeln können. Tertullianus hatte gleichwohl mit andern christlichen Lehrern das Schicksal gemein, daß er, indem er die Lehre von den drey göttlichen Personen aufzuklären, und wider den Praxeas zu beschützen suchte, mehr sagte, als er wissen konnte, auch neben die brauchbarsten Erörterungen andere setzte, die einem neuen Mißbrauche unterworfen waren.

Glaubt man ihm, wie er die Meinung des **Praxeas** gleich im Anfange seines Buchs und in andern Stellen beschreibt, so hat derselbe allen persönlichen Unterscheid zwischen dem Vater, Sohn und heiligem Geist aufgehoben: er hat daher auch gelehrt, daß der Vater gebohren worden sey, und für die Menschen gelitten habe. Ob dieses aber seine würklichen Lehrsätze, oder nur Folgen sind, die ein erhitzter Gegner ihm aufgebürdet hat; wird durch die dunkle unbeständige Vorstellung **Tertullians** schwer zu beantworten. Bald scheinet es, wenn man ihn lieset, daß **Praxeas** die drey Namen, Vater, Sohn und Geist, nur vor dreyerley Arten von Handlungen gehalten habe. Bald aber läßt er ihn behaupten, der einige höchste Gott habe sich mit dem Menschen **Jesus**, nachdem er ihn zu seinem Sohne gebildet hatte, in Eine Person verbunden, und habe mit ihm gelitten. Dem ohngeachtet kann man nicht zweifeln, daß **Praxeas**, indem er für die Einheit Gottes stritt, die Lehre der heiligen Schrift von dem Sohne und dem Geiste Gottes irrig ausgelegt habe. Als Beweise für sich nahm er diejenigen Schriftstellen, in welchen versichert wird, Gott sey ein einziger, und außer ihm keiner nicht; **Jesus** und der Vater seyen Eines; wer **Jesum** sehe, der sehe auch den Vater; **Jesus** sey in dem Vater, und der Vater in ihm.

Praxeas machte zu Rom den Anfang, seine Meinungen auszubreiten. Hierauf that er eben dieses in Africa; daselbst aber fand er so starken Widerstand, und beynahe ist es glaublich, vom **Tertullianus** selbst, daß er einen schriftlichen Widerruf ablegte; bis er entweder selbst oder seine heimlichen Anhänger in dieser Gegend von neuem in eine Bekanntmachung ihrer Irrthümer ausbrachen. So viel kann man aus einer witzig allegorischen Stelle des erstgedachten Schriftstellers (adv. Praxeam c. 1.) schließen. Die Anhänger des **Praxeas** wur-

wurden theils **Patripaßianer** genannt, weil sie das Leiden, welches **Jesus** ausgestanden hatte, seinem göttlichen Vater zuschrieben; theils **Monarchianer**, von einem auch unter den rechtgläubigen Christen, wie man schon gesehen hat, (S. 45.) üblichen Worte, (μοναρχία) mit welchem man die Lehre von einem einzigen höchsten Gott, und dessen Herrschaft über alles bezeichnete: eine Lehre, in welcher **Praxeas** seinen größten Vorzug vor den übrigen Christen setzte. Im dritten Jahrhunderte kamen andere Partheyen, welche ohngefähr eben solche Begriffe damit verbanden: daher verlor sich die seinige nach und nach, und diese Namen fielen auch auf jene. Zu den Nachrichten vom **Praxeas**, die in **Tertullians** Streitschrift stehen, kann man noch einige, wiewohl nur unbeträchtliche, aus dem Anhange einer seiner Schriften, (de praescript. haeret. c. 53.) aus dem **Optatus von Milevi**, (de schism. Donatist. L. I. p. 8. L. V. p. 80. 81. ed. Pin. Antverp.) und aus dem **Philastrius** (haer. 41.) setzen. Unter den Neuern haben **Clericus** (Hist. Eccl. Sec. II. p. 789. sq.) **Mosheim** (Commentar. de reb. Christi. ante Constant. M. p. 425. sq.) und Herr **D. Semler** (Geschichte der christl. Glaubenslehre, 2 Abschn. 1 Abtheil. 3 Hauptstück, S. 226. fg.) solche Anmerkungen über ihn vorgetragen, die zu einer lehrreichen Prüfung Gelegenheit geben.

Noch einen Irrlehrer dieser Zeiten unter den Christen, den **Hermogenes**, lernt man auch nur hauptsächlich aus den Schriften des **Tertullianus** kennen. Dieser hat ihm eine Widerlegung entgegengesetzt, die wiederum sehr heftig und sogar mit persönlichen Schmähreden abgefaßt ist; außerdem aber gedenkt er desselben noch in andern seiner Werke, (de anima, c. 1. 4. de praescript. haeretic. c. 30.) Da er ein Zeitgenosse des **Hermogenes** war, so kann ihm wenigstens darinne mehr als den spätern Schriftstellern, (Philastr. de hae-

res. c. 45. Augustin. de haeres. c. 41. Theodoret. haeret. fabul. L. I. c. 19.) geglaubt werden, wenn er demselben nicht so viele falsche Lehren, als einige von diesen, beylegt. Hermogenes war ein Mahler in Africa; zugleich aber ein beredter und scharfsinniger Mann, der sich mit der griechischen Philosophie bekannt gemacht hatte. Verschiedene harte Vorwürfe, die ihm Tertullianus macht, scheinen fast nur Würkungen seines Hasses gegen ihn zu seyn: und von diesem findet man unter andern Ursachen auch darinne eine besonders wahrscheinliche, weil Hermogenes mehrmals geheyrathet hatte; welches für seinen Montanistischen Gegner sehr anstößig war. Dieser tadelt auch die Gemählde desselben; ohne daß man sehen kann, ob sie frech oder abgöttisch gewesen sind: ja es bleibt sogar zweifelhaft, ob er nicht das Wort Mahlen, wie gleich in der folgenden Stelle, vor kühne Erdichtungen und Verfälschungen gesetzt habe; und das letzte Wort in seinem Buche ist ein ähnliches Wortspiel.

Die stoische Philosophie, der sich Hermogenes vorzüglich ergeben hatte, verleitete ihn zu lehren, daß die Materie ewig sey, aus welcher Gott alles geschaffen habe. Sein Beweis war, wie ihn Tertullianus vorträgt, folgender: Gott hat entweder aus sich selbst, oder aus nichts, oder aus etwas, alles hervorgebracht. Nicht aus sich selbst: denn er ist untheilbar und unveränderlich. Eben so wenig aus nichts: denn da er selbst gut ist, so würde er auch alles gut geschaffen haben. Gleichwohl findet man Böses genug in der Welt: dieses muß also nicht von dem freyen Willen Gottes herrühren; sondern aus der Materie, die an sich böse ist. Da nun diese nicht von Gott geschaffen seyn kann: so muß sie eben so ewig als er selbst seyn. Er setzt jedoch hinzu, daß Gott von Ewigkeit her über die Materie Herr gewesen sey. Auch die Seele des Menschen und

die

die Teufel ließ Hermogenes wegen des Bösen, wovon beyde durchdrungen sind, aus der Materie entstehen, und die letztern auch wieder, wie man erzählt, in dieselbe aufgelöset werden.

Weder dieser Abriß, noch die Widerlegung Tertullians, belehrt uns, wie Hermogenes seine Meinungen mit den Grundsätzen der jüdischen und christlichen Religion habe vereinigen können. Der eben genannte Schriftsteller setzt zwar denselben einige Gründe entgegen; beschäftigt sich aber mehr damit, die ungereimten Folgen, welche daraus fließen, aufzusuchen. Was vor eine ganz andere Quelle das Böse in der Welt habe, als die Materie, zeigt er dem Hermogenes nicht. Er hatte noch ein Buch wider ihn (de censu animae) geschrieben; das aber untergegangen ist. Die Anhänger desselben nannte er, wegen ihrer Lehre von der Ewigkeit der Materie, Materialisten, (materiarios); allein wer sie gewesen sind, und wie lange sie fortgedauert haben, dieses nebst andern Nachrichten, die zur Geschichte des Hermogenes zu gehören scheinen, ist alles sehr ungewiß. Mosheim hat (Comment. p. 432. sq.) einige Anmerkungen über das Lehrgebäude dieses Mannes gemacht; seine Schlüße jedoch etwas anders als Tertullianus vorgestellt.

Catechetische Schule zu Alexandrien, und andere Anstalten oder Veränderungen unter den Christen.

So viele Christen entfernten sich zu dieser Zeit von den Lehren ihrer Religion; allein das Unheil,

welches sie dadurch stifteten, war noch unbeträchtlich. Ihre Anhänger machten meistentheils nur sehr kleine Haufen aus; wenigstens immer sehr geringe, wenn man sie gegen die große, vermuthlich schon in allen Ländern des Römischen Reichs ausgebreitete Gemeine der Christen hielt, die ihrem ersten Glauben getreu blieb, die überall durch einerley Band, durch die Schriften der Apostel, an denselben befestigt wurde, und daher bald den Namen der katholischen oder allgemeinen Kirche, (das heißt, einer solchen, welche durchgehends in der Religion übereinstimmt,) mit Recht erhielt. Wenn einige Lehrer derselben neue Erläuterungen über das Christenthum wagten, die nicht eben die schicklichsten waren, wie man gesehen hat; so hüteten sie sich doch vor einem offenbaren Widerspruche gegen die Lehre Jesu und der Apostel, und ihre Einfälle vermischten sich schwerlich mit dem öffentlichen Unterrichte der gemeinen Christen. Die allermeisten christlichen Lehrer hatten noch keine andere Gelehrsamkeit, als die fertige Wissenschaft ihrer Religion. In die Sittenlehre der Christen waren einige Flecken gekommen, die, weil sie aus gutgesinnten, und übrigens reinen Gemüthern, entstanden, auch noch nicht sehr schädlich oder unauslöschlich waren. Zwar giebt es keine ausführliche Nachrichten von dem Leben der Christen in diesem Zeitraum, oder von den Würkungen überhaupt, welche ihre Religion bey so vielen Gelegenheiten und verschiedenen Arten von Menschen hinterlassen hat. Allein nach der bekanntern Aufführung zu urtheilen, welche die Christen damals bey ihrem äußerlichen Dienste Gottes, gegen ihre Mitbrüder, unter den Verfolgungen gegen ihre Feinde selbst, bey der Annäherung des Todtes, auch in ihren Schriften beobachtet haben: hat man Ursache genug, die Religion zu bewundern, welche augenscheinlich das Triebwerk von diesem allem war, und die Christen im Ganzen hochzuschätzen.

Sie sorgten unter andern auch sehr eifrig dafür, daß diese Religion zu einem mannichfaltigen Gebrauche möchte gelehrt werden; für sie selbst, zur beständigen Uebung und Ermunterung; für diejenigen unter ihnen, welche dereinst wieder öffentliche Lehrer derselben abgeben wollten; für ihre Kinder; für Heiden und Juden, welche eine Neigung bezeigt hatten, sie anzunehmen; und für eben diese Religionsverwandten, wenn sie dieselbe noch verachteten, oder gar verfolgten. Von diesen Bemühungen enthält zum Theil schon das vorhergehende Zeitalter Spuren; oder das gegenwärtige, welches sich dem Jahre 200 der christlichen Zeitrechnung nähert, macht dieselben zuerst kenntlicher. Daß besonders die Kinder der ersten Christen von ihren Eltern selbst in der Religion unterwiesen worden sind, leidet keinen Zweifel. Bald aber wurden Schulen für dieselben angelegt, in denen ein Aeltester, bisweilen wohl selbst ein Bischof lehrte.

Von diesen waren diejenigen Schulen oder Anstalten unterschieden, welche zum Besten der **Catechumenen** oder **Lehrlinge** im Christenthum waren errichtet worden. Als noch die Apostel und ihre ersten Schüler das Evangelium, von göttlichen Gaben unterstützt, verkündigten, und in sehr kurzer Zeit große Schaaren von Juden und Heiden bewogen, dasselbe anzunehmen; da wurden alle sogleich getauft, die sich erklärten, daß sie ihr Leben bessern, und an **Jesum** glauben wollten. Man rechnete vermuthlich darauf, daß die Rührung, welche der Anblick so vieler und ausnehmender Wunder, überhaupt aber die erste Kraft der Religion bey ihnen erzeugte, ernstlich und aufrichtig seyn müsse: zumal bey der Verachtung und den Gefahren, denen sie sich durch ihren Entschluß aussetzten. Ihre Menge selbst war ein Hinderniß, daß man ihnen keinen längern Unterricht gönnen konnte: die Vorurtheile also und falschen Meinungen, welche bey vielen derselben mögen

übrig geblieben seyn, mußten ihnen erst nach und nach, da sie bereits getauft waren, benommen werden. Es würde auch den allerersten Christen überaus schwer gefallen seyn, eine etwas starke und feste Gemeine zu stiften, wenn sie ihre Mitglieder erst nach einer langen Vorbereitung angenommen hätten. Allein die folgenden Christen erkannten zeitig, wie nothwendig es sey, diejenigen eine zeitlang zu prüfen, und belehren zu lassen, welche ein Verlangen äußerten, in ihre Gemeine zu treten. Es war ihnen viel daran gelegen, solche Leute darein aufzunehmen, welche die Grundsätze ihrer Religion richtig einsahen, und mehr als eine vorübergehende Lust zu dieser wichtigen Veränderung bey sich spürten. Vielleicht waren sie auch durch schlimme Beyspiele dieser Art gewarnet worden: es ist glaublich, daß manche solcher neuen Christen geschwind wieder zu ihrer alten Religion abgefallen sind, indem sie der christlichen noch nicht ihr ganzes Herz ergeben, sie nicht einmal völlig gefaßt hatten; oder daß es darunter neugierige, boshafte Kundschafter gegeben hat, welche nur den Glauben und die Verfassung der Christen erfahren wollten, um sie verlachen, ohne ihnen schaden zu können.

Genug daß man mit vieler Wahrscheinlichkeit glauben kann, es sey gleich nach den Zeiten der Apostel mehr Behutsamkeit hierinne eingeführt worden. Man ließ diejenigen, welche vorgaben, daß sie Christen werden wollten, noch eine geraume Zeit in einiger Entfernung von den Christen stehen: in diesem Stande hießen sie **Lehrlinge**, (Κατηχέμενοι) **Hörende** oder **Zuhörer**, (audientes, auditores,) weil sie nur den Vortrag der Religion anhören, aber keine Rechte der eigentlichen Christen ausüben durften. Diese Zeit, in welcher man die Redlichkeit ihrer Gesinnungen erforschte, ihnen einen faßlichen Unterricht gab, und die Religion auf alle Art ehrwürdig machte, dauerte nicht bey allen gleich lang.

Das

Das Betragen und die zunehmenden Kenntnisse des Lehrlings, erst in spätern Zeiten Kirchengesetze, bestimmten dieselbe. Eben so haben auch verschiedene Gebräuche, welche man gegen die **Catechumenen** beobachtet hat, insonderheit die Eintheilung derselben in gewisse Gattungen und Stufen, allem Ansehen nach einen weit jüngern Ursprung. Ueberhaupt wurden sie den getauften Christen, welche man **Gläubige** (πιστοι, fideles) nannte, entgegengesetzt: und daher kam auch der Unterscheid zwischen **vollkommenen** und **unvollkommenen** Christen (τελειοι, ατελεστεροι) auf. Derjenige, welcher diese Neulinge in der christlichen Religion unterrichtete, führte den Namen eines **Catecheten** oder **Catechisten**, ingleichen eines **Lehrers der Hörenden**, (doctor audientium.) Allein er wurde nicht bloß aus den öffentlich bestellten Lehrern oder Dienern der Kirche genommen: auch andere geschickte Christen verwalteten manchmal dieses Amt. Man kann von den **Catechumenen** der Christen, deren erstes Aufkommen hier beschrieben worden ist, Sammlungen und Anmerkungen aus den Alten bey vielen neuern Schriftstellern, vorzüglich auch beym **Gabr. Aubespine**, (Albaspinaei Observat. de veter. Ecclesiae ritibus, an sehr vielen Orten,) und in einer Schrift des **Tobias Pfanner**, (Libro de catechumenis antiquae Ecclesiae, Vinar. 1688. 12.) beysammen antreffen.

Die Aehnlichkeit des Namens mit einer andern Anstalt der Christen, welche gegen das Jahr 180 berühmt zu werden anfieng, mit der **catechetischen Schule zu Alexandrien**, hat die ziemlich herrschende Meinung veranlaßt, daß auch in dieser eine Unterweisung für die **Catechumenen** ertheilt worden sey. Allein bey einer schärfern Aufmerksamkeit entdeckt man wohl, daß in derselben künftige Lehrer der Christen gebildet worden sind. Eine solche Fürsorge war zur Erhaltung des reinen Christenthums ungemein nützlich.

Sobald

Sobald die Wundergaben des apostolischen Zeitalters aufgehört hatten, oder doch eine Seltenheit geworden waren, mußte man desto mehr auf die ordentlichen Fähigkeiten, und eine durch Fleiß erworbene Geschicklichkeit bauen, wenn der christliche Glaube richtig und mit Nachdruck vorgetragen werden sollte. Eben derselbe wurde schon von so vielen verunstaltet, daß junge Christen sehr nothwendig eine Anweisung brauchten, sich zum Dienste der Kirche auf einem sicherern Wege tüchtig zu machen. Man hat bereits in einem Schreiben des Apostels **Paulus** (2 Brief an den Timoth. C. 2.) eine Spur zu finden vermeint, daß derselbe nicht allein selbst junge Geistliche unterrichtet, sondern diese Sorgfalt auch seinem Schüler empfohlen habe. Diese Stelle beweiset zwar eben so deutlich nicht, daß solche Pflanzschulen von beyden aufgerichtet worden sind; allein die Sache an sich in einer gewissen Einschränkung braucht keines Beweises. Den Apostel **Johannes** läßt **Irenäus** (adv. haeres. L. II. c. 22. ed. Mass. und beym **Eusebius** Hist. Eccl. L. III. c. 23.) nur den würklichen Lehrern der Christen in Klein Asien Unterricht geben; unterdessen kann man auch daraus weiter schließen: und eben dieses läßt sich auch von seinem Schüler **Polycarpus**, nach einer Erzählung des **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 20.) sagen. Es sind also vermuthlich gar bald, von Bischöfen besonders, welche Fähigkeit genug dazu besaßen, Schulen dieser Art angelegt worden, in denen sie oder ein Aeltester, diejenigen Jünglinge, welche dereinst in der Gemeine zu lehren wünschten, dazu vorbereiteten.

Eine darunter aber hat alle übrige durch den Ruhm ihrer Lehrer so sehr verdunkelt, daß wir nur ihre Geschichte etwas genauer kennen. Ihr Sitz war zu Alexandrien, der Hauptstadt Egyptens, und damals wegen ihrer vortheilhaften Lage an der See, der vornehmsten Handelsstadt in der Welt, die daher auch den

Zufluß

Zufluß auswärtiger Christen ungemein beförderte. So alt sie auch war; so hat doch das frühzeitig ausgestreuete Vorgeben, das **Hieronymus** (Catal. script. eccles. c. 36.) aufbehalten hat, als wenn sie der Evangelist **Marcus** gestiftet hätte, keinen hinlänglichen Grund. Die beyden ersten Lehrer, die sich durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit in derselben hervorthaten, waren, wie **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 10. 11.) berichtet, **Pantänus**, und nach ihm sein Schüler, **Clemens von Alexandrien.** Ihm widerspricht zwar ein christlicher Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, **Philippus Sidetes**, oder von Sida in Pamphylien gebürtig, der selbst an dieser Schule gelehrt hat, in einem vom **Heinrich Dodwell**, (Dissertat. in Irenaeum, p. 488. sq. Oxon. 1689. 8.) zuerst ans Licht gestelltem und erläutertem kleinem Stücke seiner großen allgemeinen Geschichte. Darinne macht er den **Athenagoras**, jenen verdienten Schutzredner der Christen, zum ersten Vorsteher der oftgedachten Schule; auf ihn läßt er den **Clemens**, der sein Schüler gewesen seyn soll, und auf diesen den **Pantänus** folgen, der vom **Clemens** soll unterrichtet worden seyn. Aber um das Zeugniß des **Eusebius**, das auch mit andern Umständen wohl vereinigt werden kann, umzustoßen, wird mehr erfordert, als die Erzählung eines Schriftstellers, den die Alten selbst so sehr verachten; dessen eigene Worte nicht einmal genau mehr vorhanden sind; der den **Athenagoras** in die Zeiten des **Adrianus** setzt, und dessen Herausgeber außer vieler Gelehrsamkeit noch mehr gezwungene Muthmaaßungen und partheyische Erklärungen anwenden muß, um seine Glaubwürdigkeit zu retten.

Aus der ganzen Beschreibung, die **Eusebius** von dieser Anstalt zu Alexandrien macht, begreift man leicht, daß sie nicht denen gewiedmet gewesen sey, welche erst die Anfangsgründe des Christenthums lernten. Er

nennt

nennt sie eine Schule der Gläubigen und der heiligen Wissenschaft; und an einem andern Orte (H. E. L. VI. c. 26.) giebt er es ebenfalls zu verstehen, daß getaufte Christen daran Antheil genommen haben. Was Pantänus zur Ausbreitung des Christenthums unter den Ungläubigen gethan hat, unterscheidet er deutlich von diesem Lehramte desselben. Seine und seiner Nachfolger gelehrte Gaben und Arbeiten, diese lange Reihe von Philosophen und Rednern, welche Vorsteher der Alexandrinischen Schule abgegeben haben, ist ein neuer Beweis ihrer Bestimmung. Man hat auch nicht unwahrscheinlich gemuthmaaßet, daß die so berühmte Gesellschaft heidnischer Gelehrten in dem Museum zu Alexandrien, welche bisher seit den Zeiten der Ptolemäer geblüht, und alle Theile der Gelehrsamkeit mit dem größten Nutzen unzähliger, die sich dahin verfügten, bearbeitet und vorgetragen hatte, daß dieselbe den Christen bald zu einem Muster der Nachahmung gedienet habe, so weit solches für ihre künftigen Lehrer brauchbar gewesen sey. Die neuere Bedeutung des Worts catechetisch, nach welcher es einen Unterricht anzeigt, der an Kinder oder andere Unwissende durch Fragen und Antworten ertheilt wird, findet hier keine Statt: jeder mündliche Unterricht hieß zu diesen Zeiten mit diesem Namen, (Κατήχησις.) Ein Catechet also zu Alexandrien war ein gelehrter Kenner der Religion, oder ein Theologe, ohne daß er darum nothwendig ein geistliches Amt bekleidete. Selbst Männer, die mit dem christlichen Alterthum sehr wohl bekannt waren, (unter andern Valesius ad Euseb. H. E. L. VI. c. 19. und Dodwell, Dissert. Cyprianic. VI. de presbyteris doctoribus, §. 11.) haben gleichwohl in diesem Catecheten einen Lehrer der Catechumenen gesucht: andere haben wenigstens behauptet, daß derselbe zugleich auch für diese bestellt worden sey. Allein die Folge der Geschichte wird diese Vermuthungen niederschlagen.

Pantä-

Pantänus, welcher die theologische Pflanzschule zu Alexandrien zuerst in einen ausnehmenden Ruf brachte, hatte sich anfänglich in der stoischen Philosophie sehr fleißig geübt. Nachmals aber nahm ihn der Eifer für die christliche Religion gänzlich ein. Gleich vielen andern also, welche sie zu dieser Zeit fortzupflanzen suchten, soll er bis nach Indien gegangen seyn, und daselbst bey einigen Christen die Evangelische Geschichte Matthäi gefunden haben, welche der Apostel Bartholomäus, als er daselbst das Christenthum verkündigte, in hebräischer Sprache sollte zurückgelassen haben. Diese Nachricht, deren Umstände Eusebius etwas zweifelhaft angiebt, vermehrt Hieronymus noch mit folgenden, daß Pantänus, auf Verlangen der Indianer, von seinem Bischoff Demetrius, zu ihnen geschickt worden sey, und das gedachte Evangelium bey seiner Zurückkunft nach Alexandrien gebracht habe. So wenig man zweifeln darf, daß Pantänus diese Reise unternommen habe: so ungewiß ist das übrige, was man von dem Lande, und von der Geschichte des Matthäus hinzusetzt; aber beydes ist schon an einem andern Orte, (Th. II. S. 137. 138. 189. 190.) berührt worden.

Hierauf bekleidete Pantänus die gedachte Lehrstelle zu Alexandrien. Er flößte daselbst zuerst der christlichen Jugend eine ungemeine Liebe zur heidnischen Philosophie und Gelehrsamkeit ein, und lehrte besonders die erstere mit dem Christenthum verbinden, wie man aus einem Schreiben des Origenes (beym Eusebius Hist. Eccl. L. VI. c. 19.) schließen kann. Justin der Märtyrer und andere seit seinen Zeiten, hatten zwar einigen Gebrauch von der griechischen Philosophie gemacht; sonst aber sie mehr getadelt als empfohlen. Dem Pantänus hingegen und seinen Nachfolgern zu Alexandrien hat dieselbe hauptsächlich so viele Freunde unter den Christen zu danken gehabt. Der Mißbrauch,

brauch, welcher bald mit dieser Philosophie bey der Erklärung der heiligen Schrift, und bey der Erläuterung oder Bestätigung des christlichen Glaubens begangen wurde, hat Gelegenheit gegeben, zu fragen, ob die Alexandrinische Schule, von der die Christen dieses philosophische Geschenk annahmen, ihnen mehr genützt oder geschadet habe? Allein sie scheinet doch der christlichen Kirche große und ununterbrochene Dienste geleistet zu haben; ohngeachtet einige ihrer Lehrer sich beträchtlicher Schwachheiten schuldig machten, und auch andere zu denselben verleiteten. Von den Auslegungen des **Pantänus** über die heilige Schrift, (einer Beschäftigung, in der ihm unter den ersten christlichen Lehrern eine der vorzüglichsten Stellen gebühren mag,) ist zwar nichts mehr vorhanden, als eine Stelle beym **Clemens von Alexandrien**, (in Eclogis ex Prophetar. scripturis, p. 1002. sq. ed. Potteri,) worinne er die Anmerkung vorträgt, daß die Propheten öfters die gegenwärtige Zeit anstatt der künftigen oder auch der vergangenen in ihren Schriften gebrauchten. Aus diesen abgerissenen Worten aber, die gehörig bestimmt eben so wohl eine gesunde Erklärungsregel enthalten, als sie übel angewandt worden sind, darf noch kein schlimmes Vorurtheil gegen seine biblischen Arbeiten gezogen werden.

Leben
und
Schriften des Irenäus,
Bischofs zu Lyon.

Alle berühmte Schriftsteller, welche die Christen bisher gehabt hatten, waren in den morgenländischen und griechischen Gemeinen aufgestanden: zu einem Merk-

Merkmale, daß diese weit blühender gewesen sind, als die in den mehr abendländischen Provinzen des Römischen Reichs gelegenen, wohin das Christenthum, wenn man Italien ausnimmt, noch nicht sehr lange gedrungen war. Zu eben dieser Zeit, zwischen den Jahren 170 und 200, bekam zwar die neugestiftete Gemeine zu Lugdunum in Gallien am **Irenäus** einen durch Gottseeligkeit und Schriften verdienten Lehrer; allein er war ebenfalls aus Asien dahin gekommen. In seiner ersten Jugend hatte er noch des Unterrichts und Umgangs einiger Schüler der Apostel genossen, besonders des **Polycarpus**, Bischofs zu Smyrna: daher man ihm auch selbst den Beynamen eines **Apostolischen** Lehrers ertheilt hat. Neben der christlichen Religionswissenschaft hatte er die Lehrgebäude aller philosophischen und ketzerischen Sekten überaus sorgfältig untersucht. Aus Klein Asien gieng Irenäus nach Lugdunum (oder Lyon): der dortige Bischof **Pothinus** ernannte ihn zum Aeltesten der Gemeine, und nach dem oben beschriebenen Tode desselben, im Jahr 177, wurde er zu seinem Nachfolger gewählt. Einige Zeit vorher war er von den Christen in Gallien an den Bischof zu Rom gesandt worden, damit der durch die **Montanistischen** Händel gestörte Kirchenfriede erhalten werden möchte. Als Bischof sorgte er mit vielem Eifer für die Verwahrung der christlichen Lehre vor allen Irrthümern dieser Zeiten, auch, wie es das Ansehen hat, sehr glücklich für die Bekehrung der Heiden in jener Gegend. Er starb im Jahr 202, oder etwas später; aber man hat keinen tüchtigen Beweis, daß er um der Religion willen sollte hingerichtet worden seyn.

Verschiedene seiner Schriften sind uns größtentheils nur dem Namen nach, aus dem Eusebius (Hist. Eccl. L. V. c. 20. 26.) noch bekannt. Zween Aeltesten zu Rom, die eine Spaltung in der Gemeine stifteten,

widerlegte er in zwey Schreiben: den **Blastus**, weil er behauptete, man dürfe das **Pascha** zu keiner andern Zeit, als mit den Juden, feyern; und den **Florinus**, welcher Gott zum Urheber des Bösen machte, nachher aber auf die Seite des **Valentinus** trat. Er setzte daher diesem noch eine besondere Schrift von den acht vornehmsten **Aeonen** der Valentinianer entgegen. **Irenäus** hatte auch eine kurze **Rede wider die Heiden**, einen **Beweis der Apostolischen Predigt**, und eine Sammlung **vermischter Abhandlungen** aufgesetzt, von welchen allen wir den Inhalt noch weit weniger wissen. Die Irrlehren des **Marcion** waren von ihm gleichfalls in einem eigenen Werke bestritten worden. Daß er das Schreiben der Gemeine zu Lyon und Vienne, welches schon im Auszuge mitgetheilt worden ist, verfertigt habe, ist eine nicht ganz verwerfliche Muthmaaßung.

Doch das wichtigste seiner Bücher ist gewissermaaßen noch vorhanden. Auf Verlangen eines Freundes, vermuthlich eines griechischen Lehrers, der die dunkeln und geheimnißvollen Lehrsätze der **Valentinianer** kennen wollte, damit er sie desto leichter zur Wahrheit zurückbringen, und hindern möchte, andere zu verführen; außerdem aber, um selbst ihren Fortgang in Gallien zu hemmen, entwickelte und widerlegte **Irenäus** das Lehrgebäude der **Valentinianer**, zugleich auch aller übrigen **Gnostiker**, in einem Werke von fünf Büchern. Diesem gab er die Aufschrift einer **Entdeckung und Zerstörung der fälschlich sogenannten Wissenschaft**, (ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδονύμου γνώσεως.) In den folgenden Zeiten hat man sich der Kürze wegen angewöhnt, es sein **Werk wider die Ketzer** zu nennen; wiewohl es keineswegs gegen alle Ketzer gerichtet ist, die bis auf seine Zeiten unter den Christen aufgekommen waren. Unterdessen, da die Gnostiker

den

den allergrößten und schädlichsten Theil derselben ausmachten, kann man es als das allererste fast vollständige historische und polemische Werk über die Ketzereyen unter den ältesten Christen betrachten: zumal da Irenäus, vom Simon Magus an, bis auf den Tatianus, alle Irrlehrer, die eine Aehnlichkeit mit den Gnostikern hatten, beschrieben hat.

Wenn man den größten Theil des ersten Buchs ausnimmt, den man noch griechisch lesen kann, so haben sich von der Urschrift der übrigen Bücher nur wenige Absätze und kleine Stücke erhalten. Dagegen kann man bloß eine alte lateinische Uebersetzung des ganzen Werks gebrauchen. Sie scheint sehr zeitig, etwan in den Gallischen oder Afrikanischen Gemeinen, wo die griechische Sprache nicht so üblich war, aufgesetzt worden zu seyn: denn es giebt Spuren, daß Tertullianus bereits sich ihrer bedient habe; wenigstens ist es gewiß, daß er zuweilen mit derselben gefehlt hat. Diese Uebersetzung aber ist so undeutlich, barbarisch und elend abgefaßt, daß ihr Urheber weder die griechische noch die lateinische Sprache, noch den Inhalt des Buchs selbst, genugsam muß verstanden haben. Irenäus selbst ist zwar oft ein dunkler Schriftsteller: er schreibt insonderheit mehr gedrungen als zierlich; allein die verworrenen und düstern Materien, welche er abhandelt, und in deren Aufklärung er keinen Vorgänger hatte, dienen zu seiner Entschuldigung. Man findet auch endlich wohl einen zusammenhängenden Verstand in der Ursprache des ersten Buchs, das von diesem Vorwurfe am meisten getroffen wird; der Uebersetzer hingegen hat das Werk an vielen Stellen unbrauchbar gemacht. Einen zufälligen Nutzen leistet jedoch die Arbeit des letztern: man lernt daraus eine von den lateinischen Bibelübersetzungen seiner Zeiten kennen, deren er sich bey vorkommenden Stellen der heiligen Schrift bedient hat.

In dem ersten Buche seines Werks also beschreibt **Irenäus**, nach einem Vorberichte von der Veranlassung desselben, die Lehrsätze der **Gnostiker**, vorzüglich aber der **Valentinianer**, und wiederum unter diesen besonders der Anhänger des **Ptolemäus**. Sehr weitläuftig werden gleich anfänglich die ausschweifenden Meinungen der **Valentinianer** von den **Aeonen**, ihrem Geschlechtsregister, der Schöpfung der Welt, und allem andern, was sie eigenes hatten, vorgestellt. Auch werden die Stellen der heiligen Schrift beygebracht, die sie zum Beweise ihrer Einfälle verdrehten: und der Verfasser beweiset an dem Anfange der evangelischen Geschichte des **Johannes**, wie grob dieser ihr Mißbrauch sey. Nun zeigt er, daß die Erfinder dieser Fabeln selbst unter einander uneins sind, und eben dadurch ein Zeugniß für die Wahrheit des Lehrbegriffs der allgemeinen christlichen Kirche ablegen.

Um diesen zuerst abzubilden, sagt er, „es sey der „von den Aposteln und ihren Schülern hinterlassene „Glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater, der „alles geschaffen hat; an Einen **Jesum Christum**, „den Sohn Gottes, der, um uns zu erlösen, ein Mensch „geworden ist; und an den heiligen Geist, welcher durch „die Propheten die göttlichen Anstalten, die Geburt, das „Leiden, die Auferstehung und Himmelfahrt unsers geliebten Herrn **Jesu Christi**, auch seine Zukunft vom Himmel, in der Herrlichkeit des Vaters, zur Auferweckung aller Menschen vom Tode, verkündigt hat, damit vor **Jesu „Christo**, unserm Herrn, und Gott, und Erlöser, und „Könige, sich alle Kniee im Himmel, auf Erden und „unter der Erde beugen, und alle Zungen ihn bekennen, „er aber ein gerechtes Gericht an allen ausüben möge; „so daß er die abgefallenen Engel und die gottlosen „Menschen zum ewigen Feuer verdamme, den Gerech-

„ten

„ten aber und Frommen Leben, Unverweslichkeit und eine „ewige Herrlichkeit schenke. „

Hier sieht man das erste kurz und deutlich zusammengefaßte Glaubensbekenntniß der alten Christen, in welchem vielleicht einzele Ausdrücke vom Irenäus herrühren; das Ganze aber von allen seinen Mitbrüdern bekannt wurde, und wie es sehr wahrscheinlich ist, auch von allen denen feyerlich angenommen werden mußte, welche in die christliche Gemeine traten. „Weder die in Germanien gestifteten Gemeinen, so fährt der Verfasser fort, noch die in Spanien und Gallien, in den Morgenländern, in Egypten, in Libyen, oder die mitten in der Welt befindlichen, (er versteht unter diesen vermuthlich die Gemeinen, welche mehr in der Mitte des römischen Reichs lagen,) glauben oder lehren anders.„ Dieses ist abermals die älteste Nachricht, die man von dem Ursprunge christlicher Gemeinen in Deutschland und Spanien hat; es ist aber auch alles, was man davon zuverläßig sagen kann, nämlich, daß sie schon zu diesen Zeiten vorhanden gewesen sind. Viele europäische Kirchen haben in den folgenden Jahrhunderten eben sowohl den Vorzug behaupten wollen, Apostel und Schüler derselben, oder Jesu selbst, zu Stiftern zu haben, als diejenigen, welche sie in Asien, Griechenland und einigen andern Gegenden angelegt hatten. Muthmaaßungen oder Erdichtungen von dieser Art sind, weil man sie gern und sehr lange geglaubt hat, nur mit großer Mühe in den neuern Zeiten aufgehoben worden. Es ist zwar schwer zu glauben, daß die christliche Religion von Rom aus, wo sie zeitig genug eine Gesellschaft von Anhängern gefunden hatte, nicht auch bald in Gallien und Spanien, ingleichen in dem Bezirke von Deutschland gegen die Donau und den Rhein zu, wo die Römer Pflanzstädte und Festungen besaßen, wenigstens bekannt sollte geworden seyn, und bey einzelen Personen Beyfall erlangt

haben. Schiffahrt und Seehandel konnten dieses auch an den Küsten von Gallien, Spanien und Britannien erleichtern. Allein man hat erzählt, daß **Paulus**, weil er nach Spanien zu reisen Willens war, dieses auch würklich gethan, und daselbst sowohl, als bey seiner Durchreise, in Gallien das Evangelium gepredigt habe; daß in Spanien auch der ältere **Jakobus**, und in Gallien **Philippus** nebst vielen Schülern der Apostel gelehrt haben, unter welchen **Dionysius**, der Beysitzer des Areopagus, der Stifter der Gemeine zu Paris gewesen sey. Von diesem allem kann nichts erwiesen werden. Die ersten christlichen Gemeinen in Gallien kommen, wie man bereits (S. 153.) gesehen hat, in der Geschichte erst unter dem **Marcus Aurelius** vor, und außerhalb Lyon und Vienne scheint es zu diesen Zeiten kaum andere in diesem Lande gegeben zu haben. Lehrer aus Gallien haben vermuthlich um gleiche Zeit einige Gemeinen in dem Römischen Deutschland gestiftet. Denn daß schon einige von des Apostels **Petrus** Schülern, **Eucharius**, **Valerius** und **Maternus**, in den Städten Cöln, Trier, Lüttich und andern mehr, das Christenthum fest gegründet haben sollten, ist ebenfalls nur eine fabelhafte Sage. **Irenäus** sagt zwar nichts von Gemeinen in Britannien; aber dasjenige bey Seite gesetzt, was man von der Ausbreitung der christlichen Religion in diesem Reiche durch den **Joseph von Arimathia** und einige Schüler der Apostel ersonnen hat; auch was alte Nachrichten von einem Könige in Britannien, **Lucius**, meldeten, der den Römischen Bischof **Eleutherus** um Lehrer des Christenthums ersucht haben soll, die würklich gekommen seyn, und daselbst ihrer Religion viele Anhänger erworben haben sollen: so könnte unter dieser unwahrscheinlichen Erzählung wohl ein wahrer Grund verborgen liegen. Das benachbarte Gallien hat vielleicht um diese Zeit auch Britannien Christen zugesandt, die ihren Glauben darinne

inne mit gutem Erfolge fortpflanzten. Bey allen diesen Untersuchungen, aus welchen so wenig Gewißheit entspringt, länger stehen zu bleiben, oder die übrigens gelehrten Schriften des **Launoi, Marca, von Hontheim, Uſſerius**, und anderer mehr, in denen sie angestellt worden sind, zu nennen, würde eben nicht lehrreich seyn. **Mosheim** hat (Commentar. p. 207 - 216.) beydes auf eine in der Kürze brauchbare Weise geleistet, und noch andere Vermuthungen beygefügt. Ein zum Theil nicht übel gerathenes Buch des **Johann Heinrich Urſinus**, über die älteste Kirchengeschichte Deutschlandes, (de Eccleſiarum Germanicarum origine et progreſſu, Noriberg. 1664. 8.) dient noch mehr dazu, den Wunsch rege zu machen, daß diese Geschichte in einem besondern Buche, hauptsächlich für diejenigen Christen in unserm Vaterlande, beschrieben werden möchte, welche die erste Freyheit und Unabhängigkeit der deutschen Kirche am wenigsten kennen.

Nachdem **Irenäus** den allgemeinen Glauben der Christen entworfen hat, setzt er noch hinzu, der Unterscheid zwischen den Christen, daß einer gelehrter und beredter sey, als der andere, hebe diese Uebereinstimmung im Glauben nicht auf, sondern bringe nur eine größere Geschicklichkeit in der Erklärung desselben hervor. Diese seine ganze Stelle ist ungemein merkwürdig. An dem Glaubensbekenntnisse, welches er mittheilt, erkennt man eine der ersten Grundlagen des nachmals sogenannten **apostolischen**. Man findet es ungekünstelt, in Worten der Apostel selbst verfasset, durch keine Bestimmungen der folgenden Lehrer erweitert und schwerer gemacht, in den Hauptlehren des Christenthums so fruchtbar, daß alle bisher entstandene Verfälschungen dieser Religion dadurch vermieden wurden, und auch alles, wozu die Christen noch verbunden zu seyn glaubten, als die Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, die Beobachtung

der von Jesu eingeführten Cärimonien, und die christliche Gottseeligkeit überhaupt, ungezwungen daraus herfloß. Zugleich wird offenbar den Lehrern das Recht abgesprochen, den Christen noch andere Glaubensmeinungen als nothwendig aufzudringen.

Mit dieser durchgängigen Uebereinstimmung der Christen im Glauben, vergleicht nun Irenäus die grosse Uneinigkeit der Valentinianer, indem er zeigt, daß Valentinus selbst, und seine Anhänger Secundus, Epiphanes, Ptolemäus, Colorbasus, und Marcus sehr weit von einander abgehen. Von dem letztern, seinen Zauberkünsten, oder vielleicht nur Gaukeleyen, bey dem Nachtmal Jesu; von der lasterhaften Lebensart desselben und seiner Schüler; von den räthselhaften Erklärungen der Buchstaben und Zahlen, die er vornahm; von den gewaltsamen Verdrehungen der heiligen Schrift, die bey dieser Parthey, welche man die Marcosianer nannte, üblich war; von ihrer seltsamen Cärimonie unter dem Namen der Erlösung, ihrer Vermischung des Taufwassers mit Oele, und vielen andern Dingen, welche sie betreffen, giebt der Verfasser sehr umständliche Nachrichten, und streuet auch zuweilen eine kurze Abfertigung ein. Gelegentlich führt er (c. 13.) Beyspiele von der öffentlichen Büßung grober Verbrechen an, die um diese Zeit in den christlichen Gemeinen, gleichsam als eine Genugthuung für das Aergerniß und die Beleidigung, die ihnen ein lasterhaftes Mitglied zugefügt hatte, beobachtet wurde. Sie äußerte sich in Thränen, Klagen, und vielen andern Zeichen des Schmerzens und der Reue: auch wurde sie oft, wie man hier findet, bis zum Ende des Lebens fortgesetzt. Diese Büßung, (μετάνοια, poenitentia) die von der Buße, welche die Protestanten nach den Grundsätzen Christi und der Apostel, aber mit einem unbequemen Worte, lehren, so sehr unterschieden ist,

heißt

heißt bey diesem Schriftsteller das Bekenntniß, (ἐξομολόγησις) ein nachmals allgemeiner Name derselben in der griechischen Kirche, weil sie sich mit einem öffentlichen Bekenntnisse anfieng, und alle jene Merkmale dasselbe bekräftigten. Um aber insonderheit zu beweisen, daß die ungeheuren Einfälle der Valentinianer aus den Irrlehren aller ältern Ketzer erwachsen sind, beschreibt Irenäus diese, nachdem er vorher die christliche Lehre von Gott und der Schöpfung, welche alle Ketzer verlassen haben, vorgetragen hatte, bis zum Ende dieses Buchs.

Bey der Widerlegung selbst, zu welcher er nunmehr übergeht, bedient er sich zuerst im zweyten Buche solcher Gründe, die aus der Natur der Sache und der Valentinianischen Irrlehren gezogen sind. So beweiset er, daß nur Ein Gott sey, der weder über noch unter sich einen andern Gott, ein anderes Grundwesen, oder etwas dergleichen, nach der Meinung der Gnostiker habe, daraus, weil, wenn man das letztere glaubte, Gott nicht alles in sich enthalten, noch unendlich seyn könnte; sondern vielmehr ein Fortgang ins Unendliche zugegeben werden müßte. Daß die Engel keineswegs die Welt wider den Willen des höchsten Vaters geschaffen haben; daß ihnen und dem vermeinten besondern Weltschöpfer Gott nicht habe unbekannt bleiben können; und daß so viele andere Lehren der Valentinianer falsch sind, thut er eben so leicht dar. Er wirft ihnen vor, daß sie ihre Grundsätze mit veränderten Namen von den Heiden geborgt hätten. Manche ihrer Einwürfe und Mißdeutungen biblischer Stellen beantwortet er zugleich. Da er unter andern zeigt, das dreyßigste Jahr, in welchem Jesus getauft worden, sey kein Sinnbild von dreyßig Aeonen gewesen, verfällt er in die Uebereilung, aus sehr schlechten Gründen zu behau-

pten, Jesus sey in einem Alter von fast funfzig Jahren gestorben.

In eben dieser Stelle, (c. 22. ed. Massuet.) sagt Irenäus von dem Heilande der Welt, er sey gekommen, alle durch sich selbst zu erlösen: „alle,„ fährt er fort, „welche durch ihn in Gott wiedergeboren „werden; die kleinern und die größern Kinder, „die Knaben, die Jünglinge, und die Männer; daher „ist er durch jedes Alter gekommen, und den Kindern „ein Kind geworden, um die Kinder zu heiligen.„ Man betrachtet diese Worte mit Recht als die erste deutliche, wenigstens überaus wahrscheinliche Spur in den Schriften der Kirchenlehrer, von der Gewohnheit der alten Christen, ihre Kinder zu taufen. Es ist wahr, daß sich Irenäus eines figürlichen Worts bedient, aus welchem man solches schließt. Allein dieses Wort, Neugebären, oder Wiedergebären, (ἀναγέννησις, παλιγγενεσία, regeneratio,) hatten die Christen als ein Bild der Taufe, selbst von Jesu (Evang. Gesch. Johan. C. 3.) und dem Apostel Paulus (Brief an den Titum, C. 3.) bekommen. Daher gebraucht es Justin der Märtyrer, wie in dem Auszuge seiner Schriften, (S. 27.) bemerkt worden ist, und Irenäus selbst in andern Stellen, (L. I. c. 21. L. III. c. 17. L. V. c. 15.) in gleichem Verstande. Historisch ist eigentlich die beygebrachte Stelle nicht vollkommen; unterdessen fällt doch durch die vorhergehende Anmerkung der Einwurf weg, als wenn Irenäus wohl von einer andern Art der Wiedergeburt, welche den Kindern durch Christum zu Theil würde, reden möchte. Eine andere Bedenklichkeit, die man dagegen angeführt hat, daß dieser Schriftsteller den Valentinianern und andern Gnostikern selbst wider sich Waffen in die Hände geben würde, wenn er behauptete, alle Kinder wären ihrer Natur nach so sehr verdorben, daß sie ohne Taufe keine Ver-

gebung

gebung ihrer Sünden erlangen kömten; indem dieses den Irrthum jener Ketzer begünstige, als wenn die Menschen von einem bösen Grundwesen geschaffen wären, und daher ihre Natur ganz und gar sündlich sey: dieses kann zwar auch aus dem Wege geräumt werden, wenn man die gewöhnlichen Erklärungen der Christen von einem angebohrnen sittlichen Verderben des Menschen zu Hülfe nimmt. Ob aber auch Irenäus solche Begriffe davon gehabt habe, darauf kann nur im folgenden aus seinem Werke selbst geantwortet werden. Es bleibt immer sehr glaublich, wenn gleich nicht unwidersprechlich gewiß, daß die Christen von den ersten Zeiten an, auch Kinder getauft haben. Diese Einweihung zu dem Glauben, den Pflichten und Rechten des Christenthums, konnte den Kindern, wenn man auch nicht mehr sagen will, noch weniger versagt werden, als Erwachsenen, welche aufrichtig darum anhielten. Schon ihre Geburt gab ihnen ein Recht dazu, wenn sie christliche Eltern hatten: und die Schicksale der Christen zu diesen Zeiten, da so viele Kinder frühzeitig ihrer Eltern durch Verfolgungen beraubt wurden, so viel verführendes in den Reizungen des Heidenthums war, konnten ebenfalls diesen Rath mit Nachdrucke ertheilen. Der Mangel an Nachrichten von der Kindertaufe bis gegen das Ende des zweyten christlichen Jahrhunderts, bringt nur einen schwachen Zweifel hervor. Außerdem daß in dem ersten Zeitalter der Kirche mehr erwachsene Juden und Heiden mögen getauft worden seyn, als Kinder, und also auch nur von der Taufe der erstern häufig gehandelt werden konnte; zumal in Schutzschriften gegen die Feinde des Christenthums: so ist es auch gewiß, daß ungleich mehrere Schriften der ältesten christlichen Lehrer untergegangen als übrig geblieben sind; vermuthlich also zugleich manche Stellen mit denselben, worinne dieses Umstandes gedacht wurde.

Irenäus ergreift übrigens die Gelegenheit, einige allgemeine gute Erinnerungen über die Untersuchungen in der Religion und Erklärungen der heiligen Schrift anzubringen. Er empfiehlt den Valentinianern, anstatt ihrer vorwitzigen Fragen und eingebildeten Kenntniß von Gott und allem, was er gethan hat, eine weise Unwissenheit. Wenn man, sagt er, Gott glaubt, ihn liebt, und gewiß weiß, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, gekreuzigt worden sey: so ist es besser, als sich wegen einer eiteln Spitzfindigkeit aufzublähen. Ein gesunder, vorsichtiger und Wahrheitliebender Verstand ist nur bereit, solche Dinge zu betrachten, und sich durch tägliche Uebung recht geläufig zu machen, welche Gott seinen Kräften völlig angemessen hat. Dergleichen sind Dinge, welche in die Augen fallen, welche offenbar und ohne alle Zweydeutigkeit in den göttlichen Schriften ausgedruckt sind. Nach solchen muß man also auch die Gleichnisse erklären; nicht aber die Dunkelheit derselben mißbrauchen, um deutliche Stellen und Lehren in Verwirrung zu setzen. Wir verstehen sogar von natürlichen Dingen manches nicht: kann es uns also wohl schwer fallen, in der heiligen Schrift, welche ganz geistig ist, einiges Gott zu überlassen, so wohl in dieser Welt, als in jener, damit Gott stets lehre; der Mensch aber immer von Gott lerne? Fragt jemand, (um ein Beyspiel zu geben,) was Gott gethan habe, ehe er die Welt schuf? so antworten wir, diese Frage könne Gott allein beantworten, und die heilige Schrift melde nichts davon. Eben weil die Ketzer Gott gar nichts überlassen wollten, sind sie auf so thörichte Meinungen gerathen. Und da sie das Wort Gottes und dessen Hervorbringung, eben so erklärten als dasjenige, was Menschen hervorbringen: so haben sie aus Gott ein zusammengesetztes Wesen gemacht. Denn Gott ist ganz Verstand und ganz Wort: was er denkt, das redet er, und was er redet, das denkt er.

Dabey

Dabey bleibt Irenäus noch etwas länger stehen. Mit unvernünftigem Stolze, so redet er die Valentinianer an, gebt ihr verwegen vor, daß ihr die unaussprechlichen Geheimnisse Gottes wisset; da doch der Herr selbst, der Sohn Gottes, gestanden hat, der Vater wisse allein den Tag und die Stunde des Gerichts. Daher dürfen wir uns auch nicht schämen, Fragen, die über uns erhaben sind, für Gott aufzubehalten. Wenn uns also jemand frägt, wie der Sohn von dem Vater hervorgebracht worden sey: so antworten wir, diese Hervorbringung, oder Zeugung, oder Benennung, oder Eröffnung, oder wie man sonst seine unaussprechliche Zeugung nennt, kennt niemand, als der Vater und der Sohn allein. Auch der menschliche Begriff einer Herauslassung ist nicht hinlänglich sie zu erklären. Eben so wenig können wir sagen, wie Gott die Materie hervorgebracht habe, und warum einiges, was er geschaffen hat, von ihm abgefallen sey. Davon unterdessen, daß der Vater, der alles mit dem Sohne gemein hat, gleichwohl allein die Zeit des Gerichtes weiß, läßt sich keine schicklichere und sicherere Ursache angeben, als diese, daß wir von dem Sohne lernen sollen, der Vater sey über alles, indem er selbst gesagt hat, der Vater sey größer als er. Der Verfasser sagt nicht ausdrücklich, wie die Neuern, daß dieses von der menschlichen Natur Christi zu verstehen sey.

Am Ende dieser Widerlegung der Valentinianer, bemerkt Irenäus, daß dieselbe auch gegen die übrigen gnostischen Ketzer gelte. Er wirft diesen Partheyen vor, daß keine wahren Wunder bey ihnen geschehen, und so wenig Todte von ihnen auferweckt würden, wie nicht allein Christus und die Apostel gethan hätten, sondern auch jetzt noch öfters unter den Brüdern, auf Fasten und Gebet der rechtgläubigen Kirche erfolgte, daß sie vielmehr die Möglichkeit der Sache gar leugneten, und nur die Erkenntniß der von ihnen

so

so genannten Wahrheit mit dem Namen einer Auferstehung der Todten belegten. Noch einmal versichert er bald darauf, daß die Schüler Jesu in seinem Namen noch immer Wunder verrichteten. Einige, schreibt er, vertreiben die bösen Geister völlig aus den Körpern; so daß diejenigen, welche von denselben gereinigt worden sind, oft glauben, und Mitglieder der Gemeine werden. Andere wissen künftige Dinge voraus, sie empfangen Gesichter und prophetische Reden. Noch andere heilen die Kranken durch Auflegung der Hände. Von den auferweckten Todten, welche nachmals viele Jahre mit uns gelebt haben, ist schon geredet worden. Kurz, man kann die wunderbaren Hülfleistungen nicht zählen, welche die Kirche in der ganzen Welt, der Gott die Gaben dazu verliehen hat, im Namen Christi ausübt, ohne jemanden zu betrügen, oder ihn um Geld zu bringen. Denn wie sie solches umsonst von Gott erhalten hat, so theilt sie es auch umsonst aus. (Diesem so deutlichen und ausführlich bestimmten Zeugnisse von der Fortdauer der Wundergaben unter den Christen noch um diese Zeit, das so zuversichtlich gegen die irrgläubigen Gemeinen, und mit einer Art von Aufforderung an dieselben, abgelegt wird, fehlt vielleicht nichts weiter, um vollkommen überzeugend zu seyn, als die Anführung einiger Beyspiele von Personen, an denen sich diese wundervollen Kräfte, nicht nur von den Christen, sondern auch von ihren Feinden, erkannt, gezeigt hatten.) In dem übrigen Theil dieses Buchs ist noch die Stelle (c. 34.) merkwürdig, worinne Irenäus mit andern christlichen Kirchenlehrern behauptet, die Seelen der Menschen wären nicht ihrer Natur nach unsterblich; sondern sie lebten nur so lange fort, als Gott wollte. Er leitet dieses aus dem Grundsatze her, der Wille Gottes müsse über alles unumschränkt herrschen, und alles müsse ihm unterthänig seyn.

Auf eine andere Art streitet er im **dritten Buche** mit den **gnostischen** Ketzern: nämlich aus der heiligen Schrift, besonders den Lehren der Apostel, und ihrer mündlichen Fortpflanzung unter den Christen. Zuerst merkt er an, daß diese Schriftsteller den christlichen Glauben nicht eher aufgezeichnet haben, als bis sie eine genaue und sogar außerordentlich von Gott beförderte Kenntniß desselben erlangt hatten: daher komme ihre Zuverläßigkeit, und wer ihnen, (er beschreibt insonderheit die vier Verfasser der Lebensgeschichte Jesu,) nicht Beyfall gebe, verachte **Christum** und seinen Vater selbst. Wenn man nun, setzt er hinzu, die Ketzer aus diesen Schriften widerlegt, so klagen sie solche selbst an, als wenn sie nicht richtig ausgedrückt wären, noch Ansehen genug hätten, als wenn ihr Vortrag veränderlich wäre, und die Wahrheit von solchen nicht darinne gefunden werden könne, denen die **fortgepflanzte Lehre** (traditio) unbekannt sey. Denn diese sey nicht schriftlich, sondern durch laute Worte vorgetragen worden. Daher habe auch **Paulus** gesagt: Wir reden die Weisheit unter den Vollkommenen; aber nicht die Weisheit dieser Welt. Und diese Weisheit nennt ein jeder unter ihnen dasjenige, was er selbst ersonnen hat; so daß die Wahrheit bald beym **Valentinus**, bald beym **Marcion** und andern zu suchen seyn würde. Wenn wir sie aber wiederum auf die **fortgepflanzte Lehre** verweisen, die von den Aposteln herrührt, und durch die auf einander folgenden Aeltesten in der Kirche aufbewahrt wird: so widersprechen sie auch derselben, indem sie sagen, sie hätten allein, weiser als die Aeltesten, ja selbst als die Apostel, die reine Wahrheit entdeckt.

Man hat bey dieser Stelle sehr wohl angemerkt, daß die ketzerischen Partheyen die allerersten unter den Christen gewesen sind, welche glaubten, die heilige Schrift sey nicht deutlich und vollständig genug; sondern

dern

dern man müsse noch manche mündliche Erklärungen der Stifter des Christenthums zu Hülfe nehmen, um dieses vollkommen einzusehen. Eine der gefährlichsten Meinungen, durch welche das ganze Gebäude dieser Religion verändert und erschüttert werden muß. Eben dieses war der Hauptnutzen von der schriftlichen Aufzeichnung der Lehren Jesu, daß die Christen stets gewiß seyn konnten, was zu denselben gehöre. Hielten sie noch Ergänzungen derselben vor nothwendig, die von einem Lehrer auf den andern seit den Zeiten der Apostel fortgepflanzt seyn sollten: so waren sie täglich der Gefahr ausgesetzt, sich unter diesem Vorwande neuerdachte Lehrsätze oder auch Erzählungen von Gott und seiner Art zu handeln, aufdringen zu lassen. Nicht als wenn der mündliche Unterricht der Apostel und ihrer Schüler einen geringen Werth gehabt hätte. Allein wie alle Nachrichten, welche bloß durch alte Sagen erhalten werden, zu leicht Verfälschungen leiden, die sie endlich ganz unkenntlich machen: so mußte es gar bald auch diesen ergehen. Lange schon hatte **Papias**, wie an einem andern Orte (Th. II. S. 346. fg.) angezeigt worden ist, eine Sammlung solcher Berichte verfertigt: und ihm war sie bereits mißlungen. Je weiter sich also die Christen von dem Zeitalter der Apostel entfernten, desto eher konnten vergrößerte, falsch verstandene oder gänzlich erdichtete Umstände und Gedanken, die einer dem andern mittheilte, auch wohl gutmeinend ausschmückte, sich unter jenen ehrwürdigen Namen einschleichen. Wenn die Christen bis auf diese Zeit von dergleichen Ueberbleibsalen, die wenigstens davor gehalten wurden, einen Gebrauch machten: so geschah es nur bey äußerlichen Anstalten und Einrichtungen ihrer Gemeinen, oder bey Meinungen, die nicht zu dem allgemeinen unentbehrlichen Glauben gerechnet wurden. So wollte man die Zeit der Feyerung des **Pascha** aus einer ungeschriebenen Verordnung der Apostel gelernet haben:

haben: und man war nicht einmal darinne mit einander einig, was sie hierüber verordnet hätten. Aber freylich konnten die Christen dem Vergnügen nicht entsagen, Gebräuche, welche sie nach und nach zu ihrer Religion hinzusetzten, vor ein Werk der Apostel anzusehen. Gleichergestalt hatten ehemals die Pharisäer unzählige Zusätze zu dem göttlichen Gesetze gemacht, und der Ehre genossen, sie eben so heilig als dieses beobachtet zu sehen. Die christlichen Lehrer verabscheueten noch einen solchen Mißbrauch, und sie waren vor demselben durch Bescheidenheit und Mäßigung eben sowohl gesichert, als durch den Grundsatz, daß die heilige Schrift alles kurz und verständlich geoffenbaret habe, was ein jeder Christ glauben müsse. Vorschriften solcher Art, die aus dem Munde der Apostel gekommen seyn, und, ohne aufgeschrieben zu werden, sich bey den christlichen Gemeinen erhalten haben sollten, begriff man zwar mit einem eigenen Nahmen, (παράδοσις, traditio) und das selbst in unsere Sprache aufgenommene Wort **Tradition** ist in dieser Bedeutung gewöhnlich worden. Allein die Schriftsteller der Christen bedienten sich jenes Ausdrucks noch in einem so vielfachen und weitläuftigen Verstande, den er auch Kraft seiner Abstammung leicht fassen konnte, daß man in diesen ersten Zeiten selten an den eben angegebenen denken darf. Oft heißt die **Tradition** bey ihnen nichts anders, als die Lehre Jesu und der Apostel, wie sie in der heiligen Schrift aufbehalten worden ist. Im **Irenäus** selbst (L. I. c. 10. L. III. c. 3.) stehen Beyspiele von diesem Gebrauche. Eben derselbe aber belegt mit gleichem Worte in der letztern Stelle die nur gedachten Lehren des christlichen Glaubens, in so fern sie auch mündlich fortgepflanzt worden sind. Eine vortrefliche Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung dieser mancherley Bedeutungen des Namens **Tradition**, hat längst ein großer Mann (Mart. Chemnitius, Exam. Concil. Trident. P. I. p. 60-87. Genevae, 1641. fol.)

nebst historischen Anmerkungen über die im engern Verstande sogenannte **Tradition**, (welche alte von einem Menschengeschlechte zum andern überlieferte Sagen und Lehren der christlichen Religion enthalten soll, mitgetheilt. Was nachmals **Jacob Basnage** (Hist. de l'Eglise, T. I. p. 472. sq.) über den Ursprung und die Geschichte der letztern gesammelt hat, ist auch nicht zu verachten.

Es fällt in die Augen, daß **Irenäus** bloß gezwungen dieses Mittel ergreift, neben der heiligen Schrift sich noch darauf zu berufen, daß die Lehren des Christenthums auch durch einen mündlichen Vortrag in den Gemeinen erhalten worden wären. Die **Gnostiker** nöthigten ihn dazu, indem sie außer jener ersten und einzigen Quelle des Glaubens, eine andere weniger reine in der geheimen **Tradition** lebender Christen von den Aposteln her, suchten, weil sie es sonst unmöglich fanden, ihre Irrthümer zu beschönigen. Daher beweiset er auch aus der mündlichen **Tradition** der rechtgläubigen Kirche nichts mehr, als die Gewißheit eben derjenigen Lehren, welche die Ketzer schon in den Schriften der Apostel antreffen konnten. Die letztern sind ihm ein hinlänglicher Beweis für die Wahrheit des oben angeführten christlichen Glaubensbekenntnisses; aber um seiner Gegner willen zeigt er noch besonders, woran man die von den Aposteln würklich herstammende mündliche Fortpflanzung der Religion erkennen müsse. „Alle, die das Wahre sehen wollen, sagt er, können in „jeder Gemeine die noch erhaltene und in der ganzen „Welt bekanntgemachte Lehre der Apostel erblicken. „Wir können die von den Aposteln eingesetzten Bischöfe, „und ihre Nachfolger bis auf unsere Zeit her zählen: „alle diese haben nichts von solchem Unsinn gelehrt oder „gekannt, als die Ketzer vorbringen. Hätten die Apo„stel versteckte Geheimnisse gewußt, welche sie besonders

„und

„und insgeheim nur den vollkommnern vorgetragen hät„ten, so würden sie solche gewiß vorzüglich denen bey„gebracht haben, welchen sie die Gemeinen selbst anver„traueten.„ Diese Methode, mit den **Gnostikern** zu streiten, war unverbesserlich: denn die von den Aposteln selbst erbaueten, bis auf diese Zeit von ihren Schülern befestigten Gemeinen, die auch allein die apostolischen Schriften ohne Verfälschungen annahmen, hatten das größte Recht, zu behaupten, daß auch ihr mündlicher Vortrag des Christenthums allein apostolisch sey. Warum aber eben dieser von einer solchen **Tradition** hergenommene Beweis in weit spätern Zeiten der Christen ohne eine Vergleichung mit der heiligen Schrift keine Kraft haben könne; davon hat man die Ursachen bereits gelesen.

„Da es jedoch, schreibt **Irenäus** weiter, für ein „solches Werk zu weitläufig ausfallen würde, die Folge „der Lehrer in allen Gemeinen herzurechnen: so nennen „wir bloß diejenige **Tradition**, welche die größte, älteste „und allen bekannte, von den beyden ruhmwürdigsten „Aposteln **Petrus** und **Paulus** zu Rom gestiftete Ge„meine, von den Aposteln empfangen hat, den Glauben, „welcher den Menschen verkündigt worden, und durch „die auf einander folgenden Bischöfe bis auf uns ge„kommen ist. Dadurch beschämen wir alle, welche auf „irgend eine Art, entweder aus Eigenliebe, oder aus „eitler Ehrbegierde, oder aus Blindheit und schlimmen „Grundsätzen, ungebührliche Versammlungen anstel„len, (praeter quam oportet colligunt.) Denn zu die„ser Gemeine muß sich wegen des vorzüglichern „(oder mächtigern) Ansehens, (potiorem oder potentio„rem principalitatem) die ganze Kirche, das heißt, „die Gläubigen aus allen Gegenden, versam„meln, weil darinne stets von den überall her zu„sammenkommenden Christen (ab his qui sunt undi-

„que) die Apostolische Tradition erhalten wor„den ist. „

Nichts hat in dem Werke des Irenäus heftigere Streitigkeiten veranlaßt, als diese Stelle, weil ein Theil der neuern Christen aus derselben diejenigen Rechte herleitet, welche die Römische Kirche, nach ihrer Meinung, über alle christliche Gemeinen seit den Zeiten der Apostel besitzen soll. So viel ist wohl außer Streit gesetzt, daß in Ansehung des Beweises, den hier der Verfasser führt, alle christliche Gemeinen von ihm einander gleich geschätzt werden. Sie haben alle noch, sagt er, die mündlich fortgepflanzte Lehre der Apostel. Er würde also die Ketzer gleich nachdrücklich widerlegt haben, wenn er sie nach Antiochien, Ephesus oder Smyrna verwiesen hätte. Aber er setzt ihnen nur die Lehre der vornehmsten abendländischen Gemeine entgegen: vermuthlich weil dieses das natürlichste für einen Mann war, der in Gallien schrieb. Darinne also, worauf die Ehre der christlichen Gemeinen hauptsächlich ankam, in der Beybehaltung des unverfälschten Glaubens der Apostel, hatte die Römische Gemeine keinen Vorzug vor den übrigen. Aber es kann doch nicht geläugnet werden, daß ihr Irenäus andere Vorzüge vor denselben beylege.

Sollten diese mit aller Zuverläßigkeit beurtheilt werden, so müßte man schlechterdings die Worte selbst wissen, deren sich dieser Schriftsteller bedient hat. Es ist sonderbar, daß man auf eine Stelle so viel zu bauen versucht, die nur in einer sehr schlechten, und eben in den Hauptworten (potiorem principalitatem) höchst undeutlichen und barbarischen Uebersetzung vorhanden ist. Man könnte unpartheyisch seyn, und dennoch sich weigern, diese Stelle, welche so vieler Vermuthungen bedarf, um einen geschickten Verstand zu erlangen, zu einer mühsamen Untersuchung, geschweige denn zu einem

Bewei-

Beweise zuzulassen. Andere Leser könnten sogar, weil sie in der Geschichte und den Schriftstellern dieser und der vorhergehenden Zeit nichts ähnliches von der Römischen Kirche finden, auf den Argwohn fallen, die gegenwärtige Stelle möchte von einem Verehrer dieser Gemeine entweder eingerückt oder doch verfälscht worden seyn. Allein man kann sie immer nehmen, wie wir sie jetzt vor uns haben: der Zusammenhang, in dessen Mitte sie steht, ist klar genug, um sie von mehr als einer Seite nützen zu können.

Was **Irenäus** zuerst an der Römischen Gemeine rühmt, hat keine Schwierigkeiten. Der Beyname **der ältesten**, den er ihr ertheilt, kann sich nur auf ihr Alter unter den abendländischen Gemeinen beziehen: denn so viele Gemeinen in den Morgenländern waren gewiß früher, als die zu Rom gestiftet worden. Diese Bemerkung scheint uns zugleich zu erinnern, in der ganzen Stelle nur an das Verhältniß der abendländischen Christen gegen die Gemeine zu Rom, nicht aller Christen in der Welt, zu denken. Ein Gallischer Bischof einer sehr jungen, vor kurzem erst durch die Verfolgung fast zu Grunde gerichteten Gemeine, konnte leicht von der Römischen, die er selbst besucht hatte, in den ehrerbietigsten allgemeinen Ausdrücken reden. Die übrigen Gemeinen in Italien, Gallien und andern Europäischen Ländern, sahen auch mit Recht die zu Rom als eine Führerinn an, bey welcher sie, als bey einer Tochter der Apostel, sich über Zweifel in der Religion belehren lassen konnten. Gesetzt aber, **Irenäus** verlange, daß alle christliche Gemeinen der Welt sich in gleicher Absicht an die Römische wenden sollten, (und dieses ist beym ersten Anblicke der Sinn seiner Worte;) so sind die Gründe dieser Forderung ganz und gar unverständlich. Er selbst versichert, daß so viele andere Gemeinen den apostolischen Glauben eben so rein aufbewahrt, eben sowohl

von den Aposteln Unterricht und Lehrer empfangen haben, als die Römische; gleichwohl sollte diese allein der Sammelplatz der ganzen Kirche seyn. Die Ursache, welche er angiebt, vermehrt diese Ungewißheit. Man weiß nicht, ob das vorzüglichere Ansehen (potior principalitas, wie sein unlateinischer Uebersetzer redet,) nur von der Größe, dem Alter, dem Ruhm und der apostolischen Stiftung der Römischen Gemeine entspringen soll: eine wahrscheinliche Erklärung, aus der aber, wenn man etwan die Größe ausnimmt, keine dieser Gemeine eigenthümlichen Vorzüge, noch weniger aber Rechte derselben über die andern Christen folgen würden. Oder soll man sagen, daß die angeführten Worte auf das Ansehen der Stadt Rom gehen, der Hauptstadt des Reichs, und die jährlich unzählige Christen aus allen Provinzen wegen ihrer Angelegenheiten an sich zog? Der Verfasser scheint zwar nicht von der Stadt, sondern von der Gemeine zu reden, zu welcher er alle Gläubige kommen läßt; allein der Zusatz selbst, daß die Christen aus allen Gegenden daselbst die apostolische Lehre erhalten hätten, steht in einer Verbindung mit Roms bürgerlichen Vortheilen. Es ist noch eine andere Muthmaaßung vorgebracht worden, für welche sich vieles sagen läßt: der Uebersetzer hat vielleicht ein Wort, das man vom Alterthum und auch vom Ansehen verstehen konnte, (ἀρχαιότητα) und das er in der erstern Bedeutung hätte nehmen sollen, in die letztere übergetragen. Hingegen hat diejenige Erklärung, welche in diesen Worten eine Herrschaft und Gesetzgebende Gewalt der Römischen Gemeine über die ganze christliche Kirche findet, nicht einen Schein von Beweisen in allem, was wir aus diesem und vielen folgenden Jahrhunderten von der Verfassung der christlichen Kirche wissen. Auch sieht man nicht einmal, wozu diese Herrschaft der Gemeine zu Rom hätte dienen sollen, da die Christen sich weder im Glauben, noch weit weniger in Ansehung der

äußerli-

äußerlichen Kirchenanstalten, andern Befehlen würden unterworfen haben, als welche Jesus und die Apostel hinterlassen hätten. Noch mehr: wenn würklich Irenäus der Römischen Gemeine ein so hohes Ansehen zugeschrieben hätte, so würde sie durch diese Neigung eines einzelen Lehrers nichts gewonnen haben: die Stimme der ganzen Kirche mußte ihr dasselbe zugestehen. Sogar wenn diese es ausdrücklich gethan hätte, so würde sie nur die Römische Gemeine ihrer Zeit so sehr geehrt haben, an der man noch den unveränderten Glauben der Apostel bemerkte; aber auf die folgenden Zeiten dieser Gemeine, deren Zustand sie nicht voraussah, könnte sich ihr Ausspruch nicht erstrecken. Es ist der Mühe werth, die Versuche, welche der Benediktiner **Maßüet** (Dissert. III. in Irenaeum, Artic. 4. p. 120. sq.) angewandt hat, diese Stelle nach den neuern Forderungen der Römischen Kirche auszulegen, mit demjenigen, was **la Placette**, (in veteris Ecclesiae sententia circa auctoritatem Rom. Pontif. in rebus fidei definiendis, p. 303. sq.) **Clericus**, (Hist. Eccl. p. 742. 764. sp.) und **Mosheim**, (Commentar. p. 260-263.) über dieselbe angemerkt haben, zu vergleichen.

Selbst die fernere Bestätigung, welche **Irenäus** dem vorgedachten Beweise wider die Ketzer ertheilt, ist ein sicheres Merkmal, daß er bey der Römischen Gemeine hauptsächlich nur auf die gewisse Erhaltung der apostolischen Lehren in derselben gesehen habe. Er führt deswegen ihre Bischöffe an, welche dafür gesorgt haben, vom **Linus** her, welchem **Petrus** und **Paulus** zuerst diese Würde anvertrauet haben sollen, bis auf den **Eleutherius**, der sie damals, (zwischen den Jahren 180 und 190,) bekleidete. Aber eben dieses, setzt er hinzu, ist auch in den Gemeinen zu Smyrna und Ephesus geschehen, welche gleichfalls von Aposteln errichtet, und von ihren Schülern ausgebauet worden sind. Von

dem Bischof der erstern, dem Polycarpus, erzählt er verschiedenes von dieser Art; aber auch, daß einige von ihm gehört haben sollten, der Apostel Johannes sey aus einem Bade, in welchem sich Cerinthus nebst ihm befand, eilfertig weggegangen, ohne sich zu waschen, aus Furcht, das Gebäude, worinne dieser Feind der Wahrheit sich aufhielt, möchte einstürzen. Vielleicht hatte Irenäus diese Nachricht, die dem Geiste eines Apostels nicht sehr anständig ist, von dem Sammler solcher kleiner Geschichten, dem Papias, bekommen. Er vermehrt sie noch mit einer harten Anrede des Polycarpus an den Marcion, und sagt, dieses Betragen überhaupt sey in der Erinnerung des Apostels Paulus gegründet, nach welcher man einen ketzerischen Menschen, wenn man ihn einmal oder zweymal bestraft hätte, meiden müsse. Ohne Zweifel verstand der Apostel nur diejenigen Irrenden, welche, gleich den Gnostikern, die heilige Schrift und die wichtigsten Lehren des Christenthums hartnäckig verwarfen.

Aus diesem allen zieht Irenäus den Schluß, daß man die Wahrheit nicht bey neuern Sekten, sondern in den Gemeinen suchen müsse, in welchen die Apostel gelebt haben. Hätten diese, sagt er, keine Schriften hinterlassen, so würde man sich bloß an den mündlich durch ihre Schüler fortgepflanzten Glauben halten müssen, wie es auch manche barbarische Völker gethan hätten, die sich keiner Schriften bedienten. Aber eben deswegen, weil der Verfasser dieses Mittels der Widerlegung nicht benöthigt ist, führt er die Gnostiker auf die heilige Schrift zurück. Er beweiset, daß die Apostel nur Einen Gott, von dem alles geschaffen worden, gelehrt, und sich nicht, wie die Ketzer vorgaben, nach den Irrthümern ihrer Zuhörer voll Verstellung gerichtet haben; daß dieses auch die Lehre der jüdischen Propheten gewesen sey, und daß die Einwendungen, die aus den

Wor-

Worten, Gott der Welt, und Mammon, hergenommen werden, ohne Stärke sind. Nachdem er alle vier Evangelische Geschichten zu seinem Beweise gebraucht hat, sucht er etwas spielend zu zeigen, daß eben so, wie es vier Gegenden der Welt und vier Hauptwinde giebt, auch nur vier solche Geschichten seyn können; ingleichen, daß diese Zahl auch durch die vier Thiere in der Offenbarung Johannis abgebildet werde. Die ähnliche Lehre der übrigen heiligen Schriftsteller entwickelt er gleichfalls, und thut dar, daß das Alte Testament dem Neuern nicht widerspreche. Weiter widerlegt er sowohl diejenigen, welche behaupteten, Paulus habe allein unter den Aposteln die Wahrheit erkannt, wobey er bemerkt, daß Lucas, sein Gefährte, dieses hätte erfahren müssen, wenn es gegründet gewesen wäre; als auch die Verächter des gedachten Apostels. Er beweiset auch aus den Schriften der Apostel, daß Jesus Christus nur eine einzige Person, der Sohn Gottes und ein wahrer Mensch gewesen sey; daß nicht Christus oder der Erlöser, sondern der heilige Geist, (den Irenäus den Thau Gottes nennt, und Anspielungen dieser Art in der heiligen Schrift auf denselben findet,) auf Jesum herabgekommen sey. Christus war kein bloßer Mensch: wir hätten sonst, nach der Meinung des Verfassers, die Unsterblichkeit nicht erlangen können. Er war ein Mensch, und auch das Wort; das Wort aber ruhte, damit er versucht und gekreuzigt werden könnte. An der göttlichen Zulassung des Sündenfalls erkennt Irenäus die Geduld, Gnade, Barmherzigkeit und Macht Gottes. Den Theodotion und den Aquila tadelt er, daß sie in ihrer Uebersetzung der Stelle des Jesaias von einer schwangern Jungfrau, eine junge Frau (νεανις) gesetzt hätten. Darüber verfällt er auf das Lob der alexandrinischen Uebersetzung des Alten Testaments, deren Geschichte er nach der fabelhaften jüdischen Sage erzählt. Mit Justin dem Mär-

tyrer und andern Kirchenlehrern glaubt er, sie wäre ihren Verfassern von Gott eingegeben worden, welches desto weniger zu verwundern sey, sagt er, da Gott auch dem Esra das Gesetz Mosis eingegeben habe, damit er es wieder ins Andenken bringen möchte. Gegen die Doketen zeigt er, daß Christus einen wahren Leib gehabt habe: und gegen den Tatianus, daß Adam durch Christum seelig geworden sey. Zu gekünstelte Betrachtungen stellt er über den Fall der Menschen und über die Menschwerdung Christi an. Das ewige Feuer soll nicht hauptsächlich für die Menschen, sondern für den Verführer derselben zubereitet worden seyn.

Bis hieher hatte Irenäus die Gnostiker besonders aus den Schriften der Apostel bestritten; jetzt verspricht er im vierten Buche, eben dieses aus den Reden Christi zu thun. Allein da er voraussetzt, daß die Reden Mosis und der übrigen Propheten, Reden Christi sind: so bedienet er sich auch jener. Den Einwurf, daß der Himmel, welcher Gottes Thron heißt, und die Erde, sein Fußschemel vergehen, und daß also Gott auch vergehen müsse, beantwortet er hinlänglich. Besonders fleißig erkläret er die Lehre von dem einzigen wahren Gott, und von dessen Sohne oder dem göttlichen Worte. Gott, sagt er, kann nicht gesehen werden; das Wort aber hat sich den Patriarchen und Juden gezeigt. Durch dieses allein kann man den Vater erkennen; so wie man auch ohne Wohlgefallen des Vaters den Sohn nicht erkennen kann; beyde aber sind Eines. Der Vater war bey der Schöpfung der Engel nicht benöthigt; sondern er hatte eine reichliche und unaussprechliche Bedienung, (ministerium.) „Denn sein „Sohn und seine Gestalt, (progenies et figuratio sua,) „das heißt, der Sohn und der heilige Geist, das Wort „und die Weisheit, dienen ihm bey allen Dingen; ih„nen aber dienen alle Engel, und sind ihnen unterwor„fen.„

„sen.„ Diese etwas ungeschickte Erklärung bringt Irenäus noch an mehrern Stellen bey. Der Mensch soll nach seinen Ausdrücken im Eingange dieses Buchs, durch die Hand Gottes, das ist, durch den Sohn und Geist gebildet worden seyn, zu welchen Gott gesagt habe: Laßt uns Menschen machen! Und gegen das Ende des Buchs behauptet er, der Mensch sey nach dem Wohlgefallen und Befehl des Vaters, durch die Arbeit und Schöpfung des Sohnes, und vom Geiste genährt und vermehrt, hervorgebracht worden. So wenig wußte sich selbst ein Schriftsteller, der die vermeynte tiefe Einsicht der Gnostiker in die Natur und die Werke Gottes mit Recht getadelt hatte, vor anstößigen Vorstellungen dieser Lehre ganz zu hüten; wiewohl er nur Ausdrücke der heiligen Schrift zu erläutern glaubte. Unter seinen nächsten Abhandlungen ist der Beweis, daß das Alte und Neue Testament einerley Urheber und Endzweck haben; daß auch Christus nicht das natürliche, in den zehn Geboten enthaltene, sondern nur das Mosaische Gesetz aufgehoben habe, damit die Menschen Gott mit mehrerer Freyheit und Zuversicht ihren Vater nennen könnten, wohlgerathen.

Diese Untersuchung gegen die Gnostiker, welche das Alte Testament nicht dem höchsten Gott zuschrieben, weil ihren Gedanken nach, die darinne verordneten Cärimonien desselben unwürdig wären, führt den Verfasser besonders auf die Opfer. Gott, sagte er, und beweiset es, forderte dieselben eigentlich von den Israeliten nicht zu seinem Dienste; sondern vielmehr Glauben, Gehorsam und Gerechtigkeit: und Jesus hat dieses gleichfalls bestätigt. „Er gab aber auch seinen Jün„gern den Rath, Gott die Erstlinge seiner Geschöpfe „darzubringen: nicht als wenn er derselben bedürfe; „sondern damit sie weder unfruchtbar noch undankbar „seyn möchten. Daher nahm er das geschaffene Brodt,

„dankte

„dankte und sagte: Dieses ist mein Leib. Gleicherge„stalt bekannte er, daß der Kelch, der aus einem irdi„schen Geschöpfe besteht, (qui est ex ea creatura quae „est secundum nos,) sein Blut sey, und lehrte eine neue „Darbringung oder Opferung (oblationem) des Neuen „Testaments, welche die Kirche von den Aposteln empfan„gen hat, die auch in der ganzen Welt Gotte, der uns Nah„rungsmittel verleihet, die Erstlinge seiner Geschenke „im Neuen Testamente darbringt. „ Der Prophet **Malachias** hat dieses schon vorhergesagt, fährt **Irenäus** fort, indem er (C. I. v. 10. 11.) im Namen Gottes versichert, die Juden würden aufhören, zu opfern, und dagegen würde man Gott an allen Orten Räucherwerk und reines Opfer darbringen; sein Name werde auch bey allen Völkern verherrlicht werden. Dieser Name sey kein anderer, als der Name **Jesu Christi**, und das Räucherwerk erkläre **Johannes** in der Offenbarung durch die Gebete der Heiligen. Wir müssen, sagt **Irenäus** weiter, Gott etwas darbringen oder opfern, (oblationem facere) und Gott unserm Schöpfer in allen Dingen uns dankbar bezeigen, indem wir ihm in reiner Lehre, in unverstelltem Glauben, in fester Hoffnung und brennender Liebe die Erstlinge seiner Geschöpfe darbringen. Dieses Opfer bringt die Kirche allein auf eine reine Art dem Schöpfer dar; die Juden aber können es nicht thun, weil sie blutige Hände haben, und das Wort nicht annehmen, durch welches Gott geopfert wird. Auch die Ketzer können solches nicht darbringen, weil sie von Gott und seinem Sohne irrig lehren, und die Auferstehung der Todten läugnen. „Wir aber „bringen Gott dar, was ihm eigen ist, indem wir auf „eine schickliche Art sowohl die Gemeinschaft und Ei„nigkeit des Vaters und Sohnes lehren, als auch die „Auferstehung des Leibes und Geistes bekennen. Denn „gleichwie das irdische Brodt, wenn die Anrufung „Gottes dazu kommt, nicht mehr gemeines Brodt, son„dern

„dern das Danksagungsmahl (εὐχαριστία) ist, und „aus zwey Dingen besteht, aus dem Irdischen und „Himmlischen: so sind auch unsere Körper, wenn sie das „Danksagungsmahl genießen, nicht mehr verweslich; „sondern haben die Hoffnung einer Auferstehung zur „Ewigkeit. — Der Altar ist im Himmel, (so beschließt der Verfasser diese Abhandlung:) „denn dahin ist unser „Gebet, und was wir darbringen, gerichtet.„

Betrachtet man die Absicht und den Zusammenhang dieser ganzen Stelle, so hat sie kaum eine besondere Auslegung nöthig. Aber weil jede von den neuern Hauptgemeinen der Christen ihren Lehrbegriff von dem Abendmahl Jesu darinne gesucht hat, ist es dienlich, einiges zur Erläuterung derselben beyzufügen. Irenäus spricht von einem Darbringen oder Opfern (προσφορὰ, oblatio) der Christen beym heiligen Abendmahl. Die Apostel und Jesus selbst hatten dieser Handlung gar nicht gedacht. Ein eigentliches Opfer kann hier am wenigsten verstanden werden: denn Jesus hat sich einmal nur durch seinen Tod für die Menschen Gott geopfert, und die Christen, welche aller jüdischen Verbindlichkeit zu opfern entlassen worden sind, sollten vielmehr selbst im Abendmahl den Leib und das Blut Christi dargereicht bekommen, als daß sie Gott etwas darinne opfern müßten. Aber offenbar hat Irenäus unter diesem Worte bloß das Gebet begriffen, mit welchem die Christen Gott für das Brodt und den Wein, welche zum Genuß des Abendmahls abgesondert wurden, dankten, ihm diese Gaben besonders wiedmeten, und ihn baten, daß er sie zu dem bestimmten Gebrauche heiligen möchte. Hat gleich Irenäus diese Gewohnheit zu gezwungen in einer Stelle des Malachias gesucht; so ist doch übrigens an derselben nichts zu tadeln. So wie die freywilligen Beyträge der Gläubigen zum Unterhalte der Armen, und zum Theil auch der Lehrer, ein

Darbrin-

Darbringen oder Opfern in diesen Zeiten der Kirche hießen: so konnte auch die Hinlegung des Brods und Weins, von welchem das heilige Abendmahl gehalten werden sollte, zumal mit Gebete begleitet, gar wohl diesen Namen führen. Dieser Gebrauch war, wie es scheint, eine Nachahmung von jüdischen Gewohnheiten, deren Spuren selbst in der Einsetzungsgeschichte des heiligen Abendmahls vorkommen: und er ist also wohl zeitig durch die bekehrten Juden in den christlichen Gemeinen eingeführt worden. Man kann diese Erklärung des Darbringens oder Opferns, von welchem **Irenäus** redet, auch durch eine völlig ähnliche Stelle **Justins** in seiner großen Schutzschrift, die bereits (S. 28.) angeführt worden ist, bestätigen. Alles aber streitet dagegen, wenn man glauben wollte, daß er ein Opfern des Leibes und Blutes **Jesu** selbst beschreibe. Die würkliche Gegenwart von beyden im heiligen Abendmahl lehrt er desto deutlicher: und sein Schluß, daß dadurch auch der Leib des Menschen genährt, und also unverweslich werde, ist zwar nicht gegründet; man sieht aber auch hieraus, daß er keine Verwandlung des Brodtes und Weines in den Leib und das Blut **Jesu Christi** habe voraussetzen können. Ueber diese mehr bestrittene als streitige Meinungen des **Irenäus**, hat **Maßüet** (Dissert. III. in Iren. Artic. 7. p. 139. sq.) mühsam und mit vieler Geschicklichkeit, dem Lehrbegriff seiner Kirche einen Anstrich zu geben; mit überwiegender Gründlichkeit hingegen, und vielen schätzbaren Anmerkungen **Christoph Matthäus Pfaff**, (Not. in Irenaei Fragmenta anecdota, p. 39. sq. Hagae 1715. 8. et Dissert. de oblatione Eucharistiae in primitiva Ecclesia usitata, ibid. p. 161. sq.) geschrieben.

Nach dieser Abhandlung fährt **Irenäus** wieder fort zu beweisen, daß man außer dem einzigen Gotte keinen andern mit den **Gnostikern** suchen dürfe. Obgleich

gleich derselbe unsichtbar und unbegreiflich ist; so erkennt man ihn doch genugsam aus seinen Werken: und sein Wort, das, so wie die Weisheit oder der Geist, stets bey ihm war, hat sich den Menschen auf mancherley Art gezeigt. So ist Gott durch den Geist der Weißagung, und durch den Sohn nach einer Annehmung an Kindes-Statt gesehen worden: und er wird im Himmelreich väterlich gesehen werden, indem der Geist den Menschen in dem Sohne Gottes vorbereitet, der Sohn ihn zum Vater führt, der Vater aber ihm Unverweslichkeit zum ewigen Leben schenkt, welches einem jeden dadurch zu Theil wird, daß er Gott sieht. Denn gleichwie diejenigen, welche das Licht sehen, innerhalb des Lichts sind, und an der Klarheit desselben Theil nehmen: so gilt solches auch von denen, welche Gott sehen; seine Klarheit macht sie lebendig. Indem der Verfasser die verschiedenen Gesichter, Reden und Würkungen durchgeht, Kraft deren die Propheten Gott gesehen haben, bringt er auch allegorische Erklärungen der heiligen Schrift bey, worunter diejenige die abgeschmackteste ist, welche ihn in den drey Kundschaftern (so vergrößert er die Zahl der Geschichte,) die von der Hure Rahab aufgenommen wurden, den Vater, Sohn und heiligen Geist finden läßt. Er führt auch mit den Worten: „Die „Schrift spricht also wohl, welche sagt,„ eine Stelle aus dem Hirten des Hermas, und gleich darauf andere aus den heiligen Schriftstellern von der Einheit Gottes an: ohne daß man sagen könnte, er habe jene mit diesen völlig in Eine Klasse gesetzt. Das Buch des Hermas wurde von vielen mit Beyfall gelesen: auch sonst rückt Irenäus oft Stellen eines ungenannten ältern Lehrers, zur Erläuterung oder Widerlegung der Ketzer, ein.

Er zeigt darauf, daß der Glaube Abrahams mit dem christlichen einerley gewesen sey, und sucht wieder in verschie-

verschiedenen jüdischen Begebenheiten Vorbilder von Christo und seiner Kirche. Christus ist nicht bloß um derer Willen gekommen, (dieses sind seine Worte,) welche zu den Zeiten des Kaisers Tiberius ihm geglaubt haben: auch hat der Vater nicht bloß für die jetztlebenden Menschen Sorge getragen; sondern für alle Menschen, welche vom Anfange her wegen ihrer Tugend in ihrer Geburt Gott gefürchtet und geliebt haben, mit ihrem Nächsten gerecht und fromm umgegangen, und begierig gewesen sind, Christum zu sehen, und seine Stimme zu hören. Die Lehren der Propheten haben den Aposteln ihren Unterricht bey den Juden sehr erleichtert; wiewohl diesen immer ihr Gesetz einer Fabel ähnlich zu seyn scheint, weil ihnen die Erklärung von der Zukunft des Sohnes Gottes in die Welt mangelt. Um diese richtigen Auslegungen muß man nur diejenigen Bischöfe fragen, welche von den Aposteln her unverrückt auf einander gefolgt sind. Während des fortgeführten Beweises, daß Ein Gott und Ein Glaube im Alten und im Neuen Testamente sey, bemerkt der Verfasser auch, (c. 27.) der Herr sey unter die Erde (in ea quae sunt sub terra) herabgefahren, und habe auch daselbst denen, die an ihn glaubten, seine Zukunft verkündigt, mit beygefügter Vergebung der Sünden, nämlich denen, die bisher auf ihn gehofft hatten. Ferner beantwortet er die Gründe aus der biblischen Geschichte, mit welchen die **Marcioniten** darthun wollten, daß Gott der Urheber des Bösen sey, wie unter andern aus der Beraubung der Egyptier durch die Israeliten, wobey er, unter richtigen Anmerkungen, auch diese sonderbare und unverständliche macht: „Haben nicht auch die Gläubigen, welche sich an dem kaiserlichen Hofe befinden, ihre Geräthschaften von dem Eigenthum des Kaisers? Die Heiden sind gewissermaaßen unsere Schuldner: was sie durch Arbeit erwerben, genießen wir, weil wir im Glauben sind, ohne Arbeit.„ Aus der Erfüllung

der

der Weißagungen der Propheten, wird noch besonders erwiesen, daß sie von eben dem Gott begeistert worden sind, der Christum gesandt habe.

Aber die Meinung der Ketzer, daß einige Menschen von Natur gut, andere böse wären, greift Irenäus mit vorzüglichem Eifer an. Er behauptet dagegen, daß Gott dem Menschen, so wie den Engeln, die auch vernünftig wären, das Vermögen zu wählen ertheilt habe; so daß diejenigen, welche ihm gehorcht hätten, mit Recht Besitzer des Guten wären, das ihnen Gott zwar gegeben, sie aber sich selbst erhalten haben; die ungehorsamen aber hätten mit Recht am Guten einen Mangel und verdienten Strafe, weil sie es nicht sorgfältig genug bewahrt hätten. **Alle Menschen wären von einerley Natur, gar wohl fähig, das Gute zu behalten und zu würken; aber auch fähig, es wieder zu verlieren, und nicht zu thun.** Daher würden auch von wohlgesinnten Menschen, wie viel mehr denn von Gott, manche gelobt, und empfingen ein würdiges Zeugniß, daß sie das Gute gewählt hätten, und dabey geblieben wären; andere hingegen würden angeklagt, und litten einen verdienten Schaden, weil sie das Gute verworfen hätten. Eben deswegen hätten die Propheten die Menschen ermahnt, gerecht zu leben, und Gutes zu würken, weil dieses an uns liege, und wir durch viele Nachläßigkeit vergeßlich geworden wären, und also guten Rath nöthig hätten, den uns auch der gute Gott durch die Propheten gegeben hätte. Aus den Ermahnungen Christi könne man sehen, daß der Mensch seinen freyen Willen habe: sonst hätten auch Christus und die Apostel den Menschen nicht rathen können, manches zu thun, manches aber zu unterlassen. Diese Freyheit vergrößere selbst die Ehre des Sieges, welche wir über alle Hindernisse des Christenthums erhielten. Wollte man sagen, warum Gott nicht vom Anfange her den Men-

schen habe vollkommen schaffen können? so müsse zwar gestanden werden, daß Gott alles möglich sey; allein Geschöpfe wären der Vollkommenheit nicht fähig. Unterdessen sey es die Schuld der Menschen, daß sie sich durch einen guten Gebrauch, ihrer Freyheit zu wählen, der Vollkommenheit nicht näherten. — Dieser gesammte Vortrag des **Irenäus**, mit dem man noch eine andere Stelle (c. 28.) vergleichen kann, stimmt mit demjenigen, welchen man in den folgenden Zeiten die Lehre von der Erbsünde, und von dem verlornen freyen Willen des Menschen genannt hat, eben nicht überein. Doch darf auch dieses nicht verschwiegen werden, daß einige Stellen in seinem Werke vorkommen, (unter andern L. V. c. 1. 19.) welche sich einigermaßen auf den Sinn der erstgedachten Lehre zielen lassen.

Endlich bestimmt **Irenäus** das fünfte Buch seines Werks dazu, die **Gnostiker** durch die noch übrigen Lehrstellen **Christi** und der Apostel zu widerlegen. Gegen die **Valentinianer** und **Ebioniten** beweiset er zuerst, daß uns **Christus** allein über göttliche Dinge habe belehren können, und daß er nicht bloß dem Scheine nach ein Mensch geworden sey. Gleichwie, schreibt er, im Anfange unserer Bildung (plasmationis) in **Adam**, der göttliche Hauch des Lebens, mit dem Körper vereinigt, den Menschen beseelet, und ein vernünftiges Thier gezeugt hat: so hat am Ende das Wort des Vaters, und der mit dem alten Wesen der Bildung **Adams** verbundene Geist Gottes einen lebendigen und vollkommenen Menschen hervorgebracht, der den vollkommenen Vater fassen kann. Wider die **gnostischen** Ketzer behauptet er hierauf die Auferstehung des menschlichen Leibes aus dem Grunde, weil, wenn diese nicht Statt finden sollte, uns auch **Christus** nicht mit seinem Blute erlöset hätte, und weder der Kelch im heiligen Abendmahl eine Gemeinschaft seines Blutes, noch das Brodt, wel-

welches wir brechen, eine Gemeinschaft seines Leibes seyn würde. Die ganze weitläuftigere Stelle ist zwar einer schon angeführten sehr ähnlich: aber in der Betrachtung noch merkwürdig, weil sie dasjenige deutlicher bestätigen hilft, was von dem Verstande der erstern angemerkt worden ist. Der Verfasser führt den Beweis für die Auferstehung auch aus der Allmacht und Weisheit Gottes, und bedienet sich außerdem, um sie desto wahrscheinlicher zu machen, des langen Lebens der Patriarchen, der Versetzung des Henoch und Elias mit ihren Körpern in den Himmel, und der Erhaltung der drey Männer im feurigen Ofen. Es wird aber, setzt er hinzu, der ganze Mensch seelig werden, nicht bloß die Seele und der Geist. Denn der vollkommene Mensch besteht aus einer Vermischung und Vereinigung der Seele, welche den Geist des Vaters annimmt, und ist mit jenem Fleische vermischt, welches nach Gottes Bilde geschaffen worden ist. Er glaubt also, daß der Mensch aus drey Theilen zusammengesetzt sey, und beruft sich auf den Apostel Paulus, der (1 Br. an die Christen zu Thessalonich, C. 5.) eben dieses gelehrt haben sollte. Daraus, daß Christus im menschlichen Körper auferstanden ist, zieht er die Folge, daß diesem auch an uns, nicht aber unsern übrigen Theilen, eine Auferstehung bevorstehe; und die Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes sieht er als eine Vorbereitung zu unserer Unsterblichkeit an. Er beantwortet den Einwurf, welchen die Ketzer gegen diese Lehre aus einer Stelle Pauli (1 Br. an die Christen zu Corinth, C. 15, v. 50.) nahmen zulänglich, und erkläret auch sonst die gedachte Lehre nicht ungeschickt, wenn er gleich bisweilen auf unerweisliche Spitzfindigkeiten verfällt. Die von Christo geheilten Kranken und auferweckten Todten stellt er auch als einen sinnbildlichen Beweis der künftigen Auferstehung vor.

Immer kommt er wieder auf die Einheit Gottes und des Schöpfers aller Dinge, seines Sohnes und Geistes zurück, um solche gegen die gnostischen Irrlehren festzusetzen. Seine Erklärungen sind sehr wortreich, oft deutlich, und der heiligen Schrift gemäß; manchmal aber auch zu verwickelt, und ihm ganz eigenthümlich. So sagt er unter andern, es sey Ein Gott und Vater, über alles, durch alles, und in allem: der Vater sey über alles, und das Haupt Christi; das Wort sey durch alles, und das Haupt der Kirche; in uns allen aber sey der Geist, von welchem er wieder, theils den Hauch des leiblichen Lebens, theils die geistliche Lebendigmachung, herleitet: der Weltschöpfer sey wahrhaftig das Wort Gottes, und unser Herr, der in den letzten Zeiten ein Mensch in der Welt geworden, nach seiner Unsichtbarkeit alles Geschaffene enthalte, und der ganzen Schöpfung eingeprägt sey, (in universa conditione infixus.) In einer Vergleichung der Eva mit der Jungfrau Maria, nennt Irenäus diese eine Trösterinn oder einen Beystand der erstern; (denn das Wort advocata in der Uebersetzung hat vermuthlich in der Urschrift den Nahmen παράκλητος ausgedrückt.) Man mag eine Bedeutung wählen, welche man will, so ist die Meinung des Schriftstellers aus dem Gegensatze klar, den er zwischen dem Ungehorsam der Eva und dem Gehorsam der Maria gegen Gottes Befehle zum Heil der Menschen, aufstellt. An eine Fürsprache, welche die letztere den Menschen, oder auch nur der Eva, bey Gott sollte geleistet haben, zu denken, giebt er uns eben so wenig Veranlassung, als irgend ein anderer christlicher Lehrer der ersten Zeiten.

Irenäus breitet sich nach und nach über mehrere Theile des Lehrbegriffs der Christen aus, so weit derselbe den Gnostikern entgegensteht, bis er auch ihre Meinung vom Antichrist vorträgt, unter welchem er auf

eine

eine etwas versteckte Art das Römische Reich, und besonders einen der künftigen Kaiser desselben, anzeigt. Nächst der Weißagung Daniels von dem Untergange dieses Reichs, beruft er sich auch auf die Offenbarung Johannis, und seine Stellen von diesem Buche sind bereits an einem andern Orte dieser Geschichte, (Th. II. S. 288. fg.) angeführt worden. Es ist wahr, daß Irenäus bey historischen Dingen ein zu leichtgläubiger Schriftsteller ist, als daß er überhaupt einen glaubwürdigen Zeugen von denselben abgeben könnte: er, der außer manchen schon beygebrachten und noch übrigen Beyspielen, sich überreden lassen konnte, (L. IV. c. 31. ed. Mass.) daß die vermeinte Salzsäule, in welche Loths Weib verwandelt worden sey, noch immer ihre monatlichen Reinigungen ausstehe. Was ein solcher Mann, könnte man sagen, von der Offenbarung Johannis erzählt, deren Verfasser er nicht persönlich gekannt hatte, von dem er auch andere nicht sehr wahrscheinliche Nachrichten aufzeichnete, das entscheidet nichts in der Frage über das gedachte Buch, wenn nicht ältere Zeugnisse, und ein mehr sichtbarer Beyfall der Christen hinzukommen. Eusebius wirft ihm auch (Hist. Eccl. L. III. c. 39.) vor, daß er sich vom Papias habe verführen lassen, die Meinung von einem künftigen tausendjährigen Reiche Christi anzunehmen: und der Sitz dieses Irrthums ist eben die Auslegung einer Stelle in der Offenbarung Johannis. Unterdessen ist es nicht weniger gewiß, daß ein Verfasser, der bey ältern Begebenheiten große Fehler begeht, dennoch solche, die seinem Zeitalter nahe sind, richtiger vorzustellen im Stande sey; daß Irenäus von der Offenbarung Johannis zuversichtlicher und umständlicher rede, als bey seinen meisten andern Erzählungen; und daß es ihm die Christen, die sich noch so vorsichtig zweifelnd gegen manche den Aposteln zugeschriebene Bücher verhielten, leichter würden vergeben haben, einige unge-

wisse Nachrichten von den Aposteln andern nachzusagen, als denselben mit so vielem Vertrauen Schriften beyzulegen, welche nicht die deutlichsten Kennzeichen eines solchen Ursprungs an sich hatten. Alles überlegt, ist freylich Irenäus kein so sehr wichtiger Zeuge für das oftgenannte Buch; aber wohl auch kein ganz verwerflicher. Er beruft sich übrigens auf die besten alten Abschriften von der Offenbarung Johannis, und meldet, daß die Zahl 666, die darinne vorkommt, durch griechische Buchstaben, nicht durch Worte, ausgedrückt werde; worauf sich auch seine Vermuthungen über dieselbe gründen. Aber er hält es doch immer vor das sicherste, und am wenigsten gefährliche, lieber die Erfüllung der Weißagungen dieses Buchs zu erwarten, als viele Muthmaaßungen darüber anzubringen.

Gleich andern Christen seiner Zeit glaubte Irenäus daß die Erscheinung und die Stürzung des Widerchrists durch die Zukunft Christi, nebst dem darauf folgenden Ende der Welt, nicht weit mehr entfernet wären. Daher beschäftigt er sich mit diesen Lehren bis zum Ausgange seines Werks. Nach seiner Meinung ist es augenscheinlich, daß die Welt sechs tausend Jahre stehen wird, weil sie in sechs Tagen geschaffen worden, und ein Tag des Herrn wie tausend Jahre ist. Die Gottlosen werden ewig leiden: denn da das Gute, welches Gott schenkt, ewig und ohne Ende ist, so muß auch der Verlust desselben von gleicher Beschaffenheit seyn. Weil Christus erst nach drey Tagen auferstanden ist, schließt Irenäus daraus, daß auch die Seelen seiner verstorbenen Schüler nicht sogleich nach ihrem Todte zur Gemeinschaft Gottes; sondern vielmehr an einen unsichtbaren, von Gott angewiesenen Ort kommen, wo sie bis zur Auferstehung verbleiben sollten; nachdem sie aber ihre Körper wieder erhalten hätten, und vollkommen, das heißt leiblich, wie Christus, auf-

auferstanden wären, sollten sie erst zum Anschauen Gottes gelangen. Aber gleich nach der Auferstehung, sagt Irenäus, wird Christus ein Reich für die Gläubigen auf der Welt errichten, (dessen Dauer er jedoch nicht bestimmt,) in welchem sie, nach seinem Versprechen, Wein mit ihm trinken, und einen hundertfachen Lohn ihrer Frömmigkeit bekommen werden. Er beweiset solches auch aus dem Seegen, den Isaac seinem Sohne Jacob ertheilt hat, und aus andern Stellen der Propheten. Christus soll selbst die ungeheure Fruchtbarkeit der Weinstöcke jener Zeit verkündigt haben, wie solches, nach dem Zeugnisse alter Lehrer, und besonders des Papias, der Apostel Johannes von ihm gehört hätte. Die vorgegebenen Worte Christi, welche er anführt, fallen so sehr ins Ungereimte, daß man die Leichtgläubigkeit des Verfassers nicht genug bewundern kann. Er aber giebt sich desto mehr Mühe, darzuthun, daß die prophetischen Beschreibungen von dem Reiche Christi, das dereinst zu Jerusalem gestiftet werden soll, nicht in einem geistlichen, sondern ganz im buchstäblichen Verstande genommen werden müssen. Zuletzt versichert er, und beruft sich abermals auf die Beystimmung der Schüler der Apostel, daß alsdenn diejenigen, welche es verdienen, in den Himmel werden aufgenommen, andere der Freuden des Paradieses genießen, und noch andere die schöne Stadt (das neue Jerusalem) besitzen werden; überall aber werde man Gott sehen.

Von diesem Beschluß des Buchs geht man in der That mit einer schlechten Meinung von dem Verfasser weg, der die heilige Schrift so sehr wider die Natur und Absicht des Christenthums erklären konnte. Aber damit einzele Stellen oder ein allgemeines Urtheil nicht zu einer ungerechten Gesinnung gegen ihn verleiten möchten, ist eben der bisherige Auszug von seiner Lehrart und Streitkunst mitgetheilt worden. Außer dem,

was derselbe von selbst über die größere Geschicklichkeit des Irenäus in der Widerlegung der Ketzer, als in der genauern Erklärung des Christenthums; über seine unzählige allegorische und typische Spielwerke bey der Auslegung der heiligen Schrift, von welcher er doch übrigens viele gute Begriffe hat; und über andere bald rühmliche bald schwache Seiten dieses Lehrers sagt, kann ein aufmerksamer Leser seines Werks noch einige lehrreiche Anmerkungen bey demselben machen. Die christliche Religion wird von diesem Manne nicht muthwillig verfälscht; er stellt sie vielmehr oft in ihrer ersten Lauterkeit dar, wenn er ihre Hauptlehren gegen die Irrgläubigen zusammenfaßt. Aber die Begierde, alle Lehren des Christenthums bis auf ihre kleinsten Theile zu entwickeln, jedes Wort und Bild derselben, jede Schriftstelle, Aehnlichkeit und Verbindung, die zu denselben gehört, nicht eher aus den Händen zu lassen, bevor er alles darüber gesagt und gemuthmaaßt hat, was sie nach seinen Gedanken deutlich machen kann; dieser Trieb verursacht es oft genug, daß er auf eine unnütze Art gezwungen oder verworren wird, auch wohl leere Töne anstatt einer wichtigen Wahrheit herauspreßt. Man merkt ihm überdieß an, daß er sich gerne daran begnügt, eine nach den Grundsätzen der Religion richtige Lehre aus einer biblischen Stelle herzuleiten, wenn gleich diese zu solchem Endzweck sehr gewaltsam gedreht werden muß. Auf der andern Seite scheinen ihn die falschen Geheimnisse der Gnostiker, und seine Bemühung, den christlichen Glauben, welchen sie verunstalteten, desto verehrungswürdiger und herrlicher abzubilden, zu so vielen geheimen Deutungen verleitet zu haben, mit welchen er die Bibel beschwerte. Sein heftiger Widerspruch gegen die Lehre dieser Ketzer von dem Zustande nach dem Todte, hat die groben Vorstellungen, von dem Reiche Christi auf der Welt, ans Licht bringen helfen. Zu manchen Fehlern hat ihn ein

über-

übereiltes Zutrauen auf ältere Lehrer gebracht, bey welchen er voraussetzte, daß der Name eines Schülers der Apostel ungegründeten Schriftauslegungen, erdichteten Nachrichten und Träumen keinen Platz übrig lasse. Als ein Gegner der gnostischen Ketzer insonderheit betrachtet, hat Irenäus einen nicht gemeinen Ruhm erlangt. Sie sind von ihm fast immer glücklich bekämpft, und aus allen ihren Zufluchtsorten vertrieben worden. Dennoch wäre es zu wünschen, daß er theils mehr, theils weniger gethan hätte. Fast überall zeigt er sie bloß als die unsinnigsten Schwärmer; aber ihre vernünftigern Meinungen und Gründe hätten mehr mit den Irrlehren selbst in ein zusammenhängendes Lehrgebäude vereinigt werden sollen. Da es ihm meistentheils eine sehr geringe Bemühung kostet, die Einfälle derselben über den Haufen zu werfen: so hätte er auch weniger mühsam, weitschweifig, unordentlich und wiederholend schreiben sollen. Manche Ausschweifungen und armseelige Erklärungen, die den Christen anstößig sind, hätten noch mehr den Gnostikern erspart werden können. Kurz, dieses Werk, das immer viele Brauchbarkeit hat, würde, von einer Menge Auswüchsen gereinigt, und, auf die Hälfte herabgesetzt, noch schätzbarer seyn.

Es ist oft gedruckt worden, und die erträglichste unter den ältern Ausgaben hatte der Franziscaner Franz Feuardent mit seinen zum Theil für die Römische Kirche höchst partheyischen Erläuterungen, (zu Paris 1639. Fol.) veranstaltet. Zwo neuere hingegen haben alle vorhergehende verdunkelt, und sich selbst den Preis streitig gemacht. Die erstere und prächtigste darunter ist zu Oxfort im Jahr 1702 herausgekommen. In derselben hat Johann Ernst Grabe beträchtliche Verbesserungen bey dem Texte des Irenäus angebracht, andere kleine Ueberbleibsale dieses Schriftstellers gesammelt, einen Auszug von den Anmerkungen der vorigen

Herausgeber, und selbst viele beygefügt, welche von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugen. Dagegen hat der Benediktinermönch, Dom **Renatus Maßüet**, diesen Schriftsteller zu Paris im Jahr 1710 dergestalt bearbeitet, daß man seiner Ausgabe bey genauen Untersuchungen noch weniger als jener entbehren kann. Er hat durch den Gebrauch neuer Handschriften dem Texte noch mehrere Richtigkeit ertheilt, auch denselben noch geschickter abzutheilen versucht. Seine Sammlung kleiner Stücke aus den verlornen Schriften des **Irenäus** ist ebenfals reichlicher geworden; doch sind auch Stellen darunter, welche würklich aus dem vorhandenen Werke Auszugsweise mögen geschöpft worden seyn. Außer seinen kritischen und erklärenden Anmerkungen, die nicht selten eines fruchtbaren Inhals sind, hat **Massüet** am Ende der Ausgabe auch die von andern Gelehrten herrührenden ganz, oder mit einer Auswahl beydrucken lassen. Der wichtigste seiner Zusätze sind drey große vorläufige Abhandlungen. In der ersten ist eine lesenswürdige Einleitung zur Kenntniß aller Ketzer, welche **Irenäus** widerlegt hat, enthalten. Das Lehrgebäude des **Valentinus** wird auch auf einer besondern Kupfertafel abgebildet. Die zweyte Abhandlung beschäftigt sich mit dem Leben und den Schriften des **Irenäus**. Einen vorzüglichen Fleiß aber hat der Verfasser in der dritten angewandt, um den Lehrbegriff dieses Schriftstellers, gegen welchen er eine zu hohe Verehrung bezeigt, zu beschreiben und zu vertheidigen. Er gesteht zwar und entschuldigt auch einige Fehler desselben; aber bey allen Unterscheidungslehren der neuern Römischen Kirche, sieht **Maßüet** eine offenbare Uebereinstimmung des **Irenäus** mit derselben. Die Künste und ängstlichen Wendungen, deren er sich zu dieser Absicht bedient, erregen Mitleiden und Verwunderung gegen einen gelehrten Mann, der seiner Parthey auf diese Art Freunde

erzwin-

erzwingen muß, und sich doch immer ein siegreiches Ansehen giebt.

Vier andere kleine Stücke, denen der Nahme des Irenäus vorgesetzt war, entdeckte um eben diese Zeit, da Maßüets Ausgabe zum Vorschein kam, Christoph Matthäus Pfaff in den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Turin. Sie wurden darauf, mit dessen Anmerkungen, zwo Abhandlungen vom Darbringen oder Opfern (oblatio) der ersten Christen beym heiligen Abendmahl, ingleichen von ihrer Einseegnung (consecratio) desselben; weiter mit den von Graben nach den Muster alter und neuer Gemeinen, zusammengesetzten griechischen Gebetsformeln, die bey jener geheiligten Cärimonie gebraucht worden sind; endlich mit Pfaffens Schrift von den theologischen Vorurtheilen, (unter der Aufschrift, Irenaei fragmenta anecdota, Haag, 1715. 8. und zum zweytenmal im Jahr 1743.) ans Licht gestellt. Man hat sie auch in den Venetianischen Nachdruck der Ausgabe Maßüets vom Jahr 1734, und in andere Werke eingerückt. Das erste dieser kleinen abgerissenen Stücke lehrt die wahre Erkenntniß Christi in einem gottseeligen Leben setzen, und ist merklich gegen die Gnostiker gerichtet. Im zweyten wird vom Darbringen oder Opfern der Christen beym Abendmahl Jesu gehandelt. Das dritte giebt denen einen Verweis, welche über die Beobachtung jüdischer Cärimonien Streitigkeiten unter den Christen stiften: und das vierte sagt einiges wenige von der doppelten Zukunft Christi. In der Schreibart dieser Aufsätze und in den Lehren, welche sie vortragen, findet sich so wenig etwas, woraus man schließen müßte, Irenäus sey nicht Verfasser derselben; daß vielmehr die Aehnlichkeit zwischen beyden hin und wieder in die Augen fällt. Da jedoch dieser Umstand allein kein zuverläßiger Beweis ist: so haben die Zweifel der Gelehrten über dieselben noch nicht aufge-

aufgehört; zumal da man auch die Handschriften, aus welchen sie gezogen worden sind, nicht näher kennt, als daß es verschiedene Auszüge aus den Schriften der Kirchenlehrer waren. Unterdessen bestätigt eben diese Beschaffenheit der Handschriften das Urtheil des Herausgebers von diesen Stücken; es sind allem Ansehen nach freyere Auszüge aus dem **Irenäus**: denn die beyden ersten kommen fast mit eben denselben Worten in dem vorhandenen Werke desselben vor. Sie belehren uns also im Grunde nichts anders, als was man längst bey diesem Schriftsteller gelesen hatte: und ihr wichtigster Nutzen sind die vortreflichen Abhandlungen geworden, mit welchen sie **Pfaff** begleitet hat. Ohngefähr auf gleiche Art haben die Geschichte und die Schriften des **Irenäus** dem **Heinrich Dodwell** Gelegenheit gegeben, ein gelehrtes, zur Schärfung der Beurtheilung in dieser Gegend der Geschichte sehr dienliches, aber auch mit harten Muthmaaßungen angefülltes, und gegen das christliche Alterthum zuweilen fast abergläubisch ehrerbietiges Buch, (Dissertationes in Irenaeum, Oxoniae, 1689. 8.) zu schreiben. Außerdem haben **Clericus**, (Hist. Eccl. p. 758 - 783.) und Herr **D. Semler**, (Gesch. der christl. Glaubenslehre, Zweyter Abschnitt, Viertes Hauptstück, S. 86 - 133.) Auszüge und Beurtheilungen der Lehren des **Irenäus**, auch darunter Muthmaaßungen mitgetheilt, deren Prüfung die anzuwendende Mühe belohnet.

Zweyte Streitigkeit über das Pascha, und Aufkommen der Kirchenversammlungen unter den Christen.

Weit liebenswürdiger noch als durch alles, was bisher vom Irenäus erzählt worden ist, zeigte sich dieser Lehrer bey einer wieder aufgeweckten Zwistigkeit der Christen. Der alte Unterscheid in Ansehung der Feyer des Pascha, von welchem an einem andern Orte, (S. 50. fg.) Nachricht gegeben worden ist, hatte bis auf diese Zeit immer ruhig fortgedauert. Ein Bischof der Römischen Gemeine, Victor, entzündete ihn gegen das Jahr 196 zu einem heftigen Feuer. Zwar wird der Ausbruch dieser Händel, welche Eusebius (Hist. Eccl. L. V. c. 23. 24. 25.) und beyläufig auch Socrates (Hist. Eccl. L. V. c. 22.) beschreibt, nicht genau angegeben; allein man hat alle Ursache, denselben vom Victor herzuleiten.

Dieser stolze und ungestüme Bischof konnte es nicht vertragen, daß eine Anzahl Gemeinen in Asien, wiewohl darunter verschiedene der ältesten und ansehnlichsten waren, das Pascha auf eine andere Art begiengen, als alle übrige Christen. Er schrieb daher an den Polycrates, Bischof zu Ephesus, und verlangte, daß derselbe sich mit den andern Bischöfen Klein Asiens darüber

ber berathschlagen möchte; zugleich drohte er, die Kirchengemeinschaft mit ihnen aufzuheben, wenn sie ihre besondere Gewohnheit künftig noch beybehalten würden. **Polycrates** versammlete diese Bischöfe, und sie faßten gemeinschaftlich den Schluß, bey ihrem alten Gebrauche zu bleiben. In einem Schreiben an den **Victor** und seine Gemeine, rechtfertigte ihr Vorsteher diese Gesinnung frey und muthig. Er berief sich auf die Apostel **Philippus** und **Johannes**, auf den **Polycarpus** und viele andere Bischöfe, von denen sie ihre Weise, das **Pascha** zu feyern, empfangen hätten. „Was mich anlangt, meine Brüder, so schrieb **Polycrates**, der ich fünf und sechszig Jahre in dem Herrn alt bin, der ich mich mit Brüdern aus der ganzen Welt unterredet, und die heilige Schrift völlig durchgelesen habe, mich beunruhigt dasjenige nicht, wodurch man uns hat schröcken wollen. Denn größere Personen, als ich, haben gesagt, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen.„ Er setzt hinzu, die versammleten Bischöfe, deren eine große Menge gewesen sey, hätten sein Schreiben gebilligt, indem sie wüßten, daß er seine grauen Haare nicht umsonst trage, und stets nach den Lehren des Herrn **Jesu** gelebt habe.

Zur Antwort auf die Vorstellungen dieses ehrwürdigen Mannes, schloß **Victor** ihn und alle andere Bischöfe und Gemeinen in Asien, die mit ihm gleicher Meinung waren, von der Gemeinschaft der Römischen Kirche aus. Eine solche Ausschließung (deren feyerliche Nahmen in der Folge ἀφορισμὸς, excommunicatio, wurden,) war ohne Zweifel vom Anfange der christlichen Gemeinen her, unter ihnen üblich gewesen. Wenn sie auch nicht das Beyspiel der jüdischen Kirche, aus welcher so viele Christen kamen, vor sich gehabt hätten; so würden sie die Warnungen der Apostel dazu berechtigt haben, nach denen sie den genauen brüderlichen Umgang mit muth-

muthwilligen öffentlichen Verächtern ihrer Religion meiden sollten. Aber das natürlichste Recht, welches sie dazu hatten, war eben dasjenige, welches eine jede Gesellschaft besitzt, kein Mitglied in ihrem Umfange zu dulden, das die Gesetze, auf welche sie gegründet worden ist, auf eine frevelhafte Art übertritt. Die Christen waren in der Absicht in Gemeinen zusammengetreten, um Gott nach den Lehren Jesu Christi zu dienen. Sie waren es also ihrem größten Ruhm, der Erfüllung jener Absicht schuldig, sich von denen abzusondern, welche die gedachten Lehren verfälschten, oder denselben in ihrem Leben nicht gehorchten. Dieses strengere Betragen war überaus nützlich. Den Feinden der Christen benahm es die Gelegenheit, ihnen lasterhafte Sitten oder Uneinigkeit im Glauben vorzuwerfen. Schwache Mitglieder der Gemeinen wurden dadurch von einem gefährlichen Falle zurückgehalten: und Ruchlosen ward der Weg in dieselben versperrt. Auch brachten es die Christen durch dieses Mittel dahin, daß man sie mit den Irrgläubigen nicht vermischen konnte. Ueberhaupt aber machte die heidnische Regierung, unter welcher sie standen, diese Kirchenzucht desto nothwendiger. Die Christen versagten also ihren unwürdigen Mitbrüdern entweder den Genuß des Abendmahls Jesu, welches das stärkste Siegel und Merkmal ihrer Einigkeit war; oder sie beraubten dieselben auch bisweilen alles Antheils am öffentlichen Gottesdienste. Aber nicht jedes geringe Versehen wurde so bestraft; nur die groben und ärgerlichen Sünden, die Irrthümer, welche das Christenthum ganz umkehrten, zogen ihren Urhebern eine solche Entfernung von den Gläubigen zu. Christen, welche in gewissen mit der Religion verbundenen Cärimonien mit andern Gemeinen nicht übereinkamen, bloß darum von diesen zu trennen, war eine eben so unerhörte als unchristliche Gewaltthätigkeit.

Man kann nichts zur Entschuldigung des **Victor** sagen, der dieselbe begieng. Er ist, so viel wir wissen, der erste christliche Lehrer, und besonders der erste Bischof der Römischen Gemeine, der Uebermuth und Herrschsucht über andere Christen so kühn an den Tag gelegt hat. Obgleich ein jeder Bischof dieses Recht, zumal auch in den allerersten Zeiten mit Bewilligung seiner Gemeine, ausüben konnte, die kirchliche Verbindung mit irrig denkenden Christen aufzuheben; so war er doch nicht befugt, die christliche Freyheit bis auf unschuldige Gebräuche, in Ansehung welcher die Apostel selbst sie stehen gelassen hatten, zu vertilgen. Eine so gebieterische Unverträglichkeit mußte nach und nach bey dem Glauben selbst die schädlichsten Folgen haben. **Victor** entzog zwar den asiatischen Gemeinen nur die brüderliche Einigkeit mit der Römischen: es konnte nicht sein Vorsatz seyn, weil es nach der damaligen Kirchenverfassung unmöglich war, durch seinen Ausspruch allein sie zugleich von der Gemeinschaft aller übrigen Kirchen auszuschließen. Aber er versuchte dieses durch das in jenen Zeiten gewöhnliche Mittel. Er gab den andern Gemeinen von seinem Unternehmen Nachricht, und erwartete ihren Beytritt dazu: denn wer von dem Kirchenbann Einer Gemeine getroffen war, den verfolgte derselbe auch in die gesammten andern, sobald sie davon benachrichtiget wurden, und fanden, daß der Bann aus wichtigen Ursachen ergangen sey. Ohne eine solche Einrichtung würde diese Kirchenstrafe gar nicht fürchterlich gewesen seyn. Sie war auch deswegen bey den immer fester im ganzen Reiche sich verbindenden Gemeinen, unausbleiblich, weil die billigen Gründe, welche Eine Gemeine zu der oftgenannten Ausschließung hatte, eigentlich allen zugehörten.

Victor betrog sich in seiner Hoffnung: so knechtisch dachten die Christen noch nicht, daß sie dieselbe erfüllt

erfüllt hätten. Während dieser Streitigkeiten zwischen der Römischen und einem Theil der Asiatischen Gemeinen, zum Theil auf Veranlassung derselben, versammleten sich auch die Bischöfe in Palästina, Pontus, Osrhoene und Gallien. Sie bestätigten alle ihre bisherige Gewohnheit, das Andenken der Auferstehung Jesu allemal an einem Sonntage, und seinen Tod am Freytage vorher zu feyern. Dieses empfohlen sie den Gemeinen in besondern Schreiben: die Bischöfe in Palästina drückten sich sogar etwas hart über die Christen von der andern Parthey aus. Allein viele dieser Bischöfe waren mit dem Betragen des **Victor** nicht zufrieden; ob sie gleich über die Feyer des **Pascha** mit ihm gleichstimmig dachten. Sie gaben ihm scharfe Verweise in ihren Schreiben, wobey sie ihn zur Beförderung der Liebe und Einigkeit ermahnten. Unter ihnen that sich **Irenäus**, friedfertig wie sein Name und Leben waren, besonders hervor. Er erinnerte den Römischen Bischof, nicht ganze Gemeinen mit dem Kirchenbanne zu belegen, weil sie Gewohnheiten beobachteten, die sie von ihren Vorfahren bekommen hätten. Hierauf bemerkte er, daß der Streit nicht bloß den Tag, sondern auch die Art des Fastens betreffe, welches vor dem Auferstehungsfeste hergienge. „Einige, schreibt er, glauben, sie müßten nur Einen Tag fasten; andere fasten zween, oder mehrere Tage; noch andere messen ihren Tag nach vierzig zusammengerechneten Stunden des Tags und der Nacht ab. Dieser Unterscheid in Ansehung des Fastens hat sich schon lange unter unsern Vorfahren erhoben, welche darauf, wie es scheint, wenig Acht hatten, und eine aus Einfalt und geringer Kenntniß eingeführte Gewohnheit den Nachkommen hinterließen. Dennoch haben sie hierüber Friede unter sich erhalten, und wir erhalten ihn auch unter einander.„ Wenn Irenäus hier die Schuld von der Uneinigkeit beym Fasten auf das sorgkose Verhalten der ältern Leh-

rer wirft: so kann man gar wohl darneben vermuthen, daß sie in der That geglaubt haben, die Sache müsse ganz dem Willkühr der Christen überlassen werden. Er gedenkt eines vierzigstündigen Fastens: dieses war allem Ansehen nach der Einfall einiger Christen, diejenige Zeit ohngefähr mit Fasten zuzubringen, welche Jesus im Grabe gelegen hatte; und da eben derselbe, so wie ehemals Moses und Elias, vierzig Tage gefastet hatte, so ist bald daraus das vierzigtägige Fasten vor Ostern erwachsen.

Auf gleiche Art schrieb Irenäus auch an viele andere Bischöfe, um die Ruhe in der Kirche beyzubehalten. Sein Widerspruch gegen den Victor zeigt allein, daß er keine so große Meinung von dem Ansehen der Gemeine und der Bischöfe zu Rom gehegt habe, als viele aus seiner oben angeführten Stelle schließen. Diese letztern sagen zwar, er habe sich dem Victor nicht in einer Glaubensstreitigkeit, sondern bloß über Cärimonien entgegengesetzt; allein eben diese Cärimonien sollten doch von den Aposteln eingeführt worden seyn; der Bischof zu Rom sollte einer der vornehmsten unter den christlichen Lehrern seyn, welche die von den Aposteln mündlich ertheilten Lehren treu und unverfälscht aufbehalten hätte: und Victor behandelte würklich diese Sache als eine nothwendige Lehre des Glaubens. In der ganzen Geschichte dieser Händel findet sich keine Spur, daß er vor das Oberhaupt aller Bischöfe wäre angesehen worden, und den christlichen Gemeinen Befehle hätte geben können. Am wenigsten scheinen die Christen in Klein Asien seinen Kirchenbann geachtet zu haben: sie verblieben ungestört bey ihrem alten Gebrauche, länger noch als hundert Jahre. Es ist aber auch nicht glaublich, daß die an sich sehr tadelhafte Aufführung des Bischofs von Rom ein Versuch gewesen sey, sich und seinen Nachfolgern bey dieser Gemeine eine allgemeine Herrschaft über die Christen zu erwerben. Man

sieht

sieht daran nur den hitzigen Eifer eines hochmüthigen Lehrers, der durch das Ansehen verführt, welches ihm seine blühende Gemeine unter den Christen gab, keine Abweichung auch von der unbeträchtlichsten seiner Meinungen dulden wollte. Die Erzählung des Eusebius von diesem Streite hat insonderheit der Herr Oberconsistorial-Rath Teller (in seiner Schrift, Pars Actorum inter Asiaticas et reliquas Ecclesias super controversio sacrorum Paschatos tempore, ex Eusebii commentariis, Helmstad. 1767. 4.) durch lehrreiche Anmerkungen aufgeklärt.

Gleichwohl wurden zu eben dieser Zeit, da die Christen ihre Freyheit noch glücklich behaupteten, durch eine ihrem Ursprunge nach rühmliche Anstalt, durch die Kirchenversammlungen, Fesseln auf das Künftige für sie zubereitet. Da die große Gesellschaft der Christen aus einer Menge Gemeinen bestand, die in so vielen Dingen mit einander überein kamen, einerley Antheil an den meisten Begebenheiten nahmen, welche sie trafen, und überhaupt durch Einigkeit fester und stärker wurden: so waren gemeinschaftliche Zusammenkünfte für sie überaus nützlich, gewissermaaßen auch nothwendig. In den ersten Zeiten des Christenthums hatten sie noch zu wenige Verbindung unter einander, als daß dieselben hätten Statt finden können. Ihre Anzahl, Bekanntschaft und Beschäfftigung nahmen zu; Streitigkeiten oder andere Bewegungen drangen immer leichter aus einer Gemeine in die andere: daher fiengen sie an, mit vereinigten Kräften Berathschlagungen über ihren Zustand vorzunehmen. So versammleten sich ehemals die griechischen Staaten von Zeit zu Zeit durch Abgeordnete, um ihre allgemeinen Angelegenheiten auszumachen; und das höchste Gericht der Amphiktyonen, welches sie noch jährlich zweymal halten ließen, war eben in der Absicht errichtet worden, um die Händel, welche unter

ihnen entstanden, beyzulegen. Aber obgleich die Versammlungen der christlichen Gemeinen mit diesen Anstalten viel ähnliches, auch den griechischen Namen (σύνοδος) gemein hatten; so kann doch daraus noch nicht erwiesen werden, daß sie aus einer Nachahmung derselben, und zuerst unter den Christen in Griechenland, aufgekommen sind: denn die Christen hatten überall gleiche Ursachen, sie anzustellen.

Die ältesten und zugleich gewissen Spuren christlicher Kirchenversammlungen, (denen man in der abendländischen oder lateinischen Kirche den Namen concilia gegeben hat,) findet man, wie bereits (S. 68.) angezeigt worden ist, in den Gemeinen Asiens, bey Gelegenheit der Streitigkeiten mit den **Montanisten**. Noch deutlicher und bestimmter aber kommen sie bey der erneuerten Zwistigkeit über das **Pascha** vor. Damals hielten **Theophilus**, Bischof zu Cäsarea in Palästina, und **Narcissus**, Bischof zu Jerusalem, eine Versammlung der Bischöfe des gedachten Landes. Die Bischöfe in der Provinz Pontus kamen unter der Anführung des **Palmas**, welcher der älteste unter ihnen war, zusammen. **Irenäus**, Bischof zu Lyon, versammlete seine Amtsgenossen in Gallien, und **Polycrates**, Bischof zu Ephesus, die Vorsteher der Gemeinen in Klein Asien. Es hat auch völlig das Ansehen, daß **Victor**, Bischof der Römischen Gemeine, und **Bachyllus**, Bischof zu Corinth, jener mit den nächsten um Rom herum wohnenden, dieser mit den Bischöfen in Achaja, Zusammenkünfte angestellt haben.

Daraus entstand zuerst ein Vorzug der Bischöfe, deren Sitz in der Hauptstadt eines Landes (metropolis) war, vor den übrigen. In einer solchen Stadt, wohin alles aus der Provinz zusammenfloß, war es auch natürlich, die Versammlung der Gemeinen zu halten.

halten. Der Bischof also derselben berief ihre Lehrer dahin zusammen, führte bey den Unterredungen derselben den Vorsitz, sammlete ihre gemeinschaftlichen Entschließungen, und that vermuthlich noch mehr dabey, was ihm ein gewisses Ansehen erwarb. Bisher waren die Bischöfe einander alle gleich gewesen; wenn man die Ehre ausnimmt, welche einigen Gemeinen wegen ihrer Stifter und anderer Umstände zugehörte. Die neue Verfassung der Kirchenversammlungen erhob den Bischof der Hauptstadt; aus den gedachten Rechten entsprangen immer mehrere, deren Inbegriff die Würde eines **Metropolitanen** ausmachte: denn so nannte man ihn in spätern Zeiten, und der Name eines **Erzbischofs** war meistentheils mit diesem gleichbedeutend. Seitdem fiengen auch die Gemeinen Einer Provinz an, eine genau verbundene Gesellschaft vorzustellen, die jenen Bischof zum Oberhaupt hatte. Alles dieses aber ist nur nach und nach erfolgt. Die angeführten Beyspiele aus Palästina und Pontus zeigen, daß die Bischöfe der Hauptstädte nicht sogleich durchgehends und allein diese Aufsicht erhalten haben, und sehr lange hat es Gemeinen gegeben, welche ihre erste Unabhängigkeit behaupteten.

Eine andere Veränderung, welche die Kirchenversammlungen hervorbrachten, war ungleich wichtiger. Auf dieselben kamen als Abgeordnete der Gemeinen ihre Bischöfe, oder seltner Aelteste derselben. Was diese beschlossen, mußte, nach einem solchen Auftrage, von den Gemeinen angenommen werden: ihre Lehrer wurden also endlich ihre Gesetzgeber. Bald waren es Streitigkeiten des Glaubens, welche sie entschieden; bald Cärimonien des äußerlichen Gottesdienstes, und Anstalten der Kirchenzucht, welche sie festsetzten. Man konnte freylich zu den Lehrern das Zutrauen haben, daß es ihnen nicht an Einsicht, noch weniger an gutem Willen

fehlen würde, um richtige und heilsame Aussprüche zu thun. Allein diese gütige und sogar billige Hoffnung der Christen räumte die Schwachheiten und Leidenschaften, denen auch Lehrer unterworfen waren, nicht aus dem Wege. Zahlreiche Versammlungen derselben konnten eben so leicht in Vergehungen fallen, als einzele Personen: denn man weiß, wie geschwind einer oder wenige heftige und gebieterische Männer auch einen großen Haufen mit sich fortreißen. Es scheint daher, daß entweder eine jede Gemeine ihre Bedürfnisse frey und allein hätte besorgen sollen, ohne daß ein verständiges Mitglied derselben von den Berathschlagungen darüber wäre ausgeschlossen worden; oder wenn sie sich zu schwach fühlte, Unruhen und Zwistigkeiten, die bey ihr entstanden waren, zu stillen, daß bey den Zusammenkünften mehrerer Gemeinen, auch andere Christen von Nachdenken, als Lehrer, ihre Stimmen hätten geben sollen. Dieses war ihr ältestes Recht: alle Gläubige wurden zur Untersuchung wichtiger Geschäfte und Fragen, welche die ganze Gemeine betrafen, anfänglich gezogen. Ein desto gewisseres Recht, da es ihnen die Apostel selbst, wie bey einer andern Gelegenheit (Th. II. S. 114-117.) bemerkt worden ist, eingeräumt hatten. Sie waren alle in der Religion wohl unterrichtet: und das allermeiste, was auf Kirchenversammlungen abgehandelt wurde, hätte ihre Beurtheilung nicht übersteigen. Selbst alsdenn wäre ihre Gegenwart daselbst nöthig gewesen, wenn die Lehrer vor gut befunden hätten, gegen Verfälscher des christlichen Glaubens gewisse Kunstwörter oder etwas spitzfindige Bestimmungen einzuführen. Sie hätten es verhüten können, daß dergleichen neue Ausbildungen der Lehrart ihnen nicht als unentbehrliche Glaubenslehren von der Versammlung wären aufgedrungen worden. Ueberlegt man noch dazu, daß sie weit weniger als ihre Lehrer, die oft in hitzige Streitigkeiten eingeflochten wurden, in Gefahr standen, sich der

Unver-

Unverträglichkeit, Eifersucht, Verketzerung, dem Religionshasse, und andern solchen Fehlern zu überlassen: so wird es wahrscheinlich, daß sie zur Mäßigung des Betragens auf manchen Kirchenversammlungen vieles hätten beytragen können. Unterdessen würde doch die Zusammensetzung der letztern aus lauter Lehrern noch den Christen nicht sehr schädlich geworden seyn, wenn jene nicht außer unvermeidlichen kleinern Versehen, in den folgenden Zeiten das schlimmere begangen hätten, sich vor Leute auszugeben, die im Namen Gottes über alles, was die Religion angeht, Verordnungen ertheilen könnten, welche eben so untrüglich als unverletzlich für die Christen wären; und dieses oft mitten unter den aufwallenden Regungen von Feindschaft und Verfolgungsgeist gegen ihre Mitbrüder.

Vom Ursprunge also der Kirchenversammlungen an, ist ihre Geschichte bereits wichtig, und wird es immer mehr, je weiter sie sich ausbreiten. Die ersten derselben wurden nur von Gemeinen Einer Provinz gehalten; daher erstreckte sich auch die Verbindlichkeit ihrer Schlüsse nicht außerhalb der Grenzen derselben. Erst unter der Regierung christlicher Fürsten sind sogenannte allgemeine Kirchenversammlungen erfolgt, deren Gesetzen alle Christen im Römischen Reiche gehorchen mußten. Das schnell emporsteigende, und endlich bis zur Herrschaft über die Christen vergrößerte Ansehen der Bischöfe; die verschiedenen Kirchenämter, mit der ganzen nach und nach erwachsenen Kirchenregierung; der Zustand des christlichen Glaubens, wie denselben viele Gemeinen öffentlich bekannt und erklärt haben; die Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes; das Betragen der Christen gegen Sünder und Irrgläubige; die feyerliche Art, weitläuftige Streitigkeiten in der Kirche zu endigen; viele besondere den Christen und ihren Lehrern vorgeschriebene Pflichten; dieses alles, nebst

andern lehrreichen Nachrichten; muß hauptsächlich aus der Geschichte der oftgedachten Versammlungen gezogen werden.

Ihre schriftlich abgefaßten Schlüsse haben den allgemeinen Nahmen der **Vorschriften** oder **Regeln** (κάνονες) geführt; öfters aber ist der Unterscheid beobachtet worden, daß man mit diesem Nahmen bloß die Verordnungen, welche ausgeübt werden sollten, belegt, und hingegen die Aussprüche über Lehren des Glaubens, **Lehrsätze** (δόγματα) genannt hat. Von diesen Kirchengesetzen, auch solchen, die nicht in Zusammenkünften der Bischöfe, (denn so könnte man sie meistentheils richtiger anstatt Kirchen- oder Gemeinen-Versammlungen nennen,) gegeben wurden, sind einzelne kleinere Sammlungen in den ältern Zeiten veranstaltet, diese aber wieder in zwey große Werke aufgenommen worden. Das erstere derselben hat **Christoph Justel** ausgefertigt, sein Sohn aber, **Heinrich Justel**, und **Wilhelm Voel** haben dasselbe erst (unter der Aufschrift: Bibliotheca Juris Canonici veteris, Paris, 1661 in zween Foliobänden,) ans Licht gestellt. Das zweyte schreibt sich vom **Wilhelm Beveridge** her, (Συνόδικον, sive Pandectae Canonum SS. Apostolorum, et Conciliorum ab Ecclesia Graeca receptorum, Oxfort 1672, zween Bände in Folio.) Beyde mit vielen Erläuterungen versehene Werke sind zur Kenntniß des Kirchenrechts der alten Christen bis gegen das neunte Jahrhundert, ungemein brauchbar, und sie ergänzen einander wechselsweise. Nach diesem Entwurfe, der einige Abkürzungen, Zusätze und Verbesserungen leiden würde, könnte eine ähnliche, den Protestanten besonders in Deutschland, sehr nützliche und bequeme Sammlung der alten Kirchengesetze besorgt werden. **Gebhard Theodor Meier** hat einen nicht ungeschickten Versuch dieser Art (Codex Canonum Ecclesiae universae, a Iustiniano

niano Imp. confirmatus, Helmſt. 1663. 4.) gemacht. In andern Sammlungen (Acta Conciliorum) ſind nicht allein die Schlüſſe der Kirchenverſammlungen aller Zeiten, ſondern auch alle Handlungen und Urkunden derſelben aufbehalten worden. Die drey vollſtändigſten derſelben haben **Johann Harduin**, (zu Paris 1715, in zwölf Foliobänden,) **Nicol. Coleti**, (zu Venedig, im Jahr 1728, in drey und zwanzig Bänden, nebſt zwey Bänden eines Apparatus oder Erläuterungsſchriften, wozu **Johann Dominicus Manſi** noch eine ergänzende Sammlung in ſechs Bänden, zu Lucca, vom Jahr 1748 an, ſetzte,) und der eben gedachte vor kurzem verſtorbene **Manſi** ans Licht treten laſſen, deſſen im Jahr 1759 zu Venedig angefangene Ausgabe der **Concilien** alle vorhergehende übertrifft: ſie iſt im Jahr 1770 mit dem funfzehnten Bande erſt bis ins Jahr 868 gekommen. Noch gemeinnütziger würden dieſe Sammlungen ſeyn, wenn ſie nicht ſo viele unächte, oder nicht in dieſelben gehörige Stücke enthielten. Um aus dieſen Quellen des ältern und neuern Kirchenrechts ſicher und mit Beurtheilung ſchöpfen zu können, muß man vorzüglich das Buch des **Franz Salmon** (Traité de l'étude des Conciles et de leurs collections, Paris, 1724. 4. Leipzig, 1728. 8.) zu Rathe ziehen. Der Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Kirchenverſammlungen, welchen der Herr **D. Walch** geſchrieben hat, enthält auch eine ſehr gute Grundlage, auf welche eines der fruchtbarſten Handbücher von dieſem Theil der Geſchichte erbauet werden könnte.

Schriften und Lehrsätze des

Clemens von Alexandrien.

Noch hatten die Kirchenversammlungen den Christen keinen merklichen Schaden gebracht; allein die unvorsichtige Liebe zur heidnischen Philosophie verführte um diese Zeit einen sehr gelehrten und verdienten Lehrer an der catechetischen Schule zu Alexandrien, **Titus Flavius Clemens**, zu einer neuen und ziemlich sonderbaren Einkleidung der christlichen Religion. Es ist ungewiß, ob er aus Athen oder aus Alexandrien gebürtig gewesen sey; auch warum er das Heidenthum verlassen habe, in welchem er gebohren war. Er selbst aber erzählt, daß er in Griechenland, im untern Theil von Italien, in Palästina, Cölesyrien und Egypten den Unterricht geschickter und eifriger Männer genossen habe. Unter diesen war **Pantänus** einer der vornehmsten: Clemens folgte ihm in der Stelle eines Catecheten zu Alexandrien, und wurde auch Aeltester der dortigen Gemeine. Daselbst lehrte er mit vielem Ruhm die christliche Jugend bis gegen das Jahr 202, da ihn die Verfolgung des Kaisers **Severus** nöthigte, einen auswärtigen Zufluchtsort zu suchen. Er lebte unter andern eine Zeitlang zu Jerusalem, welches damals **Aelia Capitolina** hieß, wo er die christliche Gemeine stärkte und erweiterte. Endlich aber kehrte er nach Alexandrien zurück, und scheint einige Zeit vor dem Jahre 220 gestorben zu seyn.

An mannichfaltiger Gelehrsamkeit, ausgebreiteter Kenntniß der heidnischen Schriftsteller, und künstlich beredter Anwendung seiner Wissenschaft, übertraf Clemens alle vorhergehende Lehrer der Christen. Was wir vom Pantänus nur aus Erzählungen anderer wissen, daß er eine genaue Vereinigung zwischen der griechischen Philosophie und der christlichen Religion gestiftet habe; das sehen wir an den Schriften seines Schülers noch in einem höhern Grade: dieser hat zuerst versucht, beyde völlig in Ein Lehrgebäude zusammen zu schmelzen. Er nahm, wie sein Lehrer, nicht die Grundsätze einer einzigen philosophischen Parthey an, sondern entlehnte von einer jeden, nach der Gewohnheit der Eklektiker, was ihm richtig und nützlich vorkam; am allermeisten aus den Schriften des Plato, auch nicht wenig von den stoischen Sittenlehrern. Auf diesem Wege glaubte er ein sehr gefälliges Mittel angetroffen zu haben, durch welches den Heiden das Christenthum beliebt gemacht werden könnte, wenn er ihnen zeigte, der ganze Saame dieser Religion sey bereits in den Lehrsätzen ihrer bessern Philosophen ausgestreuet.

Er wählte zu dieser Absicht auch eine an sich philosophische Methode: ein dreyfaches Werk, in welchem er sich Stufenweise zu dem vollkommensten Unterrichte nach seiner Meinung erhob. In dem ersten ermahnte er die Heiden, zur christlichen Religion zu treten, und nahm seine Gründe von einer Vergleichung derselben mit der heidnischen her. Darauf gab er in der zweyten Schrift dem neuen Bekenner des Christenthums eine Anweisung zum tugendhaften Leben. Erst in der dritten eröffnete er ihm die geheimen und geistigen Lehren, zu deren Aufnahme er ihn vorbereitet hatte. Bey dieser Lehrart, deren Zusammenhang er selbst (Paedag. Libr. I. c. 1.) angiebt, folgte er zugleich derjenigen Unterweisung, die gegen Lehrlinge der Pythagoreischen Weltweisheit

weisheit, und gegen solche, die zu dem geheimen Gottesdienste der Heiden, (μυστήρια) zugelassen werden sollten, beobachtet wurde: eine Nachahmung, die für die Heiden reizend seyn mußte, indem man sie auf eine ihnen ehrwürdige Art zum Christenthum führte. Das erste also seiner Bücher sollte die künftigen Christen **reinigen**; das andere sie **einweihen**; und das dritte ihnen den **Zutritt** zu allen Geheimnissen seiner Religion verschaffen.

Seine **Ermahnungsschrift an die Heiden**, welche er zuerst aufsetzte, hat mit andern Abhandlungen christlicher Lehrer von einer ähnlichen Aufschrift manches gemein. So wirft er den Heiden gleich im Anfange vor, daß ihre Religion, und besonders auch ihr geheimer Gottesdienst, ihre Orakelaussprüche, Göttergeschichten, Opfer und Bilder der Götter, auf Erdichtungen, Betrügereyen, auch ungereimte und gottlose Meinungen gebauet wären. Eine ganz andere Weisheit und Wahrheit, sagt er, lehrt uns das Wort Gottes, das von dem **David** herstammt, und vor ihm war. Man sage nicht, unsere Wahrheit sey neu. Wir waren bereits vor der Schöpfung dieser Welt vorhanden, indem wir, in Absicht auf unser künftiges Daseyn, in Gott selbst voraus gebohren waren. Wir sind vernünftige Geschöpfe Gottes des Worts; durch dasselbe sind wir vom Anfange her: denn im Anfange war das Wort. Dieses Wort, das uns als Schöpfer der Welt das Leben durch die Bildung gegeben, hat uns, nachdem es als Lehrer erschienen war, gelehrt, recht zu leben, damit es uns nachmals als Gott das ewige Leben ertheilen möchte. Indem der Verfasser unter andern die Cärimonien von dem Feste des **Bacchus** verspottet, behauptet er sehr gezwungen, das dabey übliche Geschrey **Evan** ziele auf die **Eva**, welche zuerst den Irrthum in die Welt eingeführt habe. Unter den heidnischen Philosophen,

deren

deren Gedanken von Gott er sammelt, findet er verschiedene, wie den Socrates, Plato, Xenophon, und andere, die nur Einen höchsten Gott geglaubt haben; allein, setzt er hinzu, sie haben solches von der Sibylle, dieser jüdischen Prophetinn, und aus den Büchern der Juden gelernet, deren sie sich bediente. Von Dichtern, welche eben dieses eingesehen haben, führt er den Aratus, Hesiodus, Euripides und Orpheus an. Er verweiset aber weit mehr auf die Schriften der Propheten, wenn man Gott genau kennen wollte, und theilt einige den Heiden brauchbare Auszüge aus denselben mit. Er warnet darauf nachdrücklich, den Ruf Gottes zur Seeligkeit nicht zu verachten. Den Einwurf der Heiden, daß man die Gebräuche seiner Vorfahren nicht verlassen dürfe, widerlegt er nicht nur, sondern läßt auch viele Ermahnungen darauf folgen. „Wer von dem Worte niemals etwas gehört hat, schreibt er, der wird, weil er in einer Unwissenheit des Irrthums stand, Verzeihung erhalten; wem es aber zu Ohren gekommen ist, und er bleibt vorsetzlich beym Unglauben, dem wird seine Kenntniß desto mehr schaden, je klüger er sich zu seyn dünkt.„ Mit solchen dringenden Zurufungen und Vorstellungen von der Größe der göttlichen Wohlthat durch Christum, fährt der Verfasser bis zum Beschlusse des Buchs fort. Die Schlange, welche die ersten Menschen verführt hat, hält er vor die Wollust: der Mensch, welcher im Paradiese als ein kleiner Knabe Gottes ganz frey spielte, unterwarf sich derselben. — Dieses ganze Buch ist gelehrt und einnehmend für die Heiden geschrieben: es erschüttert ihre Religionsgebäude durch und durch, enthält einen großen Ueberfluß anmuthiger und zum Theil seltener Nachrichten über die Fabellehre und den Götzendienst, wendet auch sinnreich eigene Ausdrücke und Cärimonien der Heiden wider sie zur Ehre des Christenthums an. Der Vortrag sollte jedoch weniger weitschweifig seyn, nicht mit einer für kaum vorbereite-

ten

ten Gemüther zu frühzeitigen Erörterung der Lehre von dem ewigen Worte Gottes herbeyeilen. Manche allegorische und mystische Deutungen haben doch vielleicht bey heidnischen Lesern einigen Eindruck gemacht.

Das zweyte Werk, welches Clemens zu seinem Entwurfe nöthig hatte, nannte er den Aufseher oder Führer der Jugend, (παιδαγωγὸς,) und theilte es in drey Bücher ab. Man findet, sagt er, in dem Menschen Sitten, Handlungen und Leidenschaften. Für jene ist das erste Werk abgefaßt; das Leben soll durch den Aufseher der Jugend geleitet werden. Dieser ist Gott, seinem Vater, ähnlich, dessen Sohn er ist, ohne Sünde, untadelhaft, und ohne Leidenschaften der Seele; Gott in der Gestalt eines Menschen, dem Willen seines Vaters dienend, das Wort Gott, der im Vater, und zur Rechten des Vaters, und mit der Gestalt Gott ist. Er ist für uns ein Bild ohne Flecken, und wir müssen mit allen Kräften versuchen, ihm an der Seele gleich zu werden. Wer von ihm auf eine gute Art geführt wird, der fällt nicht in viele unwissentliche Sünden. Er heilt die übernatürlichen Leidenschaften der Seele durch Ermahnungen, und ist der einzige Päonische Arzt menschlicher Krankheiten, der heilige Beschwörer der siechen Seele. Nach diesem Eingange beschreibt der Verfasser die Güte und Leutseeligkeit des göttlichen Führers gegen die Menschen, beweiset, daß sie von Gott geliebt werden müssen, und ihn auch lieben müssen; daß ihr Führer beyden Geschlechtern ertheilt worden sey; und daß alle, welche die Wahrheit suchen, vor Gott Kinder sind. Das letztere bringt ihn auf eine weitläuftige Sammlung von Stellen der heiligen Schrift, darinne der Kinder gedacht wird; wobey manche geheime und gezwungene Erklärungen, auch wohl aus dem Philo, der nicht genannt wird, vorkommen. Gegen die Gnostiker zeigt er, daß die Christen in einem edlern Verstande,

nicht

nicht als wenn sie bey kindischen Anfangsgründen stehen blieben, Kinder und Kinder Gottes heißen. Die dahin gehörigen Lehren werden geschickt genug abgehandelt, wenn gleich über biblische Stellen manche sonderbare Einfälle ausgeschüttet sind, wie unter andern auf Veranlassung der geistlichen Milch, deren **Paulus** (im Briefe an die Christen in Galatien, C. 4. v. 7.) gedenkt, eine lange, halb in die Naturkunde des menschlichen Körpers, halb in die Beschaffenheit des christlichen Unterrichts, laufende Ausschweifung von der Milch, und auf mehrere spielende Vergleichungen die Anmerkung folgt: „Der Herr **Christus**, die Frucht „der Jungfrau, hat die weiblichen Brüste nicht glück„seelig gemacht, sie nicht zur Nahrung gewählt; son„dern da der liebreiche und gütige Vater das Wort ge„regnet hatte, ist es für Kluge eine geistliche Nahrung „geworden.„ Dieses Bild wird ungemein erweitert, und unter andern auch gesagt, daß die Kirche, welche Mutter und Jungfrau zugleich sey, ihre Kinder mit der heiligen Milch, nämlich mit dem kindlichen **Worte**, ernähre. Sogar **Homers** Stellen und Redensarten werden auf diese Materien angewandt. Endlich kommt **Clemens** wieder zu einem gründlichern Unterrichte, erklärt, wer der Führer der Menschen, **Jesus**, sey, auf wie mancherley Art er uns leite, streng sowohl als gnädig, und wie er sich des Gesetzes und der Propheten bedienet habe, sein Amt zu verwalten. Von dem oft gebrauchten Ausdrucke, welcher sowohl **Wort** als **Vernunft** bedeutet, (λόγος) fällt er auf die Grundsätze der Sittenlehre, die er mehr stoisch als christlich legt. Daher kommt auch der Begriff, den er vom Glauben macht, es sey der Gehorsam, welcher der Vernunft (oder dem Worte) geleistet werde, und das Leben der Christen nennt er eine zusammenhängende Reihe vernünftiger Handlungen, die sie von dem Worte gelehrt würden.

Dazu

Dazu theilt er nun die Anleitung in den beyden übrigen Büchern dieses Werks mit. Allein es sind fast bloße Vorschriften über die äußerliche Ehrbarkeit der Sitten, die ein Christ beobachten müsse. Er lehrt sehr umständlich das Verhalten in Ansehung des Essens und Trinkens; erinnert, daß man keinen kostbaren Hausrath anschaffe, sich bey Gastmalen auf eine anständige Art ergötze, im Lachen mäßige, vor schändlichen Reden hüte, im Umgange mit andern vorsichtig und bescheiden sey, sich nicht leicht salbe, und mit keinen Blumenkränzen schmücke; auch zeigt er, wie man sich in Ansehung des Schlafens, des Kinderzeugens und des Gebrauchs der Schuhe zu betragen habe; Edelgesteine aber und goldenen Schmuck dürfe man weder bewundern, noch sich derselben bedienen. Mit diesem Unterrichte fährt er im dritten Buche fort, und setzt anfänglich die Schönheit der Seele in der Wohlthätigkeit; die Schönheit aber des Leibes darinne, daß er unsterblich ist. Daraus zieht er die Folge, daß der Putz und Schmuck an beyden Geschlechtern verwerflich sey, dessen schädliche Anwendung und Verbindung mit der Wollust er zugleich bestraft. Er tadelt hierauf die überflüßige Menge des Gesindes, und andere Ausschweifungen der täglichen Lebensart; auch die ärgerliche Aufführung im Bade. Mit einer Nachahmung stoischer Grundsätze behauptet er, daß nur ein Christ reich sey; und indem er nun auf die Tugenden kommt, welche den vorhergenannten Lastern entgegen stehen, empfiehlt er besonders die Mäßigkeit und Sittsamkeit bey allen Handlungen, Leibesübungen und Ergötzlichkeiten. Seine Regeln erstrecken sich bis auf den Gang und die Geberden der Menschen, außerdem auf viele Kleinigkeiten: er hält das Spielen und den Besuch der Schauplätze vor unerlaubt; zuletzt aber sammelt er viele Stellen der heiligen Schrift, welche mancherley Lebensvorschriften enthalten.

Man

Man wundert sich, wenn man alles dieses außer seinem Zusammenhange lieset, daß Clemens die christliche Sittenlehre so wenig vollständig für angehende Christen vorgetragen; oder, wo ihm dieses seine Absicht nicht auferlegte, daß er nicht lieber ihre edlern Pflichten, ihren Ursprung und Sitz in der menschlichen Seele, ihre Erhebung zu Gott und Richtung auf ein künftiges Leben, als so viele gemeine Lehren erkläret hat. In seiner Abhandlung herrscht zwar eine große Kenntniß von den Sitten der damaligen Zeit, über welche er die scharfsichtigsten Beobachtungen angestellt, und feine satyrische Züge untergemischt hat: außerdem ist auch die von ihm angebrachte Gelehrsamkeit mit vielen guten moralischen Anmerkungen schätzbar. Allein ob er gleich sehr oft mit Worten der heiligen Schrift redet; so vermißt man doch bey ihm die Vorzüge der christlichen Tugend von ihren vornehmsten Seiten. Dieser Vorwurf verliert sich wieder, wenn man daran denkt, daß er in diesem Werke nicht den ganzen Lehrbegriff des auszuübenden Christenthums, sondern nur ohngefähr eine Anleitung habe mittheilen wollen, wie sie ein Aufseher junger Leute giebt, der sich daran begnügt, sie von groben Versehen zurück zu halten; noch keine reife Tugend von ihnen begehrt. So bemühte sich auch Clemens, die neuen Freunde der christlichen Religion zum Abscheu gegen alle bey den Heiden übliche, viel zu gelind von ihnen beurtheilte Laster zu bringen, ihnen durch eine Vergleichung der christlichen Sittenlehre mit der philosophischen, und durch eingeflochtene Blumen aus den heidnischen Schriftstellern, die erstere desto beliebter zu machen. Schon dieses erlangt, war viel gewonnen. Andere Fehler aber hat der Verfasser dem ohngeachtet begangen. Zuweilen ist mehr Strenge in seinen Vorschriften, als er zu fordern berechtiget war; gezwungene Schriftauslegungen, oder Mißverständnisse, die auf die alexandrinische Uebersetzung gebauet

sind, kommen hier eben sowohl vor, als wunderbare Allegorien: und er schreibt oft so gedähnt, daß die Deutlichkeit mit der Hälfte zufrieden gewesen wäre.

Doch auf der höchsten Stufe seiner Entwürfe, in einem Werke, dem er den Nahmen der Tapeten (στρωματεῖς) das heißt, einer mit mannichfaltiger Kunst und Gelehrsamkeit ausgeschmückten Arbeit, beylegte, hat Clemens sich gewissermaaßen selbst übertroffen. Aus der völligen Aufschrift, die das Werk führte: Gnostische Abhandlungen über die wahre Philosophie, ingleichen aus dem vierten, sechsten und siebenten Buche desselben, erkennt man die nähere Absicht des Verfassers neben der allgemeinen, die oben angemerkt worden ist, noch genauer. Der Führer der Jugend, schrieb er am Ende des vorhergehenden Werks, hat uns nun in die Kirche gebracht, und übergiebt uns selbst sich selbst, nämlich dem Worte, das uns lehren und überall die Aufsicht führen soll. Er fängt also jetzt an, einen vollkommnern Unterricht für Christen von einiger Stärke der Einsichten zu ertheilen, und zugleich sich noch mehr nach den Begriffen der heidnischen Gelehrten zu bequemen, um ihnen Ehrerbietung gegen das Christenthum einzuflößen. Allein da die Gnostiker sich einer ausnehmenden Kenntniß vieler geheimen Umstände von Gott und der Welt rühmten: so behält Clemens auch sie im Gesichte, und sucht zu zeigen, daß die rechtgläubigen Christen ebenfalls ihre geheime, und daneben auch viele andere, Wissenschaft besitzen; ja daß sie allein wahre Gnostiker zu heißen verdienen. Wegen aller gedachten Ursachen hat er in diesem Werke fast für seine ganze Gelehrsamkeit, für eine Menge scharfsinniger oder sonst merkwürdiger Einfälle, Erzählungen, Stellen alter Schriftsteller, mit einem Worte, philosophischer und anderer Erläuterungen von aller Art über die christliche Religion, einen Platz gefunden; doch öfters in einem

nem sehr verdeckten Vortrage, aus welchem die Meinung des Verfassers nur halb hervorschimmert. „Diese „Bücher, sagt er selbst, (Stromat. L. 1. p. 326. sq. ed. Potter.) „werden die Wahrheit, vermischt mit den Lehren der Philosophie; oder vielmehr durch dieselben bedeckt und verborgen, enthalten: so wie die Schale den „Kern der Früchte verdeckt. — Vieles was zum Endzwecke nichts beyträgt, gereicht doch dem Künstler zur „Zierde. Sonst verschafft auch eine mannichfaltige Gelehrsamkeit selbst demjenigen, welcher die Hauptlehren „vorträgt, mehr Beyfall bey den Zuhörern, prägt den „Schülern Bewunderung ein, und führt sie zur Wahrheit. — Diese aus vielfacher Wissenschaft zu einem „Körper gebildete Bücher wollen den Saamen der „Kenntniß auf eine künstliche Art verbergen. Gleichwie also ein Liebhaber der Jagd, nachdem er gesucht, „nachgeforscht, ausgespürt, und Hunde zum Laufen ausgeschickt hat, das Wild endlich fängt: so scheint auch „die Wahrheit alsdenn süß zu seyn, wenn sie gesucht „und durch Arbeit erworben worden ist. „ Er setzt hinzu, sein Werk habe deswegen diese geheimnißvolle Einrichtung bekommen, weil es gefährlich sey, die würklich geheime Beschaffenheit der wahren Philosophie (er meint das Christenthum,) denjenigen kund zu machen, welche unbesonnene Reden dagegen ausstoßen, oder welche die Wahrheit verspotten, weil sie von den Barbaren gekommen ist. An einem andern Orte (L. VII. p. 901. 902.) sagt **Clemens**, dieses Werk sey nicht einem zierlich angelegten Garten, sondern einem dicht bewachsenen und schattichten Berge gleich, auf welchem fruchtbare und unfruchtbare Bäume unter einander stünden, damit vieles denen geheim verbleibe, welche die schönen und reifen Früchte gerne stehlen. Daher habe er in demselben weder Ordnung, noch eine geschmückte Schreibart gesucht: denn diese letztere vernachläßigten die Griechen mit gutem Bedachte, wenn sie versteckter

Weise Lehren in ihren Schriften anbrächten, damit die Arbeitsamkeit und Erfindungsfähigkeit ihrer Leser dadurch geschärft werde.

Es dient also zwar dieses Werk des **Clemens von Alexandrien** vorzüglich dazu, ihn als Gelehrten und Schriftsteller ganz kennen zu lernen; allein da es keine zusammenhängende Abhandlung, sondern eine nach dem Gefallen des Verfassers hingeworfene reiche Sammlung enthält: so leidet es auch mehr eine Auswahl merkwürdiger Stellen, als einen vollständigen Auszug. Er hatte es in acht Büchern abgefaßt; der Anfang des erstern aber ist verloren gegangen. Jetzt liest man in demselben zuerst eine Anpreisung der Gewohnheit, die Menschen durch Schriften zu unterrichten; und indem er hierauf von seinen eigenen Lehrern spricht, setzt er hinzu: „diese haben die glückseelige Lehre wahrhaftig aufbehalten; gleich von den heiligen Aposteln, **Petrus**, „**Jacobus**, **Johannes** und **Paulus**, an; so daß der „Sohn sie immer von dem Vater bekommen hat: (es „sind aber wenige den Vätern ähnlich,) und so sind sie „bis auf uns gelangt, indem sie den Saamen der Vorfahren und der Apostel aufbewahrten.„ Bald darauf behauptet er auch, **Christus** habe dasjenige, was sich nicht für viele schickte, auch nicht vielen geoffenbaret; sondern wenigen, für welche es gehörte, die es gut aufnehmen, und sich darnach richten könnten. Eine andere Stelle von gleichem Inhalte führt **Eusebius** (Hist. Eccl. L. II. c. 1.) aus einem verlornen Buche des **Clemens** an: bloß mit dem Unterscheide, daß darinne nur der drey ersten Apostel gedacht wird, denen der Erlöser, nach seiner Auferstehung, diese geheime Wissenschaft (τὴν γνῶσιν) ertheilt habe, und von welchen sie die übrigen Apostel, von diesen aber die siebzig Jünger, empfangen haben sollen.

Ueber diese bisher unerhörte Versicherung eines christlichen Lehrers müssen die Christen in der That erstaunen. Hat Jesus nicht allen, denen er seine Religion bekannt machte, sondern nur einer kleinen Anzahl von Vertrauten gewisse Lehren derselben eröffnet, und sind diese auch nur unter wenigen mündlich fortgepflanzt worden: so haben die übrigen Christen stets Ursache gehabt, sich über diese Anstalt zu beklagen. Sie mußten befürchten, ihren Glauben nur mangelhaft zu kennen; ihre Lehrer konnten außerdem unter diesem Vorwande sie, so oft es ihnen gefiel, nöthigen, manche neue Meinungen als Glaubenssätze anzunehmen, die vorher nur ihnen bekannte Geheimnisse gewesen seyn sollten. Allein wenn gleich dieses Vorgeben des Clemens falsch ist; so wird es doch weniger gefährlich, wenn man fortfährt, sein Werk zu lesen. Man findet darinne, daß er unter jenen geheimen Lehren nicht solche verstanden habe, die nothwendig zum Christenthum gehörten, die also eine Veränderung in demselben stiften müßten, wenn sie zum Vorschein kämen: er rechnete dazu philosophische Erklärungen der christlichen Religion; auch wohl geheime Deutungen vieler Schriftstellen, deren buchstäblicher Verstand für gemeine Zuhörer vorausgesetzt wurde. Wer diese vermeinte Geheimnisse zuerst von einem Unterrichte Christi hergeleitet habe, ist ungewiß; aber daß ihm Clemens Beyfall gegeben hat, ist nicht zu verwundern. Er und andere philosophische Köpfe unter den Christen wollten sich vor ihren Glaubensgenossen, und noch mehr vor den heidnischen Philosophen in ein gewisses Ansehen setzen. Dem leeren Rühmen der Gnostiker, das doch vieles Aufsehen machte, vor einer heimlichen Erkenntniß Gottes, suchten sie ebenfalls kräftig zu begegnen; und dieses selbst durch eine Art von Nachahmung, die einen festern Grund haben sollte. Aus dem vertraulichen Umgange Jesu mit einigen seiner Apostel, schlossen sie, daß er denselben gewisse

wisse Aufklärungen über seine Religion mitgetheilt habe, die von wenigen begriffen werden könnten, und daher von den vorher genannten nicht unterschieden wären. Die Anwendung scharfsinniger oder spitzfindiger Untersuchungen auf die Religion von ihrem Stifter selbst durch eine gutgemeinte Erdichtung herzuführen, schien deswegen nicht strafbar zu seyn, weil der christliche Glaube dadurch gewinnen sollte. Und da Clemens ein großer Verehrer des alexandrinischen Philo war, der seine allegorischen Deutungen der heiligen Schrift mit vielem Gepränge nur für einen kleinen Haufen Leser ankündigte: so nahmen er und andere christliche Lehrer zu Alexandrien, denselben desto leichter zu einem Muster an. Wenn also dieser Schriftsteller nur gesagt hätte, daß die Lehrer der Christen einige Hülfsmittel als einen Vorzug vor ihren Zuhörern hätten, in die Natur der Religionslehren tiefer einzudringen, oder wenigstens ihr Nachdenken durch allerley Betrachtungen über dieselbe und über die heilige Schrift mehr zu üben: so würde man überhaupt dabey nichts zu erinnern wissen. Aber Christo selbst eine solche Anleitung ohne allen Beweis zuzuschreiben, war immer ein beträchtlicher Fehler. Diese Geheimhaltung vieler Erklärungsarten der Religion gegen ungelehrte Christen, war übrigens sehr verschieden von der Verbergung mancher Lehren und Cärimonien des Christenthums, die gegen ungetaufte Lehrlinge desselben, ohngefähr von dieser Zeit an, beobachtet wurde, und von welcher sich bald die Spuren zeigen werden.

Clemens verspricht unterdessen von diesen geheimen Kenntnissen, die ihm seine Lehrer mitgetheilt haben sollen, nur so viel beyzubringen, als ihm theils sein Gedächtniß noch darreiche, theils keinem schädlichen Mißbrauche unterworfen sey; und er will sich oft vorsetzlich eines dunklern Vortrags bedienen. Eine seiner Hauptabsich-

absichten soll es seyn, zu zeigen, daß die Philosophie nicht, wie einige behaupteten, von einem bösen Erfinder den Menschen zum Schaden gegeben worden; sondern ein Werk der göttlichen Vorsehung sey. Nachdem er also die Schwätzer und Freunde unnützer Fertigkeiten bestraft hat, beweiset er, daß jede menschliche Kunst und Wissenschaft von Gott herstamme. **Vor der Ankunft des Herrn**, sagt er, **war die Philosophie den Griechen zur Gerechtigkeit nothwendig; jetzt ist sie es zur Frömmigkeit**, und muß durchaus von denen vorangeschickt werden, welche den Glauben durch einen gründlichen Beweis empfangen. Gott ist die Ursache aller guten Dinge: von einigen ist er es vorzüglich, wie von dem Alten und Neuen Bunde; von andern aber nur durch eine Folgerung, wie von der Philosophie. Diese hat die Heiden zu **Christo** geführt, so wie das Gesetz die Juden. Sie bereitet demjenigen den Weg, der von **Christo** vollkommen gemacht wird: denn man muß, wie **Salomo** erinnert, die Weisheit gleichsam mit einer Brustwehr umgeben, welches eben durch die Philosophie geschieht. Dieses wird auch durch den geheimen Verstand angezeigt, der in der Geschichte der **Sara** und **Hagar** liegt, wie **Philo** bereits bemerkt hat. Die Wissenschaft befördert die Tugend, und die Philosophie thut solches ebenfals. Philosophie aber nenne ich weder die **stoischen** noch die **Platonischen**, noch die Lehrsätze anderer Sekten; sondern was diese alle Gutes gesagt haben, und was Gerechtigkeit nebst frommer Wissenschaft lehrt. Die sophistischen Künste hingegen sind unnütz; so wie man sich auf der andern Seite betrügt, wenn man bloß durch Glauben, ohne Philosophie und Gelehrsamkeit, die Schrift verstehen will. **Paulus** warnet nicht vor jeder Philosophie, sondern nur vor der **Epikureischen** und zum Theil auch der **stoischen**; die Menschensatzungen, deren er zugleich gedenkt, sind Spitzfindigkeiten der Vernunftlehre. Die barbarische

sowohl als die griechische Philosophie enthält abgerissene Stücke aus der Theologie des immer vorhandenen Wortes: wer diese getrennten Theile in Eines verbindet, der wird das vollkommene Wort, die Wahrheit, ohne Gefahr sehen. Zur Bestätigung des eben gesagten wird die Folge der griechischen Weltweisen auf einander kurz vorgestellt, und darauf behauptet, daß sie ihre Philosophie großentheils von den Barbaren bekommen haben, unter welchen die Juden das älteste Volk sind. **Clemens** zeigt weiter, daß die Barbaren auch fast alle Künste erfunden haben; daß man aus den Worten Jesu: „Alle die vor mir gekommen sind, waren Diebe und Mörder,„ nicht schließen dürfe, die Philosophie sey Gott von dem bösen Geiste entwendet worden; ob man gleich die griechischen Philosophen deswegen Räuber und Diebe nennen könne, weil sie die von den jüdischen Propheten geborgten Lehren vor ihr Eigenthum ausgegeben, einige derselben verfälscht, oder durch Zusätze verunstaltet haben. Er bemerkt hierauf, daß **Paulus** in der Stelle vom unbekannten Gott der Athenienser ein Zeugniß von der Wahrheit abgelegt habe, die sich in der griechischen Philosophie finde; und daß diese eine mit andern mitwürkende Ursache sey, die göttliche Wahrheit zu begreifen. Die Lehre des Erlösers, sagt er, ist an sich vollkommen, und die griechische Philosophie macht die Wahrheit nicht mächtiger; allein da sie die sophistischen Angriffe abwehrt, ist sie in der heiligen Schrift ein Zaun genannt worden, der um den Weinberg geführt wird.

Nunmehr beweiset er sehr weitläufig, daß die Philosophie (oder Religion) der Hebräer älter als jede andere sey, indem er die Geschichte und Zeitrechnung **Mosis** und der andern jüdischen Propheten den griechischen Geschichten entgegensetzt, und damit bis auf die Zeiten **Christi** fortfährt. Unter viele seiner merkwürdigen Zeitbestimmungen gehört auch diese, daß er **Christum** im

im 28sten Jahre der Regierung des **Augustus**, die er auf sechs und vierzig Jahre setzt, gebohren werden läßt, und meldet, einige hätten auch den Tag der Geburt des Erlösers genauer untersucht, und dazu den 25sten May angegeben; andere hätten sowohl diesen Tag als denjenigen, an welchem **Christus** gestorben, in andere Monathe versetzt. Ein Beweis, daß diese damals schon ungewissen Umstände von den Christen nicht vor sehr wichtig angesehen worden sind. Darauf erzählt **Clemens** die Geschichte der alexandrinischen Uebersetzung der Schriften des Alten Bundes nach dem **Aristobulus** und **Irenäus**, mit welchem letztern er auch eine göttliche Eingebung derselben behauptet. Von der Stelle des **Pythagoräers Numerius**: „Was ist „**Plato** anders, als **Moses** in der Attischen Mund„art?„ nimmt der Verfasser Anlaß, die Geschichte dieses Gesetzgebers, doch mit Zumischung einiger fabelhaften Nachrichten, zu beschreiben, und bemerkt sodann, wie viel **Plato** von demselben in Absicht auf die Gesetzgebung gelernet habe. Mit andern Anmerkungen über das Gesetz **Mosis**, und über die Neuigkeit der griechischen Lehrsätze, beschließt er dieses Buch.

Das **zweyte** fängt er ebenfals mit dem Vorwurfe an, daß die griechischen Philosophen die den Juden gestohlne Weisheit zum Theil verdorben hätten; beweiset, daß der Glaube allein die gewisseste Erkenntniß Gottes hervorbringe; daß derselbe nicht, nach der Meinung der Ketzer, eine natürlich nothwendige Handlung sey; wie nützlich die Furcht Gottes sey; daß sie aber keineswegs, wie **Basilides** und **Valentinus** lehrten, eine schöpfende Ursache gewesen sey. Er zeigt ferner, wie viele Tugenden bey dem Christen verbunden sind, und welche Eigenschaften zu einem christlichen Philosophen oder wahren **Gnostiker** gehören. Dem Glauben giebt er zween Theile: der eine bezieht sich auf geschehene

Dinge; der andere, welcher mehr Hoffnung ist, auf künftige. So nennt er den Glauben eine Kraft zur Seeligkeit. Mit der Schrift, welche der Hirte des Hermas heißt, lehrt er eine doppelte Buße oder Besserung: die eine bey denen, welche sich zur christlichen Religion bekennen, und die Sünden ihres heidnischen Lebens zu tilgen suchen; die andere aber bey solchen, die bereits als Gläubige sündigen; wenn aber diese sich einmal wieder gebessert hätten, so finde weiter bey ihnen keine wahre Buße Statt, indem diejenigen, welche stets mit Sündigen und Bessern abwechselten, von den Ungläubigen nur darinne unterschieden wären, daß sie ihre Sünden empfänden. Dieses führt ihn auf die Erklärung der wider Willen und freywillig begangenen Sünden; auf die Schriftstellen, wo Gott menschliche Leidenschaften beygelegt werden, und auf die verschiedenen Arten der Erkenntniß. Daß der völlige Grund der Sittenlehre der griechischen Philosophen in den Gesetzen Mosis zu suchen sey, und auf was vor weisen Ursachen diese beruhen, zeigt er ausführlich. Der wahre Gnostiker, sagt er, der Eine Tugend hat, besitzt auch durch eine natürliche Folge alle übrigen: er ahmt Gott, besonders im Wohlthun, nach; aber auch in der Geduld und Enthaltsamkeit. Nachdem er noch die mancherley Meinungen der Philosophen vom höchsten Gute des Menschen erzählt hat, zeigt er, daß Plato, indem er dasselbe in der Kenntniß des Guten, und in der Aehnlichkeit mit Gott bestehen lasse, eben so wie die heilige Schrift davon lehre. Die verwandte Frage von der Lust und vom Vergnügen, macht, daß er zuletzt auch von den Vortheilen der Ehe, und von dem tugendhaften Betragen in derselben spricht.

Aber diese nur angefangene Materie führt er durch das ganze dritte Buch fort. Er bemerkt, daß Basilides die Ehe verwerfe; die Anhänger hingegen des Carpokra-

pokrates und Epiphanes eine Gemeinschaft der Weiber eingeführt haben; ingleichen daß Plato und andere Alten dadurch Gelegenheit zum Abscheu wider die Ehe gegeben, indem sie die Geburt des Menschen als ein Unglück und eine Strafe vorgestellt haben. Clemens widerlegt also beyderley Irrthümer der Ketzer, untersucht auch die Scheingründe und die Schriftstellen, deren sie sich bedienen. Er giebt zu, daß man sich der Ehe aus Liebe zu Gott, und wegen des daraus entstehenden Guten enthalten könne; aber er setzt hinzu, es sey ungeschickt gottlos und unvernünftig, solches aus Haß gegen den Körper zu thun. Wenn Christus von zween oder dreyen redet, die sich in seinem Nahmen versammeln, und in deren Mitten er seyn wolle, so verstehet dieses der Verfasser von einem Ehemanne, seiner Frau und ihrem Sohn, weil Gott die erstern beyden mit einander vereinige; allein er begnügt sich daran so wenig, daß er vielmehr noch andere mystische Erklärungen dieser Stelle vorschlägt. Andere seiner Auslegungen und Bestreitungsarten sind brauchbarer. Da unter andern auch eine Stelle des Malachias (Cap. III. v. 15.) von den Ketzern gemißbraucht wurde, als wenn in derselben nicht der wahre Gott, sondern der Weltschöpfer angezeigt würde, so giebt Clemens die Erklärungsregel: „Die begeisterten Propheten sagen nicht bloß was sie von Gott gehört haben; sie selbst pflegen auch dasjenige beyzubringen, was von dem Volke öfters als eine Einwendung vorgetragen wird: dieses erzählen sie als von den Menschen aufgeworfene Fragen, und von solcher Art ist auch die gegenwärtige Stelle.„

Auch führt ihn die Widerlegung der gnostischen Meinung, als wenn Geburt und Leben an sich böse wären, zu einer Antwort, welche der nachmals sogenannten Lehre von der Erbsünde keineswegs gemäß ist. Jene Irrlehrer bedienten sich zu ihrem Beweise der Stelle

des

des Jeremias, wo er den Tag seiner Geburt verflucht, und der folgenden beym Hiob: „Niemand ist rein von „Unflat, wenn gleich sein Leben nur einen Tag lang seyn „sollte.„ (Worte, die eigentlich in der alexandrinischen Uebersetzung dieses Buchs Cap. 14. zu suchen sind, nicht in dem hebräischen Texte: denn von diesem konnte Clemens eben so wenig, als die allermeisten andern christlichen Lehrer, einen Gebrauch machen.) Darauf aber versetzt der Verfasser: „Sie mögen uns sagen, wo ein „kaum gebohrnes Kind gehurt habe: oder wie derjeni„ge unter Adams Fluch gefallen sey, der noch nichts „vollbracht hat? Es bleibt ihnen also, wie es scheint, nur „die Folge übrig, zu sagen, daß die Geburt sowohl des „Leibes als der Seele, durch welche der Leib vorhanden „ist, böse sey. Und wenn David spricht: Ich bin in „Sünden gezeugt worden, und in Ungerechtigkeiten hat „mich meine Mutter empfangen, — so nennt er zwar „prophetisch die Mutter Eva; allein Eva war die „Mutter der Lebendigen, und wenn er gleich in Sünden „empfangen worden ist; so war er doch nicht selbst in „der Sünde, noch selbst die Sünde. Ob aber ein jeder, „der sich von der Sünde zum Glauben bekehrt, sich von „der Gewohnheit zu sündigen, gleichsam wie von der „Mutter, (eine Anspielung auf die Bedeutung des Worts Eva,) „zum Leben kehre, darüber soll mir einer „von den zwölf Propheten ein Zeugniß geben, welcher „sagt: Soll ich das Erstgebohrne für die Gottlosigkei„ten, die Frucht meines Leibes für die Sünden meiner „Seele hingeben? — Er klagt denjenigen nicht an, „welcher gesagt hat: Seyd fruchtbar und mehret euch! „sondern er nennt die ersten Bewegungen nach der „Geburt, unter welchen wir Gott nicht erkennen, Gott„losigkeiten. Wenn aber jemand diesem zu Folge die „Geburt böse nennt, so mag er sie nach eben dieser Be„wandtniß gut nennen, in so ferne wir in ihm die „Wahrheit erkennen.„

In

In dem vierten Buche dieses Werks handelt Clemens von dem Märtyrertodte, und von der Vollkommenheit der Christen. Zuerst lehrt er, wie sich die menschliche Seele von allen sündlichen Reizungen und Schwachheiten des Leibes zu Gott empor heben müsse: der Tod, sagt er, ist diejenige Verbindung der Seele mit dem Leibe, wenn jene von der Sünde beherrscht wird; Leben aber ist die Absonderung von der Sünde. Die Trennung des Leibes also von der Seele, auf welche der Philosoph sein ganzes Leben hindurch bedacht ist, verschaft ihm eine gnostische Munterkeit, so daß er den natürlichen Tod leicht ertragen kann. Ein solcher Gnostiker giebt seinen Leib demjenigen gerne hin, der ihn verlangt. Er legt ein wahres Zeugniß ab: sich selbst, daß er Gott würklich getreu sey; dem Versucher, daß er vergebens gegen denjenigen eifere, der durch die Liebe getreu ist; dem Herrn aber, daß in seiner Lehre eine göttliche Ueberredungskraft liege, und daß er aus Furcht des Todtes von derselben nicht abtreten werde. Er kommt daher freudig zu seinem Freunde, dem Herrn, für welchen er willig den Leib, und, wie die Richter hofften, auch die Seele dargegeben hat, und wird von unserm Heilande, wegen der Aehnlichkeit seines Lebens, lieber Bruder, um es mit den Worten eines Dichters auszudrücken, genannt. Wir nennen aber den Märtyrertod eine Vollendung: nicht, als wenn der Mensch das Ende des Lebens erhalten hätte, wie die übrigen sagen; sondern weil er ein vollkommenes Werk der Liebe gezeigt hat. Eine jede Seele, welche rein mit der Erkenntniß Gottes gelebt, und den Geboten gehorcht hat, ist im Leben und in Worten ein Märtyrer, auf was vor eine Art sie auch von dem Leibe befreyet wird; indem sie den Glauben als das Blut, in ihrem ganzen Leben, und auch bey dessen Ausgange, vergießt. In der Stelle Christi: Wer Vater oder Mutter um des Evangelii Willen verläßt, „zeigt die Mutter allegorisch das Vater-

land

land an; die Väter aber bedeuten die bürgerlichen Gesetze.„ Einige Ketzer behaupten, das wahre Zeugniß oder Bekenntniß (μαρτυρία) bestehe in der Erkenntniß des wahren Gottes: welches wir auch zugeben. Sie setzen aber gottlos hinzu, derjenige sey ein Selbstmörder, der Gott durch den Tod bekennt. Doch sagen auch wir, daß solche, die den Tod geflißentlich suchen, (und es giebt dergleichen, die nur dem Nahmen nach zu uns gehören, die sich sehr bemühen, sich selbst zu übergeben, und aus Haß gegen den Schöpfer auf eine elende Art nach dem Todte streben,) daß diese sich selbst, ohne Märtyrer zu seyn, aus dem Leben treiben, ob sie gleich öffentliche Lebensstrafen dulden. Denn sie behalten das Kennzeichen des treuen Märtyrertodtes nicht, indem sie den wahren Gott nicht erkannt haben; sie ergeben sich vielmehr selbst einem eiteln Todte, so wie sich die **Gymnosophisten** der Indianer in ein eitles Feuer stürzen.

Da **Clemens**, wie man sieht, den Namen eines **Märtyrers** in einem weitläuftigen, das heißt, in seinem ursprünglichen Verstande nimmt: so empfiehlt er hierauf demselben die Verachtung des Schmerzens, der Armuth, und anderer äußerlichen Uebel; zeigt, wie seelig die Ausübung verschiedener Tugenden, nach dem Ausspruche **Jesu** macht, vorzüglich aber der aus Liebe zu Gott erlittene Tod; beweiset, daß diese Art zu philosophiren unter den Christen, auch auf Knechte, Weiber und Kinder sich erstrecke, und sammelt die Vortheile, welche der Heiland seinen Bekennern versprochen hat. Wiederum tadelt er diejenigen, welche während der heidnischen Verfolgungen durchaus nach dem Todte streben. Er beantwortet auch den Einwurf, warum die Christen so viel leiden müssen, wenn Gott würklich für sie Sorge trägt. Den Gedanken des **Basilides**, daß der Märtyrertod eine Strafe für begangene Sünden sey; ingleichen die Einfälle des **Valentinus** von der Tilgung des

Todtes

Todes bey den Christen, widerlegt er ausführlich. Er handelt sodann von der Pflicht aller Menschen, auch die Feinde zu lieben, und Aergerniß zu vermeiden. Von dem muthigen und geduldigen Bekenntnisse des Glaubens bringt er verschiedene Schriftstellen, auch eine abgekürzte ermahnende Stelle des **Römischen Clemens** bey. Daß die christliche Vollkommenheit auch dem weiblichen Geschlechte offen stehe, erläutert er durch das Beyspiel vieler heidnischen Heldinnen: bey welcher Gelegenheit er die Eigenschaften einer rechtschaffenen Frau aus heidnischen und heiligen Schriftstellern entwirft. Endlich beschreibt er den vollkommenen, oder **gnostischen** Christen. Man soll denselben daran erkennen, daß er Gott kennt, ihn und seinen Nächsten liebe, weder aus Furcht vor Strafen, noch aus Hoffnung der Belohnungen, sondern bloß aus Liebe zum Guten, dasselbe verrichtet; die Sünder liebt, aber ihre Handlungen haßt; aus edeln Ursachen sich der Ergötzlichkeiten des Lebens enthält; aber die Geschöpfe nicht verachtet. Bey den göttlichen Strafen findet er drey Absichten: die erste, daß der gezüchtigte sich bessere; die zweyte, daß diejenigen, welche seelig werden können, dadurch erinnert und gewarnet werden; endlich die dritte, damit Gott den Menschen nicht verächtlich werde, wenn er ihre Beleidigungen ungeahndet ertrage.

Den Anfang des **fünften** Buchs macht **Clemens** mit einer Erklärung des Glaubens an **Christum**, und an das göttliche Wort: er führt dabey auch Stellen heidnischer Schriftsteller vom Glauben überhaupt an. Hier sagt er von **Christo**: das Wort des Vaters aller Dinge ist kein Wort, welches vorgetragen wird; sondern die Weisheit und offenbarste Güte Gottes; eine allmächtige und würklich göttliche Gewalt, die selbst denen nicht unverständlich ist, welche sie nicht bekennen; ein Wille, der alles mächtiglich in sich faßt. Mit dieser

Stel-

Stelle kann folgende ziemlich sonderbare, noch aus dem vierten Buche, verglichen werden. „Da Gott nicht gezeigt werden kann, schreibt der Verfasser, (denn diese alten Lehrer glaubten, der Vater sey niemals den Menschen erschienen,) so kann man keine Wissenschaft bey ihm anbringen. Allein der Sohn ist sowohl Weisheit als Wissenschaft und Wahrheit, und alles, was damit in einer Verbindung steht: er läßt auch einen Beweis und Untersuchung zu. Alle Kräfte aber des Geistes, wenn sie Ein Ding geworden sind, tragen auch zu eben demselben, nämlich zu dem Sohne, das ihrige bey. Er ist aber durch jeden Begriff seiner Kräfte unendlich. Zwar ist der Sohn nicht würklich Eines wie Eines, (vermuthlich meint er ein Ding, das einen gewissen Raum einnimmt,) auch nicht vieles, wie Theile; sondern er ist Eines wie Alles, daher er auch Alles ist. Denn er ist der Zirkel aller Kräfte, welche in Eines sich herumdrehen und verbinden. Darum wird auch das Wort **Alpha** und **Omega** genannt, bey dem allein das Ende der Anfang ist, und das sich wiederum in dasjenige endigt, was vorher Anfang war, ohne daß es einen Zwischenraum zugäbe. Daher ist auch, an ihn und durch ihn glauben, so viel, als Eines werden, das unzertrennlich in ihm vereinigt ist; ungläubig seyn aber, heißt getrennt, abgesondert und getheilt seyn.„

Von dem Glauben kommt der Verfasser auf die Hoffnung, und zeigt unter andern, daß **Socrates** ein künftiges Leben erwartet habe. Nun beweiset er weitläufig, daß nicht nur die heidnischen Weisen, besonders **Pythagoras** und die Egyptier, sondern auch die heiligen Schriftsteller der Juden, vor dienlich befunden hätten, die Lehren von göttlichen Dingen unter gewisse Sinnbilder und Räthsel zu verstecken. Zu einem Beyspiele sucht er die geheimen Deutungen der jüdischen Stiftshütte auf, und auch sonst theilt er aus den

Schrif-

Schriften und Gewohnheiten vieler alten Völker eine Menge ähnlicher Einkleidungen mit. Diese älteste bey den Barbaren entsprungene Philosophie, sagt Clemens, welche die Wahrheit unter einer Hülle zeigt, kommt dem Gedächtnisse zu statten, zündet den Trieb der Lernbegierigen an, giebt den Lehren ein feyerlich prächtiges Ansehen, und entzieht sie denen, die nicht werth sind, dieselben zu kennen. Paulus selbst hat die prophetische und würklich alte Verbergung, aus welcher die schönen Lehrsätze der Griechen geflossen sind, beybehalten. Die Speise für Stärkere, von welcher er (1 Br. an die Christen zu Corinth, C. 3.) redet, ist das Fleisch und Blut des Wortes, das heißt, das Begreifen der Macht und des Wesens Gottes.

Nach einer solchen Vorbereitung öffnet der Verfasser abermals den Weg zur Erkenntniß Gottes, nämlich die Entfernung von allen irdischen und sinnlichen Dingen. Deswegen, sagt er, hat Socrates die Philosophie eine Betrachtung des Todes genannt, und Pythagoras seinen Schülern ein fünfjähriges Stillschweigen vorgeschrieben. Dieses haben sie vom Moses gelernet, welcher befohl, die Brandopfer sollten, wenn die Haut abgezogen worden, in Stücke zerschnitten werden. Denn die gnostische Seele muß, wenn sie von der groben Haut befreyet worden, keinen körperlichen Unrath, Leidenschaften, Irrthümer und Lüste mehr an sich hat, dem Lichte geweihet werden. Euripides selbst nennt unsern Heiland, ohne es zu wissen, indem er sagt: „Du „trägst im Himmel das Scepter des Jupiter, und „herrschest auch über die Erde.„ Wenn wir aber auch zur Erkenntniß Gottes gelangen, so sehen wir nicht sowohl ein, was ist, als was nicht ist, weil sich Gott auf keine Art begreifen läßt. Gott hat keinen Namen; wir geben ihm aber schöne Namen, damit man richtig von ihm denke. Christo hingegen und den Propheten muß

man als wahren Zeugen von Gott glauben: denn der Herr ist der ächte Sohn Gottes; diese aber sind vor Kinder Gottes erklärt worden. Auch **Plato** hat dieses erkannt: „man muß, schreibt er, den Alten hierinne glauben, welche, wie sie sagten, von den Göttern gebohren waren, und also ihre Eltern am besten kannten. Denn es ist unmöglich, den Kindern Gottes nicht zu glauben, wenn sie sich gleich weder wahrscheinlicher, noch gewisser Beweise ihrer Lehren bedienen. „

Merkwürdig ist hierauf der fortgesetzte lange Beweis des Verfassers, daß die griechischen Philosophen den göttlichen Schriften der Juden überaus viel schuldig sind. Daraus haben seiner Meinung nach die **Stoiker** es genommen, daß Gott aus Leib und Geist bestehe; obgleich dieses seinen allegorischen Verstand hat. Sie haben durch einen Mißverstand aus dem Buche der Weisheit geschlossen, daß Gott durch die ganze Natur gehe. Andere haben die Strafen der Gottlosen nach diesem Leben, die Schöpfung der Welt, die Lehren, daß man Gott ähnlich zu werden trachten müsse, und daß nur das Rechtschaffne gut sey, und glücklich mache, aus gleicher Quelle geschöpft. Daher kommt es, daß uns **Plato** Brüder und Söhne Eines Gottes nennt: er beschreibt auch im **Theätetus** unter dem Bilde des philosophischen Lebens, das christliche. Eben derselbe sagt: „Um den König aller Dinge herum, und seinetwegen ist „alles; er ist die Ursache von allem Guten. Um den „Zweyten aber ist das zweyte; und um den Dritten das „dritte.„ Dieses kann ich nicht anders, als von der heiligen Dreyheit verstehen, so daß der Dritte der heilige Geist, und der Zweyte den Sohn anzeige, durch welchen nach dem Willen des Vaters alles gemacht worden ist. **Plato** hat auch den Tag des Herrn, und beynahe sogar sein Leiden und Sterben geweißagt: so wie viele Griechen die Heiligkeit des siebenten Tages erkannt haben.

ben. Es ist also auch kein Wunder, daß sie auf eine richtige Denkungsart von Gott gerathen sind. **Timäus von Locri** behauptet Ein höchstes Grundwesen aller Dinge, und diese Meinung ist aus der Stelle gezogen: „Höre Israel, der Herr, dein Gott, ist Einer, „und ihm allein sollst du dienen.„ **Xenocrates**, der einen **höchsten Jupiter**, und einen **neuern** (oder letztern) nennt, giebt einigermaaßen den Vater und Sohn zu erkennen. Eine große Menge anderer Stellen von griechischen Dichtern und Philosophen dient dem Verfasser, oft eben so gezwungen, als die bisher angeführten, zur Bestätigung seines Vorwurfs.

Noch im **sechsten** Buche wendet er anfänglich einige Mühe darauf zu zeigen, daß die griechischen Weisen fast alles von den Juden entlehnt haben. Denn, sagt er, und läßt es nicht an einer reichlichen Anzahl Beyspiele fehlen, jene haben sich selbst unter einander bestohlen, wenn ihnen die Gedanken anderer gefielen: sie haben die in der heiligen Schrift erzählten Wunder in fabelhafte Erzählungen verwandelt; selbst den Egyptischen Philosophen und den **Gymnosophisten** der Indianer haben sie vieles abgeborgt. Den besten aber unter den Griechen ist zwar Gott bekannt, aber nicht durch eine Erkenntniß; sondern durch eine Art von Offenbarung. **Clemens** beweiset dieses aus einem dem Apostel **Petrus** fälschlich beygelegtem Buche, versichert mit diesem, daß die frommen Heiden einerley Gott mit den Christen verehren, nur nicht nach einer vollkommenen Erkenntniß, weil sie die von dem Sohne ertheilte Lehre nicht gelernet hätten; ingleichen, daß Juden und Heiden einen alten Bund von Gott empfangen hätten, die Christen aber einen neuen; und daß Gott durch die griechische Philosophie verherrlicht werde, indem er die trefflichsten Griechen in ihrer eigenen Sprache zu Propheten erweckt habe. Er behauptet aber auch, **Christus** habe

in der Hölle den Heiden das Evangelium gepredigt, damit sie nicht ungerechter Weise verdammt würden, weil sie dasselbe nie gehört, und also auch nicht hätten annehmen können.

Hier dreht sich endlich die Abhandlung des **Clemens** zu den Sitten des vollkommenen Christen; aber, wie gewöhnlich, geht sie eben nicht auf geradem Wege fort. Er lehrt, worinne die wahre Weisheit bestehe, und sagt unter andern: Weil es Ein ungebohrnes giebt, nemlich den allmächtigen Gott, und Ein vorhergebohrnes, durch welches alles gemacht worden ist, so schreibt **Petrus**: „Es ist würklich nur Ein Gott, der den Anfang aller Dinge gemacht hat,„ und versteht den erstgebohrnen Sohn, indem er die Worte genau einsieht: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erden. **Paulus** tadelt nicht die Philosophie; er will nur nicht, daß derjenige, der auf die **gnostische** Höhe gelangt ist, zur griechischen Philosophie zurückkehre, die bloß Anfangsgründe enthält. Doch ist diese den Griechen als ein eigenthümlicher Bund von Gott ertheilt worden, um den Grund der christlichen Philosophie abzugeben, wenn gleich die griechischen Philosophen sich gegen die Wahrheit taub stellen, die Stimme der Barbaren verachten, oder sich vor der Gefahr des Todes fürchten, mit welchem die bürgerlichen Gesetze den Gläubigen drohen. Der wahre **Gnostiker** ist frey von allen Leidenschaften: er fühlt nur solche Begierden, die zur Erhaltung des Leibes nothwendig sind. Es würde lächerlich seyn zu glauben, daß der Körper **Christi** die nöthigen Dienstleistungen gefordert habe, um beym Leben zu bleiben. Denn er aß, nicht wegen des Körpers, der durch eine heilige Kraft erhalten wurde; sondern damit diejenigen, welche mit ihm umgiengen, nicht, wie nachmals einige, denken möchten, er habe nur einen scheinbaren Leib gehabt. Er war ohne alle Leidenschaft, ohne Vergnü-

gnügen und Traurigkeit: so bildet sich ihn Clemens nach stoischen Grundsätzen ab. Ein gnostischer Christ, der den Erlöser nachahmt, kann sich menschlicher Wissenschaften sehr wohl als einer Vorbereitung zur höhern Wahrheit bedienen. Er findet in den Zahlen der Rechen- und Meßkunst, in den Tönen der Tonkunst, Geheimnisse göttlicher Dinge. So kann er sich in der Tonkunst den übereinstimmenden Klang des Gesetzes und der Propheten, ingleichen der Apostel mit dem Evangelio, oder auch ein Volk das seelig wird, als eine Cither vorstellen, auf welcher von dem ewigen Worte gespielt wird. Vielleicht hat auch Christus durch die beyden Fische und die fünf Gerstenbrodte, mit welchen er fünftausend Menschen speiste, die Gelehrsamkeit der Juden und Griechen angezeigt, welche vorher gebraucht werden muß, ehe die Nahrung des göttlichen Weizens genossen wird. Wenn ein Christ die gnostische Vollkommenheit durch Uebung in der Unempfindlichkeit erreicht hat, so ist er den Engeln gleich, und eilt nun in der rechten Erkenntniß, und durch die Liebe Gottes, zu der heiligen Wohnung. Er ist ein wahrer Presbyter und Diaconus der Kirche, das heißt, ein Diener des göttlichen Willens, und wird dereinst, wenn er gleich hier nicht mit dem bischöflichen Sitze beehrt war, wie Johannes in der Offenbarung sagt, auf den vier und zwanzig Thronen sitzen, um das Volk zu richten. Denn die Aemter der Bischöfe, Aeltesten und Kirchendiener sind, wie ich glaube, Nachahmungen der Englischen Herrlichkeit, und der Einrichtung, welche nach der heiligen Schrift auf diejenigen wartet, die nach dem Beyspiele der Apostel gelebt haben. Von diesen schreibt der Apostel, sie würden in den Wolken empor gehoben, und zuerst Diaconi, sodann durch eine Stufe der Herrlichkeit unter die Presbyteros aufgenommen, bis sie endlich zu einem vollkommenen Manne aufwachsen. Man wird hier sowohl die willkührliche Zusam-

mensetzung und Erweiterung von Schriftstellen, welche Clemens vornimmt, als die große Verehrung, mit welcher er von den Bischöfen spricht, nicht unbemerkt lassen.

Er ist aber auch der erste christliche Lehrer, der in dieser und in andern gleichlautenden Stellen, (Stromat. L. IV. p. 634. L. VII. p. 865. 866. 879.) aus **Pythagoreischen** und **Platonischen** Grundsätzen für Christen, welche nach ihrer Taufe in Sünden verfallen sind, eine Reinigung nach dem Tode erdichtet hat. Denn außer den vollkommenen Christen, welche den Engeln gleich seyn sollen, läßt er nicht allein solche, die den Leidenschaften und der Unmäßigkeit unterworfen sind, von ihren Sünden durch Strafen vorher reinigen, ehe sie zur Wohnung im Himmel gelangen; sondern auch diejenigen, welche er Gläubige nennt, sollen wegen ihrer Sünden ein gleiches Schicksal nach dem Tode ausstehen, und auch alsdenn nicht zu der höchsten Seeligkeit der Vollkommenen sich erheben. Die Art dieser Reinigung durch gewisse Strafen beschreibt er nicht genau; doch sagt er, der Gläubige ängstige sich darüber, daß er noch nicht so weit gekommen sey, als andere; eben derselbe werde auch von Schaam wegen seiner begangenen Versehen getroffen: und dieses wären für ihn die härtesten Strafen. Ein läuterndes Feuer hat man erst in den folgenden Zeiten daraus gemacht: und dieses ist der Ursprung der Lehre von dem jetzt sogenannten **Fege- oder Reinigungsfeuer**, das die Römische Kirche glaubt. Die Christen, unter welchen **Clemens** lebte, kannten solche Reinigungen nach dem Tode noch nicht: und ein Werk wie das seinige, so unerschöpflich an Einfällen über die Erklärung der Religion und der heiligen Schrift, war eben nicht geschickt dazu, ihren allgemeinen Beyfall für eine Meinung zu gewinnen, von welcher die Stifter ihres Glaubens nichts gesagt hatten.

Gleich

Gleich darauf folgt ein anderer nicht weniger wunderbarer Gedanke des Clemens. Weil Gott voraussah, schreibt er, daß der Heide nicht glauben würde; so hat er ihm gleichwohl, damit er seine Vollkommenheit erhalten möchte, die Philosophie ertheilt; aber vor dem Glauben. Er hat ihm Sonne, Mond und Sterne gegeben, welche Gott, wie das Gesetz sagt, (er glaubt dieses in der Stelle, 5 Buch Mos. C. IV. v. 19. zu finden,) für die Heiden zur Verehrung gemacht hat, damit sie nicht, wenn sie gänzlich ohne Gott und Religion wären, auch gänzlich umkommen möchten. Sie sind aber auch gegen dieses Gebot undankbar gewesen, und haben sich zu gehauenen Bildern gewandt: daher sollen sie gerichtet werden, wenn sie sich nicht bessern. Einige darum, weil sie Gott nicht glauben wollten, da sie es doch konnten; andere, weil sie, ob es ihnen gleich nicht an Willen fehlte, sich doch nicht Mühe genug gaben, Gläubige zu werden; auch gewiß diejenigen, welche von der Verehrung der Gestirne nicht zu dem Schöpfer derselben übergegangen sind. Denn dieser Weg ist den Heiden angewiesen worden, um durch die Verehrung der Gestirne zu Gott aufwärts zu sehen.

Dieses bringt den Verfasser zu den mancherley Stufen der Erkenntniß Gottes, die er nach einem Bilde, dessen sich **Paulus** bedient, (Br. an die Christen zu Rom, C. XI. v. 6.) unter einer vierfachen Einpfropfung vorstellt. Die vollkommene göttliche Erkenntniß ist, seinem Ausdrucke nach, in denen zu suchen, welche Götter werden. Sie verstehen die heilige Schrift völlig; warum aber in dieser viele dunkle und mystische Stellen vorhanden sind, wird ohngefähr wie im fünften Buche beantwortet. Als ein Beyspiel führt der Verfasser den geheimen Verstand der zehn Gebote an. Mit der zehnten Zahl sowohl, als besonders mit der siebenten, welche dem Sabbath eigen ist, spielt er lange, und nicht

ohne seine gelehrte Belesenheit zu zeigen. Er geht auch von der gewöhnlichen Ordnung jener Gebote ab, indem er unter andern, wie Philo, dem er bey der Erklärung des Mosaischen Gesetzes fast beständig folgt, dem Gebote von der Ehrerbietung gegen die Eltern die fünfte Stelle giebt. Hierauf wiederholt er es, daß die Philosophie zwar keine vollkommene Wissenschaft ertheile; aber doch von der göttlichen Vorsehung zur Vorbereitung auf die Philosophie durch Christum gegeben worden sey; und zwar den besten unter den Heiden. „Die „Juden, sagt er, haben das Gesetz, die Heiden hingegen die „Philosophie bis zu der Ankunft Christi empfangen; „von dieser Zeit an aber giebt es einen allgemeinen Be„ruf zu einem besondern Volke der Gerechtigkeit, durch „die Lehre, welche aus dem Glauben kommt, indem es „der Herr, welcher allein der einzige Gott von beyden, „von Griechen und Barbaren, oder vielmehr von dem „ganzen menschlichen Geschlechte ist, durch Ein Mittel „sammelt.„ Diese Denkungsart des Clemens von dem Nutzen der griechischen Philosophie, half nicht allein die Heiden zum Christenthum herannähern; sie begegnete auch dem möglichen Einwurfe derselben, warum Gott die Offenbarung, welche allein seine wahre vollkommene Erkenntniß enthalten soll, den Heiden nicht eher bekannt gemacht habe. Man kann ihm nur dieses vorwerfen, daß er nicht immer ganz übereinstimmend mit sich selbst von dieser Sache geschrieben hat.

Die Vorzüge und Tugenden des gnostischen Christen beschreibt er auch noch im siebenten Buche, um die Philosophen zur Bewunderung und Beschämung zu bringen. Hier zeigt er, daß derselbe allein heilig und ein frommer Verehrer Gottes sey; desto weniger aber treffe ihn der verläumderische Namen eines Atheisten. Von dem Sohne Gottes sagt Clemens, er habe die vollkommenste, heiligste, über alles herrschende,

und

und wohlthätigste Natur, welche dem Allmächtigen allein die nächste sey; er ordne alles nach dem Willen seines Vaters an, und regiere alles Geschaffene auf das Beste; er sey die Kraft (oder Macht) des Vaters, sein vornehmstes Wort, das eher als alles andere, was gebohren worden, da gewesen, ja gleichsam eine väterliche Würkung; er habe den Griechen durch die untergeordneten Engel, welche nach einem alten göttlichen Befehle unter die Völker vertheilt wären, die Weisheit gegeben; aber die Meinung der Gläubigen, (das heißt die christliche Religion,) sey der Antheil des Herrn. Weiter lehrt der Verfasser, ein wahrer Gnostiker bemühe sich, Gott und seinem Sohne ähnlich zu werden, so daß er das dritte göttliche Bild, nach dem Sohne, der das Ebenbild seines Vaters ist, werde; die Gewohnheit der Heiden, die Götter den Menschen völlig gleich abzuschildern, sey der Grund ihrer falschen Religion; auch zeigt er, was vor rühmliche Eigenschaften das Gebet des vollkommenen Christen zu Gott habe, wie Wahrheitliebend, geduldig, wohlthätig, geneigt Beleidigungen zu vergeben, derselbe sey. Diese noch weiter ausgebreitete sittliche Abbildung enthält viele schöne und starke Züge: Clemens gefällt überhaupt in der Tugendlehre mehr, als wenn er den Glauben der Christen erklärt. Freylich kann er sich auch bey jener nicht enthalten, geheimnißvolle Deutungen und Anspielungen aufzusuchen. So sagt er von den wöchentlichen Fasten an der Mittewoche und am Freytage, das Räthselhafte dieser Fasttage bestehe darinne, daß man sich des Geizes und der Wollust enthalte, aus welchen alle Laster entspringen: weil nämlich der erstere dieser Tage vom Mercurius, der andere von der Venus, den Namen erhalten hat.

Hierauf widerlegt Clemens noch den Einwurf der Heiden und Juden, sie könnten den christlichen Glauben nicht annehmen, weil die Kirche so viele Uneinigkeit

über denselben erregt hätten. Aber auch unter euch, antwortet er, giebt es viele Sekten und Zwistigkeiten; ohne daß dadurch die Wahrheit ganz bey euch vertilgt würde. Wir haben nächstdem ein sicheres Kennzeichen, um den wahren Glauben von Irrthümern zu unterscheiden, nämlich, daß wir alle Lehren nach der heiligen Schrift prüfen, von der die Irrlehrer insgesammt abweichen. Dazu kommt auch dieses, daß die Ketzer weit später aufgekommen sind, als die allgemeine rechtgläubige Kirche: diese ist so alt, als das Christenthum; jene verrathen selbst durch ihre Neuigkeit, daß sie eine falsche Lehre vortragen. Auch diese Anmerkungen sind wohl und faßlich ausgeführt; aber der Verfasser kann das Buch nicht beschließen, ohne auch Weisheit von seiner Art zuzumischen. Das Mosaische Gesetz von den reinen und unreinen Thieren soll die wahren Christen von den Juden und Ketzern unterscheiden lehren: und er bringt daher geistliche Erklärungen von den gespaltenen Klauen und vom Wiederkäuen vor, in denen andere nichts als seine Einbildungskraft sehen.

Clemens hatte acht Bücher dieses Werks geschrieben; allein das letzte ist zeitig verloren gegangen, und dasjenige, welches wir jetzt an dessen Stelle lesen, hat mit den vorhergehenden nichts gemein, indem es ganz in die Vernunftlehre gehört. Es scheint ein abgerissenes Stück aus einem andern seiner untergegangenen Werke (ὑποτυπώσεις) zu seyn. Doch die sieben bisher beschriebenen Bücher können auch ohne alle noch beyzufügende Erläuterungen oder Folgen, die außerordentliche Lehrart ihres Verfassers kenntlich machen. Man hat zu ängstlich gesucht, ihn durchgängig nach dem Lehrbegriff der spätern Christen denken und schreiben zu lassen: genug, daß er überhaupt dem Glauben der heiligen Schrift folgt. Allein der Einfalt desselben oft sehr zuwider, versteckt er ihn unter schwerfällige Zierrathen, oder setzt

gar

gar Nebenmeinungen hinzu, die derselbe keineswegs verträgt. Die Erwartung der Leser in Absicht auf die Uebereinstimmung der heidnischen Philosophie mit der christlichen Religion, welche gezeigt werden sollte, wird eben nicht befriedigt; diese Absicht verführt vielmehr den Verfasser zu sehr gezwungenen Aehnlichkeiten. Unterdessen kann man zugeben, daß er bey den Heiden seinen Endzweck dadurch wohl einigermaaßen möchte erreicht haben. Er, dem es an Geschicklichkeit, die heilige Schrift zu erklären, nicht fehlt, wählt doch sehr häufig lieber die Kunst, sie auf alle Seiten zu drehen, und ihr einen unerweislichen Verstand auszupressen. Die Ursachen, mit welchen er sich rechtfertigte, können deutlicher mit der einzigen ausgedrückt werden: er fand die Lehren des Evangelii so klar vorgetragen, und den buchstäblichen Sinn so leicht, auch Kurzsichtigen in die Augen fallend, daß ihm nichts übrig blieb, um mehr als andere Christen darüber zu sagen, als Allegorien und vermeinte Geheimnisse. Eben dieses gilt von mehrern alten Lehrern der Christen; aber bis auf diese Zeit von keinem in einem so hohen Grade als vom **Clemens**. So vielen Dank er auch von den christlichen Nachkommen verdiente, daß er die Religion nur auf die heilige Schrift gegründet wissen wollte; so gab er doch ein schädliches Beyspiel, sie zu mißbrauchen, erweckte die Lust, alles in ihr zu suchen, was man gerne finden wollte, und seine gewaltsamen Beweise aus derselben könnten wohl, bey manchen Lesern, der Religion nachtheilig geworden seyn. Neben den Schriften, welche die allermeisten Christen vor göttlich hielten, beruft sich **Clemens** oft auf untergeschobene, wie auf die **Verkündigung** oder Predigt des Apostels **Petrus**, seine **Offenbarung**, seine **Geschichte**, das **Evangelium der Hebräer**, ingleichen der **Egyptier**, auf die **Lehren** des Apostels **Matthias**, und **den Hirten** des **Hermas**. Aus diesen führt er sogar hin und wieder seine Beweise eben sowohl

als aus jenen. Es kann freylich daraus noch nicht geschlossen werden, daß er sie auch vor göttlich eingegebene Bücher gehalten habe. Manche derselben scheint er vielmehr den gnostischen Partheyen zu überlassen, unter welchen sie mögen verfertigt worden seyn: und bey Reden Christi, welche sie enthalten, antwortet er, daß dieselben in den vier Evangelien nicht befindlich wären. Aber er nimmt doch aus der sogenannten Predigt Petri Worte dieses Apostels und des Paulus als zuverläßig an, die er zur Bestätigung seiner Lehrsätze anwendet; ja von dem Inhalte der dem Hermas beygelegten Schrift redet er nicht anders, als wenn derselbe würklich aus einer göttlichen Offenbarung herkäme. Zu diesem allem kann man endlich noch beyfügen, daß dieses sonderbare Werk des Clemens auch schon wegen seiner ungemeinen Belesenheit in griechischen Schriftstellern, und darunter selbst in solchen, deren Arbeiten wir nicht mehr lesen können, nächstdem wegen vieler Beyträge zur Religions- und gelehrten Geschichte der Griechen, lesenswürdig sey. Zwar ist seine Gelehrsamkeit oft übel angebracht: sehr weitschweifig und wiederholend ist sein ganzer verworrener Vortrag, und er schmiegt sich zu sehr nach der Denkungsart der griechischen Philosophen und der Gnostiker, die er doch beyde widerlegen will. Allein er hält doch dafür durch so vieles Neue, welches er vorbringt, durch die Mannichfaltigkeit seiner Abhandlungen, durch merkwürdige Schrifterklärungen und meistentheils wohlgerathene moralische Vorschriften seine Leser schadlos.

Außer diesen drey Hauptwerken des Clemens von Alexandrien, hat man unter seinem Namen noch einige weniger beträchtliche Schriften. Eine derselben über die Frage: Welcher Reiche wird wohl seelig? hat ihn gewiß zum Verfasser. Seine Absicht ist darinne, als in einer Erklärung eines bekannten Ausspruchs

spruchs Jesu, (Gesch. Marci, C. X. v. 17. fg.) zu zeigen, daß man die vermeinte Glückseeligkeit der Reichen nicht zu unbesonnen rühmen, sondern vielmehr erkennen müsse, mit wie vielen Reizungen zu sündigen ihr Zustand verbunden sey. Doch erinnert er sie auch, die Hoffnung zur Seeligkeit darum nicht aufzugeben, und lehrt besonders den rechtmäßigen Gebrauch der Reichthümer. Man erkennt ihn unter andern an der Meinung, (c. 39. p. 957. ed. Potteri,) daß derjenige von Gott gänzlich verworfen werde, der nach erhaltener Vergebung der Sünden, durch Unwissenheit oder Zufälle in neue verfalle; an dem Engel der Buße, (c. 42. p. 961.) den er vermuthlich aus dem Hirten des Hermas entlehnt hat, und an der ganzen Auslegungsart. Er erzählt auch eine rührende, vielleicht aber nicht ganz zuverläßige Geschichte von dem Apostel Johannes. Sonst ist diese Schrift einiger Aufmerksamkeit wohl würdig.

Eine andere, die man dem Clemens zuschreibt, führt die Aufschrift: Auszüge aus den Schriften des Theodotus, und der sogenannten morgenländischen Lehre, um die Zeiten des Valentinus. Es ist eine Vorstellung der Valentinianischen und anderer gnostischen Lehren, mit seltsamen Schriftauslegungen verbunden. Der Name der morgenländischen Lehre oder Philosophie, der hier von den gnostischen Irrthümern gebraucht wird, nöthigt uns beynahe, an einen Europäischen Verfasser zu denken, der die Länder anzeigen wollte, aus denen die Gnostiker zum Vorschein kamen. Wenn es aber ein Stück aus einem verlornen Werke des Clemens seyn sollte, wie man einige Ursache zu glauben hat: so wäre es eine ziemlich niedrige und mühsame Beschäftigung, solche Träume weitläuftig zu entwickeln, ohne, so weit wir diesen Aufsatz vollständig besitzen, ein Mißfallen darüber zu bezeigen.

gen. Dazu pflegt man auch die Auszüge aus den Schriften der Propheten als einen andern abgerissenen Aufsatz des Clemens zu rechnen. Sein Vortrag ist in der That darinne noch kenntlicher; aber es enthält diese Schrift ein solches Gemische von Gedanken eines verschiedenen Werthes, daß sie bis auf wenige Stellen nicht viel bedeutet.

Noch sind auch, wiewohl nur in lateinischer Sprache, einige Abrisse, die Clemens von Briefen der Apostel verfertigt hat, vorhanden: viele andere kleine Stücke aus seinen untergegangenen Schriften sind von spätern christlichen Lehrern aufbehalten worden. Alles was von ihm noch übrig ist, hat der Erzbischof von Canterbury, Johann Potter, am vollständigsten und prächtigsten zu Oxfort im Jahr 1715 in zween Foliobänden ans Licht gestellt. Die Verdienste desselben bey dieser Arbeit bestehen in neuen Beyträgen zu mehrerer Richtigkeit der Urschrift, in einer neuen lateinischen Uebersetzung der Ermahnungsschrift an die Heiden, und einiger Verbesserung der Uebersetzung von den beyden andern größern Schriften, endlich in Anmerkungen und andern Erläuterungen, welche Potter und andere Gelehrte den bereits ehemals gedruckten beygefügt haben. Diese Ausgabe hebt jedoch den brauchbaren Werth einiger ältern nicht auf. Darunter müssen die erste ganz griechische vom Petr. Victorius, (Florenz 1550 Fol.) und die mit den Anmerkungen und Verbesserungen des Friedrich Sylburg und Daniel Heinsius versehene (zu Leyden 1616 Fol.) vorzüglich genannt werden. Von der letztern ist ein schöner mit des Jesuiten Fronton le Duc Anmerkungen vermehrter Abdruck zu Paris im Jahr 1629, und ein anderer zu Wittenberg (unter der Aufschrift Cöln) im Jahr 1688 veranstaltet worden. Zur Ergänzung dieser ältern Ausgaben dient die kleine Sammlung des Thomas

mas Jttig, (Leipzig 1700, 8.) worinne er das Buch von der Seeligkeit des Reichen, die Abrisse von apostolischen Briefen, und die kleinern abgerissenen Stücke, mit guten Nachrichten, Erläuterungen und einigen Abhandlungen über die Kirchengeschichte, herausgegeben hat.

Unter den Büchern des Clemens, die uns die Zeit entrissen hat, ist keines wichtiger, als dasjenige, welches den Namen der Unterweisungen oder Erklärungen (ὑποτυπώσεις) führte. Verschiedene historische Stellen aus demselben, in welchen von den Aposteln und andern Schülern Jesu, ingleichen von den heiligen Büchern der Christen einige Nachricht gegeben wird, hat Eusebius in seine Kirchengeschichte (L. I. c. 12. L. II. c. 1. 2. 9. 14. 15. L. VI. c. 14.) eingerückt. Allein Photius hat (Biblioth. Cod. 109.) einen allgemeinen Begriff von diesem Werke gegeben. Es ist, schreibt er, über Stellen des Alten und Neuen Testaments aufgesetzt, die er kurz erklärt. Man findet zwar viele richtige Lehren darinne; aber auch manche gottlose Meinungen. Denn er lehrt, daß die Materie ewig sey; daß Gott gewisse ewige Begriffe durch seinen Willen hervorgebracht habe; und daß der Sohn Gottes ein Geschöpf sey. Er glaubt, daß die Seelen aus einem Leibe in den andern wandern, und daß es viele Welten vor dem Adam gegeben habe. Die Eva läßt er auf eine schändliche Art aus dem Adam entstehen. Nach seinem Vorgeben haben die Engel mit Weibern Kinder gezeugt. Das Wort soll nicht würklich, sondern nur dem Scheine nach, ein Mensch geworden seyn: und es soll ein doppeltes göttliches Wort geben, davon nur das geringere den Menschen erschienen sey, welches er eine Kraft Gottes nennt, die aus dem Worte desselben geflossen, Verstand geworden, und die Herzen der Menschen durchdrungen habe. Dieses alles

sucht

sucht er aus der heiligen Schrift zu beweisen. Er bringt noch viele andere schlimme Sätze vor: entweder, setzt Photius dazu, daß er solches selbst gethan; oder daß ein anderer dieselben unter seinem Namen ausgestreuet hat. Der Zweck aber des ganzen Buchs ist wohl die Auslegung der beyden ersten Bücher Mosis, der Psalmen, der Briefe Pauli, und des Predigers Salomo. — Man kann aus dieser Nachricht schließen, daß Clemens in dem untergegangenen Werke seine Erklärungsart der heiligen Schrift ausführlich vorgestellt, und durch sehr viele Beyspiele erläutert habe. Eine so außerordentliche Verbindung von richtigen Grundsätzen der Auslegung mit allegorisch mystischen und philosophischen Deutungen, selbst mit vereinigten gnostischen Geheimnissen, als dieser Schriftsteller in seinen übrigen Werken getroffen hat, macht den Verlust des eben genannten desto empfindlicher, weil es allem Ansehen nach seiner Denkungsart, die auf die folgenden Christen einen so großen Einfluß hatte, vieles Licht ertheilen würde. Aber die Muthmaaßungen, daß sich vielleicht ein anderer Verfasser unter dem Namen des Clemens verborgen, oder daß die Ketzer dieses Werk verfälscht haben möchten, scheinen nur aus der Begierde seine Ehre zu retten, entstanden zu seyn. Es kann leicht gezeigt werden, daß er in den noch vorhandenen Schriften die meisten anstößigen Meinungen, welche Photius anführt, entweder mit eben denselben Worten behauptet, oder durch die unglücklich gezwungene Vergleichung jüdischer und christlicher Lehrsätze mit philosophischen Lehrgebäuden sich denselben genähert habe.

Von diesem Schriftsteller, dessen weitläuftige gelehrte Belesenheit, Liebe zur Philosophie, und Neigung Geheimnißvoll zu lehren, das Reifen seiner theologischen Beurtheilung gehindert haben mag, der die Leser wechselsweise unterrichtet und zerstreuet, vergnügt und ermü-

det,

det, reden **Eusebius** (Hist. Eccl. l. c. et L. VI. c. 11. Praepar. Evang. L. II. c. 9. L. IV. c. 16.) und **Hieronymus** (Catal. script. eccles. c. 38. Epist. ad Magn. Orator. 83.) bloß mit ungemeinen Lobsprüchen. Unpartheyischer hingegen, genauer, und bisweilen auch mit vieler Schärfe, haben ihn **Clericus** (Biblioth. univers. T. X. p. 76. sq. Epist. crit. I. und in den Lebensbeschreibungen einiger Kirchenväter,) **Brucker** (Hist. crit. Philos. T. III. p. 414 - 427. T. VI. p. 540. sq.) **Mosheim** (Commentar. p. 274. sq. 278. sq. 300. 301. 305. sq.) und Herr **D. Semler** (Geschichte der christlichen Glaubenslehre, Zweyter Abschnitt, Erste Abtheilung, Viertes Hauptstück, S. 133 - 156.) beurtheilt.

Philosophie des Ammonius, und der christlichen Lehrer überhaupt.

Zu gleicher Zeit mit ihm lebte zu Alexandrien **Ammonius Saccas**, der Stifter einer sehr berühmten philosophischen Parthey, welche die letzte unter den griechischen, den Christen aber gewissermaaßen schädlicher, als alle vorhergehende war. **Ammonius** führte den Beynamen **Saccas** von der Lebensart seiner Jugend: er ernährte sich durch das Forttragen der Kornsäcke von den Schiffen. Aber dieser junge Christ fühlte seine Gaben, ergab sich den Wissenschaften, und trat, vielleicht aus Bewunderung der griechischen Philosophie,

zum Heidenthum über. Zwar läßt ihn **Eusebius** (Hist. Eccl. L. VI. c. 19.) nicht allein bey der christlichen Religion stets verharren; sondern auch Bücher zur Bestätigung derselben schreiben. Aber alles, was **Ammonius** zum Vortheil der heidnischen Religion und Philosophie unternommen hat; auch selbst das in der gedachten Stelle angeführte Zeugniß des **Porphyrius**, der unter seine ältesten und vornehmsten Anhänger gehört, macht es glaublich, daß **Eusebius** einen christlichen Lehrer **Ammonius** mit diesem heidnischen Philosophen vermengt habe. Denn zu sagen, daß **Ammonius** niemals öffentlich von den Christen abgetreten sey, ob er sich gleich mehr auf die Seite der Heiden gewandt habe, ist mit vielen Schwierigkeiten umgeben. Genug, er brachte ein Lehrgebäude auf, durch welches alle philosophische Sekten und beynahe auch alle Religionen mit einander vereinigt werden sollten, fand eine Menge Zuhörer unter Heiden und Christen, bey jenen auch großen Beyfall, und lehrte mit ungemeinem Ruhm der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns bey eben denselben, bis er in einem hohen Alter zwischen den Jahren 230 und 250 starb.

Der Einfall dieses Mannes war nicht völlig neu; aber die Erweiterung und Ausführung desselben waren es. Ehe noch das Christenthum aufkam, fiel den griechischen Philosophen die Nothwendigkeit in die Augen, ihre alten und ärgerlichen Zwistigkeiten entweder aufzuheben, oder vor der Welt mehr zu verbergen. Sie, welche die herrschende Religion zu verbessern suchten, waren fast in keinem wichtigen Grundsatze durchgehends mit einander einig. Auch bestritt und verlachte nicht bloß eine Sekte die andere: sie waren eigentlich alle in zween große feindseelige Haufen getheilt. In dem ersten standen die **Dogmatiker** oder Philosophen, welche im Vertrauen auf ihre Beweise, mit entscheidender Gewißheit lehrten, und sich durch keine Zweifel stören lies-

sen;

sen; da hingegen die Skeptiker nebst den Akademikern über diese Einbildung von unstreitiger Wissenschaft desto kühner lachten, weil sie weder glaubten, daß der menschliche Verstand zu einer solchen Festigkeit in der Untersuchung der Wahrheit gelangen könne; noch die Merkmale davon auf jener Seite erblickten. Die christliche Religion erschien, und ihre Verehrer machten den Philosophen noch beschämendere Vorwürfe wegen ihrer Uneinigkeit, als sie selbst unter einander, oder wenigstens Heiden solches thun konnten. Aus allen diesen Veranlassungen entstanden frühe Versuche, die philosophischen und gottesdienstlichen Lehrgebäude in Eines zu schmelzen. Egypten, und daselbst Alexandrien besonders, schickte sich dazu vortrefflich. Die Religion und Philosophie dieses Landes hatten längst schon durch die Herrschaft der Perser und Griechen, durch den Zufluß so vieler Ausländer, den die Handlung hervorbrachte, und überdieß durch die Versammlung so vieler Gelehrten zu Alexandrien, eine beträchtliche Veränderung erlitten. Daselbst war die Pythagoreische und die Platonische Philosophie, verstärkt durch Lehren morgenländischer Völker, gemeinschaftlich von Egyptiern und Griechen mit ihrer Religion vermischt worden: sogar Juden, welche in diesem Lande lebten, waren von derselben nicht frey geblieben, und endlich drangen sie auch zu den Christen.

Alexandrien hat also auch der eklektischen oder wählenden Sekte, die mit einer freyen Auswahl sich aller Meinungen der Philosophen bedienen, sie vergleichen, und unter einander in Verbindung bringen wollte, ihren Ursprung gegeben. Eigentlich widersprechen sich zwar die Worte, eklektische Sekte, selbst, weil eben die gedachte Freyheit zu denken keine einförmigen Vorschriften einer gewissen Parthey verträgt. Allein, wenn übereinstimmende allgemeine Grundsätze, nach welchen diese

ungebundene, selbst prüfende Art zu philosophiren ihren Weg fortschreiten soll, von einer Anzahl scharfsinniger Köpfe angenommen werden, so machen sie freylich eine Sekte oder doch eine vereinigte Gesellschaft aus, welche die einzige unter den Philosophen zu allen Zeiten hätte seyn sollen. Der Vater der **Eklektiker** war **Potamo**, ein Weltweiser zu Alexandrien, von dessen Zeitalter sich keine wahrscheinlichere Bestimmung angeben läßt, als daß er nicht lange vor dem **Ammonius** gelebt habe. So viel wir von seinen Lehrsätzen wissen, suchte er die vornehmsten Sekten, die damals noch blühten, in Absicht auf die Vernunftlehre, die Naturkunde, und die Sittenlehre zu einem Vergleiche unter einander zu bringen. In der That war diese eklektische Philosophie, als sie anfieng eine Sekte zu gründen, weniger eine geübte Fertigkeit das Wahre zu wählen; als die Kunst, alle Lehrgebäude, so weit sie sich auch von einander entfernten, in eine einzige Ringmauer einzuschließen.

Ammonius, der einen weit glücklichern Fortgang hatte, als **Potamo**, gieng ohngefähr eben solchen Absichten nach. Ihn betrübten nach der Erzählung eines seiner Bewunderer, (des **Hierocles**, beym **Photius**, Biblioth. Cod. 214.) die anstößigen Streitigkeiten zwischen den Anhängern des **Plato** und des **Aristoteles**, die mit einer solchen Wuth geführt wurden, daß beyde Theile die Schriften ihrer Lehrer verfälschten, damit sie desto weniger mit einander gemein haben möchten. Er hob also diese Zwistigkeiten auf, welche der Philosophie zur Schande gereichten, und zeigte, daß jene beyden großen Männer über die wichtigsten und nothwendigsten Lehrsätze vollkommen mit einander einig wären. Daß er dabey zugleich auf die christliche Religion einige Rücksicht genommen habe, ist überaus wahrscheinlich. Ihre Lehrer warfen schon seit einiger Zeit den heidnischen Philosophen in ihren Schriften vor, daß

sie

sie sich eben über die vornehmsten Lehren, die man bey der Erkenntniß Gottes und dem Betragen des Menschen brauchte, am lächerlichsten zankten. Da diese treffende Beschuldigung desto mehr Eindruck machen mußte, je getroster sich die Christen, auch ohngeachtet der Abweichungen der Ketzer, auf ihre Einigkeit im Glauben berufen konnten, weil ihnen doch das Mittel, diese zu erhalten, immer in seiner Kraft verblieb: so ist es schwer zu glauben, daß die Philosophen, ob sie gleich bisher die Christen nur verachtet hatten, nicht endlich auch ernsthafte Anstalten gegen sie vorgenommen haben sollten. Und zu diesem Endzwecke dienlich, sahen sie gar bald das Lehrgebäude des **Ammonius** an: man kann also schließen, daß sie es nicht bloß dazu angewandt, sondern daß er selbst es unter andern auch zu diesem Gebrauche bestimmt habe. Eine schwerer zu beantwortende Frage ist es, ob die Christen nicht selbst etwas dazu beygetragen haben, daß er **eben** diese Bahn betreten hat. Sie empfohlen zum Theil selbst mit einer vorsichtigen Wahl des Gewissen und Nützlichen die heidnischen Philosophen: sie fanden auch in denselben manche Aehnlichkeit mit der jüdischen und christlichen Religion; beydes könnte also **Ammonius** von ihnen gelernt haben. Stärker würde diese Muthmaaßung seyn, wenn man Spuren anträfe, daß er in der theologischen Pflanzschule der Christen zu Alexandrien unterrichtet worden sey.

Man hat den Lehrbegriff dieses Mannes in den neuern Zeiten ausführlich abgeschildert; ob man es auch zuverläßig nach allen Theilen, aus denen man ihn bestehen läßt, thun könne, daran zweifle ich. Er hat keine Schriften hinterlassen: von seinen Anhängern haben wir zwar desto mehrere; aber es scheinen auch viele Zusätze, Folgerungen und Ausschmückungen seiner Lehrsätze von ihnen herzurühren. Unterdessen machen sie uns

doch mit der Grundlage bekannt, die sie von ihm erhielten: vor allen **Plotinus**, der größte seiner Schüler; außerdem aber **Porphyrius**, **Jamblichus** und **Proclus**. Aus ihren und ihrer Nachfolger Schriften oder Lebensbeschreibungen, auch einigen Werken der alten christlichen Lehrer, haben **Gottfried Olearius** (Dissert. de Philosophia Eclectica, welche der lateinischen Uebersetzung von **Thom. Stanley** Historia Philos. beygefügt ist,) **Mosheim**, (Dissert. de turbata per recentiores Platonicos Ecclesia, in Dissert. ad Hist. Eccles. pertinentibus, Vol. I. p. 90. sq. und in den Commentar. de Reb. Christ. ante Const. M. p. 280. sq.) am weitläuftigsten aber **Brucker** (Hist. Crit. Philos. T. II. p. 189-462. T. VI. p. 360. sq.) die Denkungsart des **Ammonius** und der **eklektischen** Schule überhaupt beschrieben. Ein ungenannter Franzose (der Verfasser der Histoire critique de l'Eclectisme, ou des nouveaux Platoniciens, Paris 1766 12.) hat die in der Hauptsache richtige Beurtheilung dieser neuern Schriftsteller vergebens, wiewohl mit einigen richtigen Erinnerungen bestritten.

Nach der Versicherung des **Ammonius** und seiner Verehrer, waren sie der Philosophie des **Plato** zugethan: sie nannten sich daher auch **Platoniker**. Aber zum Unterscheide von den alten und ächten Anhängern dieses griechischen Philosophen, hat man ihnen den Beynamen der **neuern** oder **jüngern Platoniker** ertheilt. Denn sie nöthigten der **Platonischen** Philosophie nicht nur das **Pythagoreische** Kleid auf, welches sie schon lange in Egypten trug; auch die **peripatetischen** und **stoischen** Lehrsätze, die alte Weisheit der Egyptier und der Morgenländer, wurden in dieselbe hineingeflochten. Zum Grunde also ihres ganzen Lehrgebäudes liegt der **Pantheismus der Pythagoreer**. Alle Dinge, sagten sie, sind nur Ausflüsse aus dem Wesen Gottes, und machen mit ihm nur Eines aus. Er hat die Welt von

Ewig-

Ewigkeit her aus sich selbst geschaffen, die also gewissermaaßen, gleich ihm, ewig ist. Eben so sind auch alle Seelen und eine unzählige Menge Götter, Engel, Dämonen und Geister aus ihm geflossen. Die Seelen gehen durch verschiedene Leiber, und kehren endlich in ihn zurück. Die höhern Geister sind von Gott zu Vorstehern und Regenten der Völker, auch der allgemeinen Natur gesetzt worden. Diejenigen unter ihnen, welche über Sonne, Mond und Sterne gebieten, sind die ehrwürdigsten und mächtigsten. Aber unter den übrigen mehr irdischen Geistern giebt es viele wollüstige und schadenfrohe: sie sind es, welche Schlachtopfer von Thieren verlangen; da hingegen die andern sich an unschädlichen Geschenken begnügen. Diese Diener des höchsten Gottes sind einer gewissen Verehrung würdig: man kann sich auch leibliche Wohlthaten von ihnen ausbitten; aber die Güter der Seele muß man von Gott allein erwarten. In der Göttergeschichte liegt ein geheimer Verstand, der bald die Sittenlehre bald die Naturkunde betrifft. Es kommt alles auf den Dienst des einzigen Gottes an. Die gemeinen Menschen vollbringen denselben nach den Vorschriften der Religion ihres Landes. Allein der weise Mann, der seine Seele schon in dieser Welt zum Anschauen und zur genauesten Gemeinschaft Gottes führen kann, muß sich aller Leidenschaften und Reizungen zur Sünde, alles dessen, was seinen Leib überflüßig nährt und stärkt, enthalten; dagegen aber sich vom Sinnlichen zu höhern Betrachtungen kehren, und in der strengsten Tugend üben: so wird er endlich in das göttliche Wesen selbst versetzt. So weit kann jedoch nur seine vernünftige Seele gelangen; nicht aber die empfindende oder geistige. Diese letztere, die aus der Materie entstanden ist, hat das Eigene, daß sie durch gewisse Reinigungen fähig wird, die Untergötter und Dämonen zu sehen, mit ihnen umzugehen, sie hervorzurufen, und mit ihrer Hülfe wunderbare Hand-

lungen vorzunehmen: eine göttliche Kunst, welche Theurgia heißt, und nach der nicht einmal alle Weisen zu streben brauchen. Damit alle diese Lehren, welche zur Vereinigung so vieler philosophischen und Religionspartheyen dienen sollten, desto mehr das Ansehen des Alterthums haben möchten, leitete man sie von dem Zoroaster, dem Urheber der chaldäischen Philosophie, von dem Egyptischen Weisen Hermes, und von andern berühmten Männern her. Das Vorgeben war nicht ganz erdichtet; aber es wurde aus Schriften, denen man fälschlich ihren Namen vorgesetzt hatte, bewiesen: und einige derselben, wie der Poemander des Hermes, sind noch vorhanden. Bald stellte man auch Beyspiele von Philosophen auf, welche würklich diesen Forderungen ein Genüge gethan, selbst mit Beystande der Götter solche übernatürliche Dinge verrichtet haben sollten.

Ein Philosoph von dieser Art war auch Jesus, nach der Vorstellung des Ammonius und seiner Freunde. Sie gestanden, daß er ein von Gott begeisterter Mann, der Lehrer einer vortrefflichen Religion, und sehr erfahren in den theurgischen Künsten gewesen sey, aus welchen eben seine Wunderwerke hergekommen wären. Aber sie beschuldigten die Christen, daß sie seinen Lehrbegriff verfälscht hätten, indem er sich weder vor einen Gott ausgegeben, noch die Verehrung aller niedern Götter, sondern nur der bösartigen, abzuschaffen gesucht, auch nichts von einer Erlösung des menschlichen Geschlechts durch seinen Todt gesagt habe. Viele Lehren und Ausdrücke entlehnten sie aus der christlichen Religion; allein sie drehten dieselben in einen Verstand, den nur sie vor wahr hielten, oder sie erklärten auch ihre Meinungen nach christlichen Begriffen. So sprachen sie von einem einzigen höchsten Gotte, von drey Grundwesen in Gott, von der Zeugung des göttlichen Verstandes, und von der Schöpfung der Welt. Nach dem

Muster

Muster der christlichen Theologie beschäfftigten sie sich hauptsächlich mit den Lehren von Gott, von der menschlichen Seele, und von dem Wege des Menschen zur Glückseeligkeit; destoweniger hingegen mit den sonst gewöhnlichen spitzfindigen Untersuchungen der Philosophen. Ihre Sittenlehre insonderheit kam durch die strengsten Vorschriften, durch mancherley Uebungen in der Erkenntniß und Verehrung Gottes, durch Redensarten selbst, in welche sie solche einhüllten, der christlichen oft so nahe, daß Ungeübte vermuthlich über diese Aehnlichkeit erstaunten.

Bey allen Fehlern dieser **eklektischen** Philosophie, die man richtiger eine **synkretistische** (oder **friedenstiftende**,) auch wohl von dem Orte ihres Aufkommens die **Alexandrinische** genannt hat, kann man doch das Schlaue und Blendende in dem Entwurfe derselben, für jene Zeiten, nicht verkennen. Damals arbeiteten und kämpften Christen gegen Heiden, Philosophen gegen Abergläubische, christliche Philosophen gegen heidnische Philosophen, diese letztern unter sich selbst, und wiederum Christen gegen **Gnostiker** und andere Irrlehrer, so rauschend durch einander, daß ein Mann, der sich zum Mittler zwischen allen diesen und noch mehrern Partheyen aufwarf, der ihnen allen zu zeigen versprach, daß sie lange so weit nicht von einander entfernt wären, als sie zu seyn glaubten, ein allgemeines Aufsehen machen mußte. Nicht nur Kurzsichtige und Leichtgläubige; auch diejenigen, welche im Forschen der Wahrheit träge oder gleichgültig gegen sie waren; die Friedfertigen außerdem, denen die Endigung so langer Streitigkeiten gefiel; die Freunde des Neuen und Seltsamen, vermuthlich noch andere Gattungen von Menschen, fanden hier ihre Befriedigung. Heiden und Christen nahmen Antheil an dieser Philosophie, und ihre Folgen waren sehr mannichfaltig.

Sie sollte nach der Absicht ihrer Erfinder den bisherigen Gang des menschlichen Verstandes, der sich in so viele Krümmungen verirrt hatte, auf einerley sichern Straße fortleiten. Der Anschein, daß sie dieses würklich leistete, nahm viele ein: man wollte nicht mehr nach den Grundsätzen eines einzigen Philosophen seine Denkungsart stimmen; die geschicktesten Köpfe wurden Eklektiker, und Ammonius erreichte also seinen Endzweck. Aber im Grunde war dieses nur eine eingebildete Verbesserung: sie fügte sogar der Philosophie einen neuen Schaden zu. Da es unmöglich war, die einander entgegengesetzten Lehrgebäude der Philosophen zu vereinigen: so zwang man sie wenigstens, sich auf einem Mittelwege zusammen einzufinden, und sich durch metaphysische Träume, (denn einen gelindern Namen verdienen sie nicht) das Ansehen der Uebereinstimmung geben zu lassen. Nun verlor man die wahren Lehrbegriffe der Alten gänzlich, indem man sie mit einem zwar künstlichern, aber auch weit weniger brauchbaren Gewebe vertauschte; man verließ die alten Spitzfindigkeiten, um für andere von einer neuen Art ein unermeßliches Feld zu öffnen: und gegen eine so willkührliche, gezwungene, ungewisse Lehrart konnte man mehr als jemals die alten Vorwürfe von der Uneinigkeit der Philosophen anwenden. Ihnen war es angenehm, ihre Widersprüche mit tiefsinnigen Geberden zu verkleistern; die Wahrheit aber stießen sie dadurch in eine finstere Verwirrung.

Eben so wenig nützten die Bemühungen der Eklektiker der heidnischen Religion. Sie gaben ihr eigenmächtige Wendungen: und so artig auch ihre physikalischmoralischen Deutungen der Götterlehre in die Augen fielen, so viel Witz und Gelehrsamkeit sich dabey anbringen ließ; so waren es doch zu spät und zu gezwungen ersonnene Verschönerungen eines ungestal-

ten

ten Gebäudes, an welche die Urheber desselben nicht gedacht hatten. Eine Religion für die Fähigkeit und Bedürfniß aller Heiden wußten auch sie nicht aufzustellen. Sieht man endlich diese Philosophie als eine neue Bestreitungsart des Christenthums an, so konnte sie auch nur bey Unwissenden oder mit Uebereilung glaubenden durchdringen. Leicht war es zu zeigen, daß sie einen durchaus falschen Begriff von der christlichen Religion machte, und außer vielen andern Verdrehungen, auch die Wunder Jesu, die er aus eigenen Kräften verrichtete, sehr ungerecht mit den Gaukeleyen der Theurgie zusammen setzte. Hätten diese Philosophen nur das einzige beweisen können, daß Jesus auch bloß ein Philosoph gewesen sey: so würde man ihnen die Macht haben einräumen müssen, seine Lehren so auszulegen, daß sie mit den ihrigen übereinkämen.

Unterdessen ist es doch ein fast allgemeines Urtheil, daß Ammonius und seine Nachfolger, wenn sie gleich der Wahrheit gar keine Vortheile geschafft, und die christliche Religion meistentheils nur mit betrügerischen Waffen angegriffen haben, dennoch die Stifter eines unbeschreiblichen Schadens für die letztere geworden sind. Sehr scharfsinnige Männer in unsern Zeiten haben daher kein Bedenken getragen, die eklektische Philosophie eine Erfindung des bösen Geistes zu nennen, durch welche er das Christenthum zu stürzen gesucht habe. Allein wenn jener Schade auch völlig ausser Streit gesetzt wäre; so würde man gleichwohl ohne andere historische Spuren nicht berechtigt seyn, das Mittel, durch welches er gewürkt worden ist, von mehr als menschlichen Kräften herzuleiten. Und in der That scheint das Uebel, welches diese Eklektiker der christlichen Religion zugefügt haben, ungemein vergrößert worden zu seyn. Eine oft vorkömmende Bemerkung hat gelehrt, daß der Schaden, welchen Feinde

verur-

verursachen, fast immer übertrieben; derjenige hingegen, der sich von unsern Freunden selbst herschreibt, beynahe nicht gefühlt, und also auch selten in seiner wahren Größe beschrieben wird. In der Geschichte der christlichen Religion und Kirche ist es überaus lehrreich, sich hieran zu erinnern. Beyde haben weit weniger durch ihre offenbaren Feinde, als durch den Unverstand derer, welche ihre Freunde seyn wollten, gelitten.

Es wird zuerst vorgegeben, daß viele Christen durch die eklektische Philosophie verführt worden wären, zum Heidenthum zurückzutreten. Dieses ist nichts mehr als eine Muthmaaßung, die man allerdings wahrscheinlich finden mußte, weil die gedachte Philosophie sich und den Götzendienst gegen viele Anklagen auf eine neue Art verwahrte, und zugleich reizender machte. Es ist aber übrig zu beweisen, daß dieser Versuch bey den Christen auch so sehr glücklich gewesen sey. Man führt kein anderes Beyspiel an, als des Kaisers Julians; den doch die eklektischen Weltweisen schwerlich allein zum Abfall vom christlichen Glauben würden beredet haben, wenn nicht seine ganze Verfassung und andere Umstände ihnen beygestanden hätten. Mit mehr Glaubwürdigkeit kann man sagen, daß die Alexandrinische Philosophie eine beträchtliche Anzahl Heiden bey ihrem Aberglauben mag zurück gehalten haben. Sie schwächte den Eindruck, welchen das Christenthum machte, indem sie zwar Hochachtung gegen Jesum empfol, aber auch zeigte, daß man nicht nöthig hätte, die Lehren, welche unter seinem Namen vorgetragen wurden, anzunehmen; ihm Wunderwerke zuschrieb, die jedoch auch andere vollbracht haben sollten; kurz an demselben nichts rühmte, was nicht auch die Philosophie schenken könnte. Ein bequemer Unterricht für Leute, die entweder unfähig waren, beyde Partheyen zu prüfen; oder durch diese Arbeit ihre Ruhe nicht stören woll-

wollten. Wenn sie also nicht ganz bey ihrer väterlichen Religion verharrten; so blieben sie doch in der Mitte zwischen dieser und der christlichen stehen: man nennt auch einige berühmte Gelehrten der folgenden Zeiten, die solche Gesinnungen scheinen angenommen zu haben.

Nächst diesem Unheil darf man ohne Zweifel noch andere schlimme Früchte angeben, welche die eklektische Philosophie unter den Christen selbst getragen hat. Einige derselben nahm die Aehnlichkeit, welche sie mit christlichen Lehrsätzen hatte, und die Hoffnung, durch ein solches Lehrgebäude den Heiden Liebe gegen das Christenthum beyzubringen, ein: sie gebrauchten dieselbe, so weit es nur möglich war, sie einigermaaßen mit ihrer Religion zu verbinden. Daher aber kam es, daß sie in der Lehre von Gott, von der Seele des Menschen, von seinem Zustande nach dem Tode, unvermerkt auf irrige Vorstellungen geriethen, auch der Anrufung der Heiligen günstig wurden, und selbst einige Religionsgebräuche nach dieser Denkungsart einrichteten. Dieses wird alles in dem fernern Lauf der Geschichte deutlicher werden. Allein zu sagen, daß die Philosophie des Ammonius und seiner Schüler die erste oder die einzige Veranlassung zu diesen nachtheiligen Veränderungen gewesen sey, heißt wider die Geschichte reden. Noch weniger kann man beweisen, daß die strengen leiblichen Uebungen der Christen in der Gottseeligkeit, und ihr Gefallen an vermeinten frommen Betrügereyen, erst durch diese neu Platonischen Grundsätze erregt worden wären. Kaum zur Beförderung dieser längst vorhandenen Anstalten mag die eklektische Philosophie etwas beygetragen haben.

Dagegen muß man vielmehr gestehen, daß diese Philosophie dem Christenthum sogar in mancherley

Betrach-

Betrachtung vortheilhaft gewesen sey. Wenn es gleich die Geschichte nicht ausdrücklich sagt, daß sie manchem Heiden den Uebergang zur christlichen Religion erleichtert habe; so hat dieses doch die größte Wahrscheinlichkeit. Freydenkende und weitsehende Männer konnten es schwerlich ungerührt bemerken, wie künstlich sich die Eklektiker mit Lehren und selbst mit Ausdrücken der christlichen Religion schmückten, die sie doch in einen üblen Ruf brachten. Diese Nachahmung des christlichen Glaubens, die erste erweisliche, die man bey heidnischen Gelehrten antrifft, gereichte demselben immer zur Ehre; sie mochte nun aus der Besorgniß über seine zu schnelle Ausbreitung, oder aus einiger Achtung gegen denselben, entsprungen seyn. Daß eben diese Philosophen die Wahrheit der Geschichte und besonders der Wunder Jesu einräumten, war ein wichtiges und unverdächtiges Zeugniß. Sie haben endlich auch dadurch den Christen wider ihren Willen einen Dienst geleistet, daß sie nicht minder eifrig als diese, die Gnostiker bestritten. Einen Vergleich mit denselben fanden sie unmöglich, ob sie gleich, wie diese, auf eine morgenländische Quelle ihrer Weisheit verwiesen: sie arbeiteten also mit den Christen gemeinschaftlich an der Unterdrückung dieser Irrlehrer.

Besser jedoch als diese eklektischen Philosophen, verdienten manche christliche Lehrer, von Justin dem Märtyrer an, den Namen der Eklektiker. Man begreift ohnedieß, daß die Christen, sobald sie auf denjenigen Wegen philosophiren wollten, welche sich die großen Männer des heidnischen Alterthums gebahnt hatten, nicht einem unter denselben allein folgen konnten; sondern bald diesem, bald einem andern, je nachdem sie Licht oder Festigkeit mit ihm fanden: und oft gar keinem von allen. Aber sie wollten nicht einmal Philosophen im schärfern Verstande des Namens heis-

sen:

sen: nicht Forscher der Wahrheit bloß unter der Anführung der Vernunft und Natur, oder auch von Kennern derselben begleitet. Die Stifter ihrer Religion waren es nicht gewesen: sie konnten auch darinne keinen Ruhm suchen, weil sie eine weit vollkommnere Weisheit als ihr Eigenthum priesen. Ihre Philosophie also war mehr eine Anwendung von demjenigen, was die heidnischen Weisen ihr Scharfsinn gelehrt hatte, bisweilen noch verbessert oder erweitert, zur Vertheidigung der christlichen Religion, und zur Widerlegung der heidnischen, ja der philosophischen Lehrgebäude selbst. Nur selten giengen sie auf die ersten Erkenntnißgründe, Erfahrungen und Quellen der Beweise zurück. Dieses machte, daß sie nicht einmal vollkommene Eklektiker waren: denn anstatt nach einer freyen Prüfung alles zu wählen, und in einen zusammenhängenden Lehrbegriff zu bringen, was die Philosophen wahres gesagt hatten, sammleten sie fast nur solche Lehren derselben, die sie vor Spuren der jüdischen und christlichen Religion ansahen. Man hat bereits gesehen, daß diese Spuren nach ihrer Meinung theils durch eine Art von Offenbarung, welche das ewige göttliche Wort, oder der Sohn Gottes, in dem Verstande der Heiden habe leuchten lassen, theils durch Bekanntschaft derselben mit den Juden und ihren Schriften, entstanden seyn sollte.

Kein Wunder also ist es auch, daß die christlichen Lehrer bis auf diese Zeit die griechische Philosophie bald angegriffen und verspottet, bald mit vielem Eifer gelobt und als nützlich empfohlen haben. Ihr Haß gegen dieselbe hatte mehr als Einen Grund: die Religion, aus deren Mitte sie erwachsen war; die Feindschaft der heidnischen Philosophen gegen die Christen; auch die ketzerischen Partheyen, welche sie entweder hervorgebracht oder genährt hatte. Sie verachteten zugleich diese Philosophie wegen der Ungewißheit und der

Strei-

Streitigkeiten, welche durchaus in derselben herrschten, und weil das wenige Gute, das sie enthielt, mit so vielen falschen unbrauchbaren Meinungen beladen war. Wiederum aber bemächtigten sie sich aller Lehren derselben, die mit ihrer Denkungsart übereinkamen, als eines ihnen geraubten Gutes, oder doch als einer Weisheit, die ohne die edlere Philosophie des Christenthums immer mangelhaft bliebe; und überhaupt nützten sie dieselbe halb gezwungen zu ihrem Dienste, auch nicht allemal glücklich. Die Beschäftigungen der Christen von der letztern Art wurden immer gewöhnlicher, seitdem heidnische Philosophen zu ihnen übergegangen waren: sie sind auch vermuthlich die ersten gewesen, welche den Christen mehr in der griechischen Philosophie zeigten, als diese bisher darinne hatten finden können. Allein es scheint, daß noch mehrere unter den Christen vorhanden waren, welche die Philosophie gänzlich verabscheueten, als solche, die sie mit dem Christenthum zu vereinigen suchten. Zu gleicher Zeit, da **Clemens von Alexandrien** unerschöpflich in Auszügen und Anwendungen aus derselben war, mußte er doch diejenigen widerlegen, welche sie entweder vor eine Erfindung des Teufels, oder vor eine unnütze und überflüßige Wissenschaft hielten.

Nirgends aber glaubten die christlichen Lehrer häufigere und weniger verfälschte Ueberbleibsale der bessern Kenntniß Gottes und der menschlichen Pflichten entdeckt zu haben, als in dem Lehrgebäude des **Plato**. Zwar hatte dasselbe auch bereits vor dem Aufkommen der alexandrinischen **Eklektiker** manche Veränderungen erlitten; man sieht aber doch, daß sie auch mit den Schriften des **Plato** bekannt gewesen sind. Und hier ist für die Nachwelt nichts unerwartetes: denn wenn sie ihm gleich **Mosen** und gewissermaaßen selbst **Christum** zu Lehrern gaben; wenn sie gleich bey ihm Aehnlichkei-

lichkeiten mit dem Christenthum suchten, die er in der That nicht hat; so war doch das Urtheil gegründet, daß er dieser Religion näher als andere Philosophen gekommen sey. Die Vergleichungen zwischen seinen und christlichen Lehrsätzen, die wechselsweise angestellten Erläuterungen, die Verpflanzungen seiner Redensarten mit einem neuen Sinne auf den Grund der christlichen Glaubenslehre, und andere Folgen dieses Grundsatzes sind in unzählichen Beyspielen sichtbar. Justin der Märtyrer gab das erste; die nächsten philosophischen Schriftsteller bis auf den Clemens von Alexandrien ahmten ihm darinne nach, oder übertrafen ihn: und einen zum Theil noch schädlichern Einfluß dieser Neigung gegen den Plato empfand man, nachdem die Neu-Platonische Philosophie in die christliche Kirche aufgenommen worden war. Man hat diese Lehrart mit Recht unter dem Nahmen des Platonismus der Kirchenväter begriffen.

In den neuern Zeiten hat es das Ansehen gewonnen, als wenn daraus ein sehr nachtheiliges Vorurtheil gegen die Erhaltung des ersten und ächten Christenthums gezogen werden könnte. Vielleicht, hat man gedacht, sind von den alten Christen an die Stelle der Lehren Christi und der Apostel, Platonische Begriffe und Meinungen gesetzt worden. Besonders haben diejenigen, welche mit dem jetzigen Glauben der Christen von der göttlichen Dreyeinigkeit nicht zufrieden sind, behauptet, die Kirchenlehrer des zweyten Jahrhunderts hätten entweder denselben bloß aus der Platonischen Dreyheit in Gott geschöpft, und wären von ihren Nachkommen nicht einmal recht verstanden worden; oder sie hätten wenigstens, wie man aus den von ihnen eingeführten Wörtern und Erklärungsarten urtheilen müßte, denselben anders als ihre Vorgänger, und auch anders als die Christen seit dem vierten Jahrhunderte, vorge-

tragen. Zu einem solchen Verdachte haben die bisher beschriebenen Lehrer allerdings Gelegenheit gegeben; aber man thut ihnen gleichwohl Unrecht, wenn man daraus eine so allgemeine und so harte Beschuldigung herleitet. Es bedarf keines Beweises mehr, daß sie die Lehre der heiligen Schrift von Gott, seinem Sohne und dem Geiste Gottes, nicht allein mit den Ausdrücken derselben angenommen, sondern auch oft sehr ungezwungen nach dem ganzen Zusammenhange der christlichen Religion ausgelegt haben. Gefehlt hingegen haben sie offenbar darinne, daß sie eben diese Lehre beym Plato suchten, seine nur ähnlich scheinenden Vorstellungen nach den ihrigen drehten, und manche unschickliche oder anstößige Redensart von ihm borgten, um sie entweder deutlicher zu machen, oder philosophischer einzukleiden. Ihr Vortrag also in derselben ist gewiß nicht durchgehends derjenige gewesen, den man im vierten Jahrhunderte festgesetzt hat. Die Platonischen Flecken in demselben hat Dionysius Petavius (Dogmat. Theolog. Tom. II. L. I. c. 1. sq.) aufrichtig und umständlich gezeigt. Andere christliche Lehrsätze sind auch durch einen solchen Platonischen Anstrich verunstaltet worden; sogar besondere Meinungen dieses Philosophen haben einen Platz in dem christlichen Lehrbegriff bekommen: und noch zahlreicher sind die Folgerungen, die man aus denselben entlehnt hat. Dieses Geständniß scheint sehr große Veränderungen in sich zu schließen: sie waren auch nicht minder beträchtlich als tadelhaft. Aber doch berührten sie mehr die äußerliche Lehrart, oder brachten anfänglich weniger schlimme Zusätze hervor, als daß sie das Große des christlichen Glaubens, nur etwan Eine Lehre ausgenommen, verfälscht hätten. Man unterwarf auch zu diesen Zeiten noch alles dem Ausspruche der heiligen Schrift, und philosophische Spitzfindigkeiten über die Religion wurden nicht in Glaubenslehren für alle Christen verwandelt.

So

So hätte man den Platonismus der alten Kirchenlehrer mit Wahrheit und Nachsicht zugleich betrachten, auch erinnern können, daß sie meistentheils aus der Platonischen Schule zum Christenthum übergegangen sind. Allein dagegen hat man entweder oft versucht, dieses Versehen ohne Ausnahme zu entschuldigen, und sie nach spätern Lehrvorschriften in allem rechtgläubig zu finden; oder man hat es gänzlich geläugnet. In dieser letztern Absicht hat der Jesuit Franz Baltüs ein mit großer Belesenheit angefülltes, aber an richtiger Urtheilskraft beynahe leeres Buch, (Defense de saints Peres, accusés de Platonisme, Paris, 1711. 4.) geschrieben. Er kann oder will nicht begreifen, worinne der Vorwurf einer Platonischen Denkungsart gegen die christlichen Lehrer bestehe: daher beweiset er, was man auch neben demselben gar nicht leugnet, daß sie keiner philosophischen Parthey, und also auch der Platonischen nicht völlig ergeben gewesen sind; daß sie den Plato und alle Philosophen öfters scharf widerlegt und verächtlich abgebildet haben. Unterdessen bleibt sein Werk als eine einseitige Sammlung von den Gesinnungen der alten Lehrer über die heidnische Philosophie, und überdieß gegen diejenigen, welche den mehrmals genannten Platonismus zu übel und gefährlich ausgelegt haben, einigermaaßen brauchbar. Ueberhaupt sind die meisten Urtheile von der Philosophie der Kirchenväter zu allgemein, ohne zu bemerken, daß sie eigentlich keine Philosophen, als nur in einer gewissen Verbindung mit dem Christenthum, seyn wollten; gegen einige derselben zu gleichgültig, gegen andere hingegen, die in einem ausnehmenden Ansehen stehen, zu rühmlich ausgefallen. Diese große Gabe, frey, scharfsinnig, gründlich und nützlich, besonders auch zum Dienste der Religion zu philosophiren, war bey ihnen eben so selten, als unter den andern christlichen Lehrern aller Zeiten. Vieles, was bisher darüber angemerkt worden ist, und eine Menge einzeler

Beyspiele, hat Brucker (Hist. Crit. Philos. T. III. p. 269. sq. T. VI. p. 534. sq.) mit Fleiß und geübter Einsicht, wiewohl ungemein weitschweifig, und bisweilen für gewisse Erklärungsarten sehr eingenommen, vorgetragen.

Schicksale der Christen unter dem Kaiser Septimius Severus.

Während dieses sonderbaren Fortgangs, den die heidnische Philosophie unter den Christen erlangte, und der vermuthlich die Aufmerksamkeit der Philosophen auf eine von ihnen sonst verachtete Religion zog, die jetzt sich ihrer Lehrsätze wider sie selbst bediente, war Lucius Septimius Severus im Jahr 193 Kaiser geworden. Er war einer der geschicktesten Feldherren seiner Zeit, von einer unermüdeten Arbeitsamkeit und Geduld bey allen Beschwerlichkeiten, sehr wachsam und geschäftig in jedem Theile der Regierung, streng sowohl gegen sich als gegen Unordnungen und Verbrechen, im Kriege siegreich, und in andern Angelegenheiten glücklich. Aber alle diese rühmlichen Eigenschaften wurden durch seine blutdürstige Grausamkeit, unbegränzte Geldbegierde, durch finsteres Mißtrauen und Falschheit, größtentheils verdunkelt. Seine Unterthanen haßten ihn daher, ob sie ihm gleich manche Wohlthaten schuldig waren. Die innerlichen Unruhen des Reichs, welche er zu dämpfen hatte, kamen zum Theil auch von seiner Treulosigkeit her. Doch hinterließ

ließ er es, nachdem er auch die auswärtigen Feinde desselben überwunden hatte, wohl eingerichtet und befestigt, als er im Jahre 211 starb. Er liebte die Wissenschaften, und war nicht unbekannt mit denselben: insonderheit suchte er die geheime Weisheit der Egyptier und anderer Religionen zu erforschen. Auch war sein Zeitalter nicht ganz unfruchtbar an Gelehrten; nur die grossen und vortrefflichen Geister wurden immer seltener, am meisten unter den Römern, die man lange schon als ausgeartet betrachten konnte. Angenehme Sammlungen zu den griechischen Alterthümern verfertigte damals **Athenäus**. **Alexander von Aphrodisias** erhielt noch die Ehre der Aristotelischen Philosophie durch mündliche Lehren und Schriften. Die meisten philosophischen Partheyen waren in Verfall gerathen; aber desto mehr that sich unter den **Skeptikern** oder Zweiflern, welche viel dazu beygetragen haben mochten, **Sextus Empiricus**, der scharfsinnigste aber zugleich gefährlichste Schriftsteller dieser Zeit, hervor. Er hat die Grundsätze der Zweifler in ein vollständiges Lehrgebäude gebracht, in welchem man ihn mit vieler Kunst und Gelehrsamkeit die Gewißheit aller menschlichen Erkenntniß bestreiten sieht. Zwar ist es schwer, einem gelehrten und nachdenkenden Zweifler zu folgen: und daher haben die Schriften des **Sextus** nur für wenige Leser verführerisch werden können. Allein solchen, die eine Anlage zu gleichen Fähigkeiten mit ihm besitzen, sind sie immer noch eine trefliche Uebung im Urtheilen, in der Untersuchung der Wissenschaften, und selbst in der Bescheidenheit.

Severus bezeigte sich in der ersten Hälfte seiner Regierung gerecht und gnädig gegen die Christen. Einer von ihnen hatte ihn von einer Krankheit geheilt: diesem gab er seine Wohnung selbst im kaiserlichen Palaste. Manche Senatoren und ihre Gemahlinnen, von

denen er wußte, daß sie Christen wären, beschützte er gegen die Wuth des Pöbels, und ertheilte ihnen ein Zeugniß der guten Aufführung. Doch die alte Erbitterung des heidnischen Volks wider diese Religionspartey war noch nicht verändert worden, und die Christen litten also, auch wider Wissen und Willen des Kaisers, ungemein viel; hin und wieder unterstützten die Obrigkeiten den Haß des Volks, um sich bey demselben beliebt zu machen. Vielleicht wurden auch die Gewaltthätigkeiten gegen die Christen von dem obersten Staatsbedienten **Plautianus**, der eine Zeitlang mit unumschränkter Macht und nicht geringerer Grausamkeit regierte, begünstigt. Es gab kein hartes Gesetz wider die Christen: nach **Trajans** Verordnung sollten sie nicht einmal gerichtlich aufgesucht werden; dennoch geschah dieses, und meistentheils überfiel man sie mitten unter ihren Versammlungen zum Gottesdienste. Lebensstrafen folgten darauf, wie gegen Verbrecher. Die Christen wurden ans Kreuz und an Pfähle geschlagen, mit eisernen Haken zerrissen, enthauptet, verbrannt, mit wilden Thieren zu fechten genöthigt, oder wenigstens zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt, und auf öde Inseln verwiesen. Oft steinigte sie das Volk ohne alles Zuthun der Richter, oder zündete ihre Häuser an; bisweilen mishandelte es selbst die Leichname der Verstorbenen. Alles dieses trug sich zu den Zeiten **Tertullians** zu: er hat die Gesinnungen des Kaisers und seiner heidnischen Unterthanen gegen die Christen, in seinen Schutzschriften (Apologet. c. 5. ad Scapul. c. 4. Apologet. c. 7. 12. 35. 49. und an andern Stellen,) nicht bloß rednerisch beschrieben.

Fragt man nach neuen Ursachen dieser Feindseeligkeiten gegen die Christen, so werden eben keine angegeben. Aber unter den längst vorhandenen scheint wohl die mehr als jemals merkliche Ausbreitung und Auf-

Aufnahme des Chriſtenthums zum Schaden der heidniſchen Religion, die ſtärkſte Würkung gethan zu haben. Man hat die Vermuthung hinzugeſetzt, (Moshem. Commentar. p. 453. ſq.) die Chriſten hätten ſelbſt durch ein unvorſichtiges Betragen ihren Richtern Luſt und Muth gemacht, die Bedrückungen immer zu erneuern. Denn da ſie, und ſogar ganze chriſtliche Gemeinen, denſelben ein jährliches gewiſſes Geld bezahlt hätten, damit ſie in Sicherheit leben, und ihre Zuſammenkünfte, von keinen Soldaten geſtört, halten könnten, worüber ihnen Tertullianus (de fuga in perſecutione, c. 12. 13.) harte Vorwürfe gemacht hat: ſo wären die habſüchtigen Obrigkeiten dadurch aufgemuntert worden, einige ärmere Chriſten hinrichten zu laſſen, damit die übrigen ihre Ruhe deſto reichlicher erkaufen möchten. In der Geſchichte des menſchlichen Herzens hat dieſe Urſache wohl ihren Grund; nur fehlen Nachrichten, daß ſie auch damals ſehr würkſam geweſen ſey. Auf allen Fall darf man die Chriſten nicht tadeln, wenn ſie ſich den Schutz einer partheyiſchen und geizigen Obrigkeit mit Geld erwarben. Die Geſetze hatten vielleicht noch immer zu wenig für ſie geſorgt: dieſes mußten die Chriſten glauben, und beklagten es auch öffentlich; aber die Heiden dachten vermuthlich, daß die Kaiſer noch zu viele Nachſicht gegen dieſe Zerſtörer einer Religion, auf welche das Reich gegründet war, bezeigten.

Endlich änderte auch **Severus** ſein Verhalten gegen die Chriſten. Er verbot im Jahr 202, nach dem Berichte des **Spartianus**, (in Severo, c. 17.) unter angedrohten ſcharfen Strafen, daß künftig niemand weder zur jüdiſchen noch zur chriſtlichen Religion übertreten ſollte. Die Urſachen dieſes Geſetzes, das er in Paläſtina gab, ſind unbekannt. Man hat gemuthmaaßt, eine Empörung der Juden, welche er mit den Waffen unterdrücken mußte, ſey die nächſte Veranlaſſung dazu

gewesen; die Christen wären vor eben so schlimm gehalten worden, als die Juden, zumal da die meisten derselben auf die Errichtung eines irdischen Reichs Christi gewartet hätten, vor welchem der Untergang des Römischen hergehen sollte: daher wäre der Kaiser durch das Geschrey des Volks zu jener Verordnung genöthigt worden. Wahrscheinlicher würde diese Ergänzung noch gerathen seyn, wenn nicht der Krieg mit den Juden bereits fünf Jahre vor dem kaiserlichen Gesetze wäre geführt worden, und wenn man zeigen könnte, daß die Christen ihre angeführte Hoffnung so frey und anstößig kund gemacht hätten. Die Montanisten entdeckten zwar eine ähnliche Erwartung unvorsichtiger; aber dennoch kann man ohne einige Spuren, auch sie wegen dieser Verfolgung nicht anklagen. Alter Unwillen und Mißtrauen gegen die Juden, nebst Besorgnissen über die zu stark anwachsende Menge der Christen, möchten wohl der natürlichste Grund des kaiserlichen Verbots heißen können. Es ist unterdessen auch richtig bemerkt worden, daß eine gewisse Weigerung der Christen überhaupt, und die Handlung eines christlichen Soldaten, wo nicht den Kaiser selbst gegen sie aufgebracht, doch ihren Feinden Anlaß gegeben habe, sie desto strafwürdiger vorzustellen. Die Christen wollten an gewissen Ehrenbezeigungen, die man den Kaisern, besonders an den ihnen feyerlich gewidmeten Zeiten und Tagen, erwies, und an den damit verbundenen Ausbrüchen der öffentlichen Freude keinen Antheil nehmen, weil sie, nach Tertullians Rechtfertigung, (Apologet. c. 35.) jene vor abgöttisch, diese vor üppig und schändlich ansahen. Ein Soldat von ihrer Parthey machte sie gleichfalls verhaßt, wie der eben genannte Schriftsteller (de corona, c. 1.) erzählt. Als einst den Soldaten ein kaiserliches Geschenk ausgetheilt wurde, erschien er allein unter allen, die sich im Lager befanden, mit dem Lorbeerkranze in der Hand, welchen er, nach der Gewohnheit eines siegreichen Heeres,

res, auf dem Kopfe hätte tragen sollen. Auf Befragen seines Obersten wegen dieser sonderbaren Aufführung, gab er zur Antwort, er dürfe sich den andern nicht gleich stellen, weil er ein Christ sey. Es scheint, daß dieser Eiferer den Lorbeer deswegen hauptsächlich verabscheuet habe, weil die Heiden mit demselben, so wie mit Blumen überhaupt, bey ihren Opfern bekränzt waren. Er verlor darüber das Leben; aber die meisten Christen mißbilligten eine so übertriebene und ihnen bey den Heiden zu nachtheilige Gewissenhaftigkeit.

Der Befehl des Kaisers erforderte nicht nothwendig eine Verfolgung der Christen. Glimpflich genug für einen heidnischen oft grausamen Fürsten, untersagte er die Ausübung des Christenthums nicht, belegte auch so viele tausende, die es bereits bekannten, mit keinen Strafen: er wollte nur ihre Anzahl durchaus nicht vermehrt wissen. Daher stellt ihn Tertullian, wegen der oben gemeldeten Nachrichten, mehr als einen Beschützer der Christen vor. Gleichwohl erlitten sie, nachdem dieses Verbot ergangen war, so harte und allgemeine Drangsale, daß einer ihrer Schriftsteller, Judas, (Euseb. Hist. Eccles. L. VI. c. 7.) glaubte, die Ankunft des Antichristes sey nun nicht mehr weit entfernet. Ueber die Ursachen dieses Erfolgs lassen sich sehr wahrscheinliche Muthmaaßungen beybringen. Wenn auch diese weniger stark seyn sollte, daß Severus Trajans Gesetz nicht ausdrücklich aufgehoben habe, das gegen die Christen stets gebraucht werden konnte; so war es natürlich, daß ihre Feinde aus dem Vorsatze des Kaisers, keinen Zuwachs der Christen mehr zu dulden, den ihnen erwünschten Schluß zogen, diese Parthey müsse ihm überhaupt so sehr mißfallen, daß man zur Verminderung derselben alles thun könne. Längst bekehrte Heiden wurden vermuthlich von Anklägern, die auf eine solche Veranlassung warteten, als solche angegeben, die

erst vor kurzem ihre väterliche Religion verlassen hätten. Allem Ansehen nach hielten sich auch die Heiden nunmehr zur Verfolgung der christlichen Lehrer vollkommen berechtigt, weil eben diese es waren, welche die verbotene Ausbreitung ihrer Religion am glücklichsten beförderten. Und da man gesehen hat, daß die Christen schon vor dem Gesetze des **Severus** vielen Bedrückungen ausgesetzt waren: so darf man sich auch nicht verwundern, daß dasselbe ihren Verfolgern zu einer Aufmunterung gedienet hat.

Dieses vergrößerte Unglück der Christen erstreckte sich zwar durch das ganze Römische Reich; aber es traf sie nirgends schwerer, als zu Alexandrien, wohin man sie aus Egypten und Thebais zum Tode führte. Hier fiel **Leonides**, ein gelehrter Christ, unter dem Schwerdte der Heiden. Sein Sohn, der nachmals große Lehrer, **Origenes**, brannte in einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren, vor Begierde, mit seinem Vater für die Religion zu sterben: und er würde in dieser Absicht zu demselben geeilt seyn, wenn nicht seine Mutter, nachdem sie ihn vergebens durch Bitten zu bewegen gesucht hatte, seine Kleider versteckt hätte. Der großmüthige Trieb wurde in ihm dadurch nicht erstickt: wenigstens ermahnte er seinen Vater in einem Schreiben zur Standhaftigkeit, und bediente sich unter andern der Worte: „Hüte dich, daß du unsertwegen, (er meinte auch seine sechs jüngern Brüder,) deine Gesinnung nicht änderst.„ Da er bald darauf zum Lehrer der catechetischen Schule zu Alexandrien ernannt wurde, hatte er das Vergnügen zu sehen, daß einige seiner Schüler ihr Leben willig um des christlichen Glaubens willen hingaben. Einen derselben, **Plutarchus**, begleitete er zum Tode, und lief selbst die äußerste Gefahr dabey. Es waren darunter Neubekehrte und **Catechumenen** beyderley Geschlechts: eine Jungfrau insonderheit von unvergleichlicher Schönheit,

heit, Potamiäna, wurde, nachdem sie die schröcklichsten Martern ausgestanden hatte, mit ihrer Mutter verbrannt. Basilides, einer von den Soldaten, welche sie auf den Gerichtplatz fortführten, beschützte sie so mitleidig gegen die Beschimpfungen des Pöbels, daß sie ihm versprach, sie wollte ihm nach ihrem Tode von Gott die Seeligkeit erbitten. Dieses erfolgte würklich, sagt Eusebius, aus dem alle diese Märtyrergeschichten gezogen sind, (Hist. Eccl. L. VI. c. 1 - 5.) Nicht lange darauf erklärte sich Basilides öffentlich vor einen Christen, und gab zum Bewegungsgrunde seiner unerwarteten Bekehrung an, Potamiäna sey ihm am dritten Tage nach ihrer Hinrichtung des Nachts erschienen, habe ihm eine Krone aufgesetzt, und ihm die Versicherung gegeben, daß ihr Gebet für ihn von Gott bewilligt worden sey: er werde daher in kurzem sterben. Und würklich ward er wegen seines Bekenntnisses am folgenden Tage enthauptet. Noch andere heidnische Einwohner zu Alexandrien soll Potamiäna durch ähnliche Erscheinungen zum Christenthum gebracht haben. Es scheint zwar nicht, daß der Geschichtschreiber diese Begebenheiten vor sehr zuverläßig gehalten habe; allein die Denkungsart der Christen, welche sie glaubten, ihre Meinung von der Fürbitte der Märtyrer für die Lebenden bey Gott, und die Neigung, wunderbare Erzählungen anzunehmen, beweisen sie wenigstens. Außerdem wurden auch in Afrika, und vielleicht zu Carthago, zwo christliche Frauen, Perpetua und Felicitas, nebst einigen Christen, mit dem Schwerdte umgebracht. Die alte Geschichte ihrer Leiden und ihres Todes hat Rüinart (Acta Martyrum sincera et selecta, p. 90. sq.) mit nützlichen Erläuterungen drucken lassen. Sie hat manches Rührende, wodurch sie unter den Christen berühmt worden ist; aber auch einige seltsame Umstände. In diesen letztern hat man Beweise zu finden geglaubt, daß Perpetua und die Mitgenossen ihrer Hinrichtung,

Monta-

Montanisten gewesen sind: eine Meinung, welche am scharfsinnigsten von dem Herrn D. Mösselt (Disputat. de vera aetate ac doctrina scriptorum quae supersunt Tertulliani, p. 98. sq. Halae, 1768. 4.) vertheidigt worden ist. An Wahrscheinlichkeit fehlt es derselben nicht; doch weiß man auch, daß die Gabe der Weißagungen und göttlichen Gesichter, deren sich Perpetua rühmte, nicht bloß von den Montanisten behauptet wurde; sondern daß die übrigen Christen sich ebenfals noch um diese Zeit eingebildet haben, mit derselben zuweilen beschenkt zu werden: und die ungemeinen Lobsprüche, welche Augustinus diesen Märtyrerinnen beylegt, lassen etwas schwer den Verdacht des Montanismus gegen sie aufkommen. Zu allen diesen Beyspielen getödteter Christen kann man noch die Geschichte der Märtyrer zu Scillita in Afrika (beym Ruinart l. c. p. 86. sq.) hinzufügen, die einige lehrreiche Umstände enthält.

Ohne Zweifel hat diese Verfolgung in der übrigen Regierung des Severus bis zum Jahr 211 nicht aufgehört. Tertullianus, aus dessen Schriften man es schließen kann, hat doch neben so vielen gerechten Klagen der Christen, auch das billige und leutseelige Betragen mancher Obrigkeiten nicht vergessen. So gab (wie er L. ad Scapulam, c. 4. erzählt,) Cincius Severus den vor Gericht geforderten Christen selbst die Antwort an die Hand, auf welche sie losgesprochen werden könnten: vermuthlich diese, daß sie zwar Christen wären; aber nach den neuern Gesetzen der Kaiser nur wegen eines Verbrechens gestraft werden sollten. Vespronius Candidus ließ einen Christen loß, unter dem Vorwande, seine Verurtheilung könnte nicht ohne öffentliche Unruhen vollzogen werden. Andere weigerten sich überhaupt, gegen die Christen gerichtlich zu verfahren, wenn kein Ankläger vorhanden wäre; oder begnügten sich daran, wenn der beklagte Christ nach einer geringen

ringen Strafe eine Neigung zum Heidenthum äußerte, ohne ihn zum Opfern zu nöthigen, und bezeigten gegen die Beysitzer des Gerichts und die Sachwalter ihr Mißvergnügen darüber, daß sie mit solchen Geschäften umgehen müßten. Wenn in Afrika allein, wie es scheint, oder doch um Tertullians Zeiten, so viele Statthalter im Reiche gütig gegen die Christen gesinnt waren: so mögen sie gnädige Richter genug und viele Freunde unter den Heiden von jedem Stande gefunden haben; nur sind diese nicht so sorgfältig aufgezeichnet worden, als ihre Verfolger. Die vorzüglichsten Anmerkungen und Muthmaaßungen über die Bedrückungen der Christen unter der Regierung des Severus, haben Dodwell (Dissert. Cyprianic. XI. §. 41. sq.) Mosheim (Commentar. p. 253. sq. 453. sq.) und Herr D. Nößelt (l. c. §. 6. p. 8. sq.) vorgetragen.

Geschichte und Schriften des Tertullianus, des Minucius Felix, und des Cajus.

Gerührt von dem anhaltenden Leiden seiner Mitbrüder, das sich vielmehr nach allem, was sie gethan und geschrieben hatten, längst hätte endigen sollen, vertheidigte Tertullianus ihre Unschuld seit dem Jahre 199 in mehrern Schriften mit einem ungemeinen Feuer. Dieser außerordentliche Mann, der älteste Schriftsteller aus

aus der lateinischen oder abendländischen Kirche, den wir noch lesen können, zugleich der gelehrteste, witzigste und beredteste, den sie in den ersten Jahrhunderten gehabt hat, ist sowohl von seiner rühmlichen Seite, als von der tadelhaften, so würdig gekannt zu werden, als wenige Lehrer der Christen.

Quintus Septimius Florens Tertullianus, denn dieses war sein vollständiger Nahme, stammte aus Carthago in Afrika her, wo sein Vater ein geringer heidnischer Kriegsbedienter war. Seine Gaben schienen durch Unterricht und Fleiß vortrefflich ausgebildet worden zu seyn, indem er in allen Theilen der Gelehrsamkeit eine große Kenntniß erlangte. Darunter gehörte auch die Rechtsgelehrsamkeit; doch ist die Meinung derer, welche ihn vor eben den Rechtsgelehrten halten, aus dessen Schriften einige Stücke in die **Pandekten** eingerückt worden sind, genugsam, unter andern auch von dem Herrn **Mayans**, (Epist. L. IV. Ep. 11. p. 202 - 206. Valentiae, 1732. 4.) widerlegt werden. Ueberhaupt weiß man nichts von der Lebensart und den Geschäfften **Tertullians** im Heidenthum. Neuere Schriftsteller haben gemuthmaaßt, daß er einen Lehrer der Beredsamkeit, und nachher einen Sachwalter abgegeben habe: wenigstens ist keines von beyden unwahrscheinlich. Gewiß aber wird es durch sein eigenes Geständniß, daß seine Sitten zu jener Zeit lasterhaft gewesen sind. Sie änderten sich sehr vortheilhaft, als er zum Christenthum trat: auch von dieser Bekehrung sind weder die Bewegungsgründe noch die Zeit bekannt. Bald darauf wurde er einer von den Aeltesten der Gemeine zu Carthago, (nach der gemeinen, aber unerwiesenen Meinung hingegen, zu Rom, und fieng an, sich durch Schriften um die Christen verdient zu machen.

Mitten

Mitten in diesem ruhmwürdigen Lauf, und da er sich bereits dem Alter näherte, wandte er sich gegen das Jahr 200 zu der Parthey der Montanisten. Hieronymus erzählt, (Catal. scriptt. ecclesiast. c. 53.) der Neid und die Beschimpfungen der Lehrer der Römischen Gemeine hätten ihn zu diesem Entschlusse gebracht. Eine dunkle Nachricht, die man durch allerley Vermuthungen, welche aber alle vergeblich sind, aufzuklären gesucht hat. Unterdessen ist es immer glaublicher, daß die Römischen Geistlichen, eifersüchtig über Tertullians Ruhm, von seinen Sitten oder Lehrsätzen öffentlich ein nachtheiliges Urtheil gefällt haben, als daß sie ihn gehindert haben sollten, Bischof ihrer Gemeine zu werden. Seine Gemüthsart selbst trägt mehr dazu bey, den Uebergang zu den Montanisten begreiflich zu machen, als alles übrige. Die strenge und heftige Denkungsart, welche man bey ihm mit einer fast wilden Einbildungskraft verbunden antrift, und dieses schon in solchen Schriften, die er noch in der großen Kirchengemeinschaft aufgesetzt hat, schickte sich sehr wohl zu einer Sekte, der die Sittenlehre der übrigen Christen zu gelinde vorkam, und deren Stifter zur Verbesserung derselben von Gott durch wunderbare Gaben bevollmächtigt seyn wollte. Tertullianus scheint sich also mit ihr nicht sowohl aus Bewunderung des Montanus, als weil er bey dessen Nachfolgern eine Nahrung und Bestätigung seiner eigenen Gesinnungen fand, vereinigt zu haben. Aber, sagt man, ein so tiefer Fall zu solchen Schwärmern, ist viel zu schimpflich für einen Mann von Scharfsinn und Wissenschaft, als daß man glauben könnte, er sey allen ihren Einfällen beygetreten. — Es ist unnöthig, durch Schlüsse dieser Art zu entdecken, wie weit Tertullianus ein Montanist gewesen sey: er war es gewiß in den Unterscheidungslehren derselben, und konnte es sogar seyn, ohne sich nach den Begriffen seiner Zeit zu schändlich zu erniedrigen,

und ohne von der sogenannten allgemeinen Kirche im eigentlichen Glauben abzuweichen. Was bey den Christen seiner Zeit nichts unerhörtes war, sich einzubilden, daß noch bisweilen einige unter ihnen mit göttlichen Offenbarungen und Wundergaben beehrt würden, das hielt **Tertullian** auch erlaubt vom **Montanus** gewissermaßen zu behaupten. Die geschärften Vorschriften der Andacht und Tugend, welche der letztere gab, konnten auch nicht als völlig neu unter den Christen angesehen werden. Warum aber **Montanus** eben durch dieses alles verhaßt geworden sey, ist bereits in seiner Geschichte gezeigt worden. Nicht nur in Gesellschaft mit ihm hatte **Tertullian** ein gleiches Schicksal; sondern auch wegen seiner sehr anstößigen Trennung von der Gemeinschaft und dem Lehramte der herrschenden Kirche; vorzüglich aber wegen des Verhaltens, das er seitdem gegen dieselbe beobachtete. Doch selbst als ein **Montanist** erhob er sich ungemein über alle Mitglieder dieser Parthey, die ihm sehr vieles von ihrer Stärke zu danken hatte.

Sein Eifer gegen die Christen, welche er verlassen hatte, brach in vielen Schriften aus, in welchen er den Verfall der Gottseeligkeit, den er bey ihnen bemerkt zu haben vermeinte, mit allem Feuer eines Mannes bestrafte, der nicht allein das Recht auf seiner Seite zu haben glaubt; sondern auch gegen erlittene Beleidigungen nicht unempfindlich ist. Er gedenkt ihrer ordentlich unter dem verächtlichen Nahmen der **natürlichen** oder **sinnlichen** Menschen, (Psychici, mit einem aus der Sprache der Apostel geborgten Worte;) sich hingegen und die Anhänger seiner Parthey nennt er in einer eben daher genommenen Redensart, die **Geistlichen** (Spiritales), das heißt Leute, welche im Stande sind, die wahre Vollkommenheit der christlichen Lehre einzusehen, und die nach seiner Erklärung insonderheit,

(de

(de Monogamia, c. 1.) die Gaben des Geistes Gottes erkennen. Er scheint allerdings durch diese Schriften, und durch seine mündliche Beredsamkeit der katholischen oder großen Kirchengesellschaft einen nicht geringen Abbruch gethan zu haben. Er blieb auch in diesen Gesinnungen, bis er in einem hohen Alter, um das Jahr 220, oder etwas früher, mit Tode abgieng.

Wenn man bloß bey diesem Abrisse von Tertullians Leben stehen bleibt, so kann man mit einigen Schriftstellern beynahe zweifeln, ob er der Religion und Kirche mehr geschadet oder genützt habe. Hört man ihn aber gleichsam selbst reden, so sieht man wohl, wie ungerecht dieser Zweifel sey. Da die Montanistischen Irrthümer, deren Schutz er über sich genommen hat, keineswegs unter die fürchterlichsten gehörten, und im Grunde mehr auf einen Mangel an richtiger Prüfung, auch übereilte Beförderung der Frömmigkeit hinausliefen; da er nächstdem denjenigen darunter, der den schlimmsten Mißbrauch besorgen ließ, die Meinung von neuen göttlichen Offenbarungen, nicht zum Schaden des erweislich wahren Glaubens der Christen anwandte: so darf der Nahme eines Montanisten eben so wenig ein allgemeines Vorurtheil wider ihn erwecken, als die Fehltritte anderer alten Lehrer gegen ihren würklichen Ruhm. Tertullianus hat seine reifere Jahre getrennt von der Kirchengemeinschaft der Rechtgläubigen zugebracht; und doch ist unter den Lehrern der letztern zu seiner Zeit kaum einer, den man an Gelehrsamkeit und Verdiensten mit ihm vergleichen könnte. Vielleicht war er ihnen sogar als ein Montanist ein nützlicher Strafredner: nicht allein, weil er sie zu mehrerer Vorsichtigkeit in ihrem Betragen nöthigte; er konnte sie besonders durch die hitzige Empfehlung einer härtern Sittenlehre, von den allegorischen Spielen der Schriftauslegung und von den spitzfindigen Untersuchungen in

der Glaubenslehre, welche sich beyde unter ihnen immer mehr ausbreiteten, auf ein weit fruchtbareres Feld hinwegführen.

Aber auch seine übrigen Fehler, die er als Schriftsteller begangen hat — denn er, welcher fremde Versehen ohne alle Schonung angriff, konnte die seinigen eben so wenig verbergen — auch diese rauben ihm noch nicht eine Art von Bewunderung, die man so vielen seiner glänzenden Eigenschaften schuldig ist. Ueberall sieht man in seinen Werken die Spuren eines feurigen und zugleich tiefsinnigen Geistes eingedrückt, der seinen ganz eigenthümlichen Gang zu nehmen gewohnt ist, bald heftig auffährt, bald schwermüthig herabsinkt, voll von seinen Untersuchungen und Begriffen, fast niemals ohne Leidenschaften, und selbst in seiner vorübergehenden Fröhlichkeit düster ist. Eine weitläuftige, dem Leser angenehme, oft auch nützliche Gelehrsamkeit, streuet er meistentheils an Stellen ein, wo sie ihre Dienste thun kann. Darneben hatte eine mächtige Einbildungskraft bey ihm Platz gefaßt, aus der hauptsächlich sein unerschöpflicher Witz geflossen ist. Beyde erkennet man an den sorgfältig ausgesuchten Gedanken, den sinnreichen Einfällen, den kühnen und lebhaften Bildern, den feinen Scherzen oder beißenden Spöttereyen, und überhaupt an dem ganzen Ausdrucke. Unter diesen herrschenden Trieben, die so viel Ungestüm und Flüchtigkeit erzeugten, hat die bedachtsamere Urtheilskraft bey ihm oft nicht wenig gelitten. Seine Gründe schimmern zuweilen mehr, als daß sie Festigkeit und dauerhaftes Licht haben sollten: er geräth auch wohl über Kleinigkeiten in Hitze, glaubt ungeprüfte Erzählungen zu leicht, fällt in übertriebene Vorstellungen, und sucht seine Leser mehr mit sich fortzureißen, als durch Ueberredung auf seine Seite zu ziehen. Er verliert sich auch gerne ins Rednerische und Schwülstige, wenn er nur lehren und beweisen sollte:

vieles

vieles sagt er härter und auffallender, als es vermuthlich seine Absicht war, daß man es verstehen möchte. Die griechische Philosophie kannte er überaus wohl; aber nicht allein, weil er sie als die Mutter aller Ketzereyen unter den Christen nach seiner Meinung, haßte; sondern vornemlich, weil er sich selten in eine kühle, von allen geliebten Ausschweifungen freye Ueberlegung zu setzen wußte, philosophirte er selbst nicht so viel und so glücklich, als es seine Fähigkeit erlaubt hätte. Alles dieses aber hat ihn nicht gehindert, ein, im Großen betrachtet, trefflicher Vertheidiger der Christen und ihrer Religion gegen die Heiden zu werden. Man nehme eine Anzahl sonderbarer Meinungen nicht von der höchsten Wichtigkeit, vorzüglich aber die kenntlichen Montanistischen Grundsätze weg: so wird man beym Tertullian die christliche Lehre rein und Nachdrucksvoll ohne Zumischung der gekünstelten Erläuterungen und Vergleichungen, welche andere Lehrer bisher versucht hatten, vorgetragen finden. Selbst in der Sittenlehre, wo manche seiner Forderungen so hoch gespannt sind, erscheint er oft gerade am ehrwürdigsten: sein für die Religion brennendes Herz zündet auch die Leser durch viele edle Ermunterungen an; und er spricht beynahe allemal von moralischen Fragen und Lehrsätzen so stark und einnehmend, daß man auch seine unrichtigen Entscheidungen mit einer günstigen Nachsicht betrachten kann. Der heiligen Schrift bedient er sich nicht nur sehr fleißig; er zeigt auch gute Geschicklichkeit in der Auslegung derselben, ohne daß man läugnen könnte, er habe gleichfalls, wie andere damalige Lehrer, in derselben oft zu viel für seine Meinungen gesucht. Bey der Bestreitung der Irrlehrer, welche das Christenthum verfälschten, kommt nicht nur seine natürliche Heftigkeit zum Vorschein; er verfolgt sie auch mit einem beynahe persönlichen Hasse; mit einem witzigen und bittern Lachen. Man sieht ihn ungewöhnliche Wege betreten, um sich ihnen desto kräf-

tiger von allen Seiten widersetzen zu können. Der größte Theil seiner Waffen gegen sie ist jedoch brauchbar und tief eindringend. Seine Schreibart endlich hat nicht nur das Rauhe und Schwerfällige der afrikanischen Schriftsteller überhaupt an sich; sie bleibt eigentlich eine Seltenheit, mit der sich nichts vergleichen läßt. Der ernste geschäftige Geist arbeitet immerfort, um einen Ausdruck zu finden, welcher der Menge, Lebhaftigkeit und Stärke seiner Vorstellungen gleich käme. So drängen sich Gedanken und Worte unter einander, und gar häufig wälzt sich der Verfasser in einer Dunkelheit fort, wo nur hin und wieder ein Strahl, wie der Blitz in der Nacht, hervorschießt. Veralterte, zum Theil neugebildete, auch gezwungen ausgesuchte Wörter, harte Wortfügungen, Anspielungen von mancherley Art, Ungleichheit in dem ganzen Fluß der Rede, eine zusammengepreßte Kürze, gewagte Bilder, zugespitzte Sentenzen, und nur zu witzige Gegensätze oder Wortspiele, dieses sind die vornehmsten Merkmale von Tertullians Feder. Man merkt wohl oft, was er habe sagen wollen; und erreicht doch nicht völlig die Absicht der geheimern Mittel, die er dazu gewählt hat: auch verdient er hin und wieder den Vorwurf, daß er sich außerordentliche Mühe gegeben habe, sich in Finsterniß einzuhüllen; ob sie gleich werth ist erleuchtet zu werden. Und gleichwohl ist dieser fehlerhafte Vortrag lange nicht so unerträglich, als man aus der Beschreibung desselben schlüßen sollte. Für die schwache Dämmerung, durch welche uns dieser Schriftsteller so gerne führt, hält er uns durch einen Reichthum an Gedanken, die wir mitten in derselben entdecken, schadloß. Es ist eine süße Nahrung eines nachdenkenden Geistes, durch die Last von mühsam gehäuften Ausdrücken bis zu dem edlern Inhalte zu dringen, und sich bisweilen bey dem Gewichte eines jeden Wortes verweilen zu können. Dagegen kann die größte Klarheit so mancher weitschweifigen

und

und geschwätzigen Schriftsteller eckelhaft genannt werden.

So schwer es indessen **Tertullian** seinen Lesern macht, ihn zu nützen, so ungemein brauchbar und mannichfaltig lehrreich sind doch seine Schriften. Der ansehnlichen Schätze der Gelehrsamkeit nicht zu gedenken, die er darinne aufbehalten hat, beschreibt er den Zustand des christlichen Glaubens zu seiner Zeit, die kirchliche Verfassung und die gottesdienstliche Gebräuche der Christen, die Angriffe der Ketzer auf das Christenthum, so zuverläßig, einsichtsvoll und unterhaltend, als kein anderer Lehrer aus diesem Zeitalter. Man steht auch nicht in Gefahr, (eine Bedenklichkeit, die man mehrmals zu weit getrieben hat,) die Meinungen und Anstalten der **Montanisten**, oder die besondern Einfälle des **Tertullianus** mit demjenigen zu verwechseln, was den Christen von der großen Kirchenparthey eigen war: die erstern lassen sich nicht verkennen, sind weder sehr zahlreich, noch alle gleich beträchtlich: und man hat eben sowohl Hülfsmittel, die besondern Gedanken dieses Verfassers von allen andern zu unterscheiden. Die Beschuldigung, welche man gegen ihn vorgebracht hat, daß er die **gnostischen** Lehrbegriffe nicht richtig genug vorgestellt habe, weil er der morgenländischen Philosophie nicht kundig gewesen sey, schmeckt wohl nach einigem Vorurtheil. Er, der die Schriften der **Gnostiker** gelesen, und weit genauere Untersuchungen über ihre Irrthümer angestellt hatte, als andere Schriftsteller, hat gewiß die Erwartung für sich, daß er die Quelle derselben gekannt habe. Diese sucht er fast allein in der griechischen Philosophie: und daraus muß also vielmehr geschlossen werden, daß es die morgenländische Weisheit wenigstens nicht in einem so hohen Grade oder gar ausschließungsweise gewesen sey. **Tertullianus** ist auch der eigentliche Urheber der feyerlichen Kirchen-

sprache in den lateinischen Gemeinen, oder der sogenannten **Kirchen-Latinität**, welche mit Römischen Redensarten so viele neue, von christlichen Lehrsätzen, Personen und Gebräuchen übergetragene Bedeutungen verknüpft hat. Wenn ihn gleich die rechtgläubigen Christen nicht als ein Mitglied ihrer Kirche betrachteten; so ehrten sie doch seine Gaben, und fanden vieles von seinem Vortrage sehr bequem und Ausdrucksvoll: denn noch hatten die abendländischen Gemeinen keinen Lehrer von dieser Größe gehabt. Dazu kam, daß sich gleich darauf **Cyprian**, einer der ansehnlichsten Bischöffe der Christen, fast gänzlich nach dem **Tertullian** bildete; andere thaten es auf eine weniger merkliche Art, und seine **Montanistischen** Schriften wurden immer weniger gefährlich, jemehr diese Parthey an Kräften verlor, und weil auch das Uebergewicht von heilsamen Guten in seinen Werken überaus groß war. Seine Auslegungen und Uebersetzungen von Stellen der heiligen Schrift sind ebenfalls ein merkwürdiger Beytrag zu der Geschichte der christlichen Denkungsart über diese ihnen so schätzbare Bücher. Etwas schwer aber ist es zu bestimmen, wie ferne er eine der damaligen lateinischen Uebersetzungen dieser Schriften gebraucht habe.

Bey der Menge und Mannichfaltigkeit von **Tertullians** Werken, ist es desto nothwendiger, sie nach einer gewissen Ordnung oder Eintheilung zu lesen. Eine solche ist diejenige, welche aus der Verschiedenheit des Inhalts selbst entspringt. Er hat einige Schriften wider Heiden und Juden, andere gegen die Ketzer, und besonders eine Anzahl über die Sittenlehre und Kirchenzucht aufgesetzt. Aber wiederum ist die Untersuchung wo nicht unentbehrlich, doch nützlich genug, welche Bücher **Tertullian** noch in der Kirchengemeinschaft der Rechtgläubigen, und welche er unter den **Montanisten** geschrieben habe. Daß er sie alle als ein Mit-

glied

glied dieser Parthey verfertigt habe, hat ein Gelehrter von vieler Einsicht, **Johann Wilhelm Hofmann**, (Diss. omnia Tertulliani in Montanismo scripta videri, Wittenberg 1738. 4.) nicht ganz ohne Beyfall, behauptet. Es ist wahr, daß **Tertullian** nicht erst im Alter zu den **Montanisten** übergegangen ist, und doch nicht lange vor dem Jahre 200 Schriften herauszugeben angefangen hat; man kann auch daraus allein noch nicht sicher schließen, ein Buch von ihm sey vor seiner Verbindung mit den **Montanisten** abgefaßt worden, weil ihre Grundsätze darinne gar nicht sichtbar sind. Unterdessen sind mehrere zur Bestimmung oder doch zur sinnreichen Vermuthung von dem Zeitalter seiner Werke dienende Merkmale, von dem Herrn **D. Nößelt**, in dem bereits genannten Buche, (S. 316.) mit so ausnehmender Geschicklichkeit aufgesucht und beurtheilt worden, daß diese Erörterung über dasjenige was **Tertullianus** als ein **Montanist**, und was er noch in der allgemeinen Kirche geschrieben hat, nicht viel tiefer fortgehen zu können scheint.

Wenige Schriften also hat derselbe allem Ansehen nach als ein Mitglied der großen christlichen Gemeine ausgefertigt. Unter diesen ist seine **Schutzschrift für die Christen gegen die Heiden**, (Apologeticus adversus gentes) zwar nicht die früheste, (denn sie scheint in das Jahr 198. oder 199 zu gehören; wohl aber das schönste und angenehmste aller seiner Werke, zugleich die stärkste und beredteste Vertheidigung, welche in diesen ältern Jahrhunderten für die Christen geschrieben worden ist. Da er sie an die Statthalter der Provinzen gerichtet hat, so kann man leicht urtheilen, daß die Verfolgung, welche dazu Gelegenheit gab, von ihnen, nicht von dem Kaiser, erregt worden sey: entweder aus den schon oben genannten Ursachen; oder, wie man aus der Geschichte dieser Jahre gemuthmaßt hat, auch wegen

der damals angestellten Ausforschung der Anhänger des Niger und Albinus, zween eben überwundener Feinde des Kaisers; eine Gelegenheit, bey welcher viele ihren Haß gegen die Christen, wie gegen andere, befriedigen konnten. Wenn ihr Befehlshaber des Römischen Reichs, so redet sie Tertullianus an, die ihr öffentlich und erhaben Gericht haltet, unter allen Angelegenheiten nur die Sache der Christen euch scheuet oder schämet zu untersuchen; wenn die häusliche Verfolgung dieser Parthey, wovon man vor kurzem Beyspiele gesehen hat, eine gerichtliche Vertheidigung derselben bey euch hintertreibt: so sey es der Wahrheit wenigstens erlaubt, durch den verborgenen Weg eines stillen Schreibens zu euren Ohren zu dringen. Sie verlangt keine Nachsicht für ihre Sache, weil sie sich auch über ihren Zustand nicht wundert. Sie weiß, daß sie auf der Welt als eine Fremde lebe, und unter Fremden leicht Feinde antreffe; daß sie aber übrigens ihren Ursprung, Sitz, Hoffnung, Beyfall und Würde im Himmel habe. Eines wünscht sie nur zuweilen: nicht ungekannt verdammt zu werden. Was leiden hier die Gesetze, die völlige Macht in ihrem Reiche haben, daran, wenn sie gehört wird? Soll etwan ihre Gewalt darinne einen Ruhm suchen, daß sie selbst die ungehörte Wahrheit verdammen? Thun sie dieses, so ziehen sie sich nicht nur den Vorwurf der Unbilligkeit zu; sie werden auch den Verdacht verdienen, daß sie aus Regung des Gewissens dasjenige nicht hören wollen, was sie nicht würden verdammen können, wenn sie es gehört hätten.

Durch diesen Eingang nöthigte gleichsam Tertullian die Obrigkeiten weiter fortzulesen, indem er sie der Ungerechtigkeit gegen das von ihnen nie geprüfte Christenthum unwidersprechlich überführte. Daß ihr Haß gegen diese Religion würklich aus Unwissenheit in derselben entstehe, beweiset er ferner daraus, weil ein jeder

der

der sie genau kenne, sie zu lieben und zu bekennen anfienge. Daher vermehrten sich auch die Christen so außerordentlich. Die Heiden schreyen, sagt er, die Stadt sey von ihnen ganz besetzt; auf dem Lande, in den Festungen, auf den Inseln gebe es Christen; und sie betrauren es als einen Schaden, daß jedes Geschlecht, Alter, Stand und sogar Würde zu diesem Nahmen übergehe. Gleichwohl ziehen sie daraus nicht die Folge, daß hier etwas Gutes verborgen liegen müsse; hier allein lassen sie ihre Neubegierde einschläfern, weil sie sich einmal vorgenommen haben, diese Religion zu hassen. Bloß deswegen ist freylich etwas nicht gut, weil es sehr viele annehmen. Doch was würklich böse ist, das erkühnen sich auch diejenigen, die zu demselben fortgerissen werden, nicht, als etwas Gutes zu vertheidigen. Die Verbrecher vermeiden ängstlich das Licht, zittern, wenn man sie entdeckt hat, läugnen die Beschuldigungen, und bekennen nicht einmal immer, wenn sie gemartert werden; sie betrüben sich über ihre Verurtheilung, und suchen ihre Missethaten nicht von sich, sondern von fremden Ursachen, herzuleiten. Was thut aber der Christ von ähnlicher Art? Bey ihm zeigt sich weder Schaam noch Reue; es müßte denn Verdruß seyn, daß er nicht eher vor Gerichte gefordert wird: wird er bemerkt, so rühmt er sich dessen; klagt man ihn an, so vertheidigt er sich nicht; auf Befragen bekennet er freywillig, und dankt, wenn er verdammt wird. Was ist das vor ein Böses, das die natürlichen Folgen des Bösen nicht hat? Keine Furcht, Schaam, Zaudern, Reue, oder heftige Klagen. Was ist das vor Böses, da der Schuldige sich freuet, dessen Anklage ihm erwünscht, und seine Strafe für ihn Glückseeligkeit ist? Unsinn könnt ihr die Gesinnungen der Christen auch nicht nennen, da es gewiß ist, daß ihr sie nicht kennet. Wenn es endlich unstreitig ist, daß wir so grobe Verbrecher sind, warum geht man nicht mit uns wie mit andern Verbrechern um? Diesen ist es ver-

gönnt zu antworten, und sich zu vertheidigen; nur bey den Christen begnügt man sich an dem Geständnisse ihres Nahmens. Keine Verbrechen und Umstände derselben werden weiter untersucht; und doch sollten alle Verläumdungen gegen uns aufs genaueste hervorgezogen werden: wie vielmal jeder von geschlachteten Kindern genossen; wie oft er in der Finsterniß Blutschande begangen habe, welches die Köche gewesen, und was vor Hunde da gewesen sind. (Er zielt auf die heidnische Erdichtung, nach welcher in den nächtlichen Versammlungen der Christen ein Hund an den Leuchter gebunden seyn, endlich ihn niederreißen, und durch das ausgelöschte Licht Gelegenheit geben sollte, alle Schandthaten zu verüben.) Wie viele Ehre würde nicht der Statthalter erlangen, der jemanden entdecken könnte, welcher bereits hundert Kinder verzehrt hätte! Doch wir finden, daß selbst das Nachforschen nach den Christen vom **Trajanus** verboten worden ist: und das auf eine sehr widersprechende Art. Denn sie sollen nicht aufgesucht, und dennoch zum Tode verdammt werden. Auch darinne geht man von dem ordentlichen gerichtlichen Verfahren in Ansehung unserer ab, daß man die Verbrecher durch Martern nöthigt, das Böse zu bekennen, das sie läugnen; die Christen aber martert, um dasjenige zu läugnen, was sie willig gestehen, und was also etwas Gutes seyn muß. **Tertullianus** bleibt hierbey noch länger stehen, und schließt daraus die Unschuld der Christen, weil man bloß den Nahmen an ihnen verfolgt, auch keine andere Ursache in ihren Verdammungsurtheilen sich befindet. So sind auch andere bloß gegen unsern Nahmen eingenommen; sogar daß man sagt: „Cajus ist zwar ein rechtschaffener Mann; aber er hat den Fehler, daß er ein Christ ist.„ Andere wundern sich, daß ein weiser Mann ein Christ habe werden können. Wider ihren Willen legen noch andere ein rühmliches Zeugniß für uns ab, indem sie gestehen, daß gewisse

lasterhafte Leute sich eben dadurch gebessert hätten, daß sie Christen geworden wären. Ja manche Heiden berauben sich lieber tugendhafter Personen in ihrem Hause; einer keuschen Frau, eines treuen Knechtes, als daß sie den christlichen Nahmen an ihnen dulden sollten. Mit andern allgemeinen Anmerkungen über den Nahmen der Christen, und den jeder Sekte eigenen, beschließt der Verfasser diese Einleitung zu seiner Hauptabhandlung.

Denn jetzt erst fängt er an, die Unschuld der Christen zu beweisen. Da die stärkste Vertheidigung von dieser Art dennoch durch die letzte Ausflucht ziemlich entkräftet wurde, deren man sich immer bediente, die Christen wären einmal eine durch die Gesetze verbotene Parthey: so zeigt **Tertullianus** sogleich, daß auch bey den Gesetzen Fehler vorgehen könnten, und daß solches auch von denen gelte, welche die Christen bloß um ihres Nahmens willen verfolgen. Er beruft sich weiter darauf, daß nur die beyden Wüteriche, **Nero** und **Domitian**, seitdem aber kein Kaiser, Gesetze wider die Christen gegeben habe: daraus könne man schon schließen, wie viele Achtung diese Gesetze verdienten. Manche strengere Gesetze vom Aufwande, von der Ehe, und von der Verehrung der Götter, beobachteten die Römer selbst nicht mehr; es geschehe also nicht aus Eifer für die Gesetze, daß sie den Christen so vieles Uebel zufügten. Die obengenannten Beschuldigungen gegen die letztern widerlegt er nun ausführlich. Man wiederholt sie unaufhörlich, sagt er, und ist doch nicht darauf bedacht, sie durch eine scharfe Untersuchung außer Streit zu setzen. Wir haben so viele Feinde und auch einheimische Verräther, daß lange schon einige Spuren der uns beygemessenen Schandthaten hätten ans Licht kommen sollen. So aber beruhen sie auf einem bloßen falschen Gerüchte, dessen ihr euch doch sonst nicht bedienet, um Gewißheit

von

von einer Sache zu erlangen. Sie sind nicht einmal wahrscheinlich: denn es ist zu sehr der Menschlichkeit zuwider, daß jemand Kinder schlachten und verzehren, oder Blutschande treiben sollte, um ewig zu leben. Vielleicht aber habt ihr es von uns desto leichter geglaubt, weil bey euch so viele ähnliche Verbrechen begangen werden. Bis auf die Regierung des **Tiberius** hat man in Africa öffentlich dem **Saturnus** Kinder geopfert: und noch jetzt geschieht es insgeheim; Eltern haben ihre eigenen Kinder dazu hingebracht, welches man nicht einmal den Christen vorwirft. Auch erwachsene Personen werden bey den Heiden den Göttern geopfert: eure blutige Fechterspiele und Wegsetzungen neugebohrner Kinder, gehören ebenfalls hieher, so wie andere unnatürliche Grausamkeiten und Lüste.

Auf die Anklage, daß die Christen die Götter der Römer nicht verehrten, antwortet **Tertullianus** durch den Beweis, daß es nur spät erdichtete Gottheiten sind; daß man sie aus schlechten Ursachen vom Stande der Menschen, welches sie würklich waren, zur göttlichen Würde erhoben habe; daß viele berühmte Griechen und Römer dieser Ehre weit würdiger gewesen wären; daß es unvernünftig sey, Bilder von Thon, Holz und Stein anzubeten, die von den Künstlern eben so gemartert worden sind, ehe sie ihre gehörige Gestalt bekommen haben, als die Christen gepeinigt werden; daß die Römer selbst ihren Göttern verächtlich begegneten, indem sie einem vor dem andern den Vorzug gäben, ihre Hausgötter beschimpften, auch mit den übrigen wie mit einer Waare und wie mit Todten umgiengen; daß endlich sowohl Dichter und Weltweisen, als insonderheit die Schaubühne, von den Göttern die schändlichste Abbildung gemacht haben.

Was verehren also die Christen, fragt er im Nahmen der Heiden, wenn sie die Götter verwerfen? Hier

zeigt

zeigt er zuerst das Ungereimte in dem Vorgeben, als wenn sie einen Eselskopf anbeteten. (Diese Verläumdung war zuerst gegen die Juden aufgebracht, sodann mit einer leicht begreiflichen Vermischung auf die Christen ausgedehnt worden. Ihr Ursprung ist allem Ansehen nach in der Gestalt der **Cherubinen** im zweyten jüdischen Tempel zu suchen; viele andere Muthmaßungen aber und Erörterungen über dieselbe, hat **Theodor Hasäus** (Diatribe theolog. philolog. de Onolatria, sive cultu capitis asinini, affecto Iudaeis et Christianis, Erfurt 1716. 4to.) zusammengetragen.) Eben so weiset **Tertullianus** kurz diejenigen ab, welche das Kreuz oder die Sonne zum Gott der Christen machen. Vor kurzem, setzt er hinzu, ist in dieser Stadt eine neue Vorstellung unsers Gottes bekannt gemacht worden, ein Bild mit der Aufschrift: „Der Gott der Christen mit Eselsklauen.„ Er hatte Eselsohren, an dem einen Fuße Klauen, in der Hand führte er ein Buch, und war mit einem langen Kleide bedeckt. Wir haben über den Nahmen und über die Gestalt gelacht; aber diejenigen sollten vielmehr ein solches Ungeheuer verehren, welche schon Götter mit Widderköpfen und Ziegenfüßen haben.

Nun beschreibt **Tertullian** kurz, aber beredt und lebhaft, den großen unsichtbaren Gott der Christen. Dieser, sagt er, hat der Welt von den ältesten Zeiten her, Lehrer die mit seinem Geiste erfüllt waren, gegeben; ihre Schriften sind noch vorhanden, auch in einer griechischen Uebersetzung, deren Geschichte er nach dem **Aristeas** erzählt. Er beweiset sowohl das hohe Alter dieser Schriften, als ihre Göttlichkeit aus der Erfüllung der darinne enthaltenen Weißagungen, und merkt an, daß sich auf dieselben die jüdische und die christliche Religion zugleich stütze. Um das Eigene der letztern anzugeben, macht er von **Christo** und seinem Leben unter den Menschen einen bündigen Begriff. Ohngefähr wie

eure

eure Weisen, schreibt er, behaupten auch wir, daß Gott durch das Wort, die Vernunft und die Kraft alles geschaffen hat; daß aber dieses ein vor sich bestehender von Gott gebohrner Geist sey, der daher sein Sohn heiße, und auch Gott wegen der Einigkeit des Wesens, (ex unitate substantiae.) So ist auch der Strahl ein Theil der Sonne, und die Sonne ist im Strahle, weil das Wesen nicht getrennt, sondern nur erweitert wird. Unter manchen lehrreichen Anmerkungen steht auch diese, Jesus habe sich darum nach seiner Auferstehung nicht allen ohne Unterscheid gezeigt, damit die Gottlosen von ihrem Irrthum nicht möchten befreyet werden; der Glaube hingegen, dem eine so große Belohnung versprochen ist, auch seine Schwierigkeit hätte. Und daß die Sonne bey dem Tode Christi am Mittage verfinstert worden sey, soll selbst in heidnischen Schriften aufgezeichnet worden seyn. Von diesem Lehrer, der zugleich Gott ist, fährt er darauf fort, kommt unsere Religion her: und wenn ihr ihn gleich vor einen bloßen Menschen halten solltet, so müßt ihr euch erinnern, daß auch andere Völker ihre Religion von Menschen erhalten haben, und das zu einer Zeit, da sie rauh und ungelehrt waren; Christus aber hat die Wahrheit einem erleuchteten und gesitteten Zeitalter vorgetragen.

Darauf erklärt der Verfasser die Natur und den Einfluß der bösen Geister auf die Welt, um zu zeigen, daß sie es sind, welche von den Heiden vor Götter angesehen werden, und ihre Verehrer leicht betrügen. Man stelle, sagt Tertullianus, einen Menschen vor euer Gericht, von dem man weiß, daß ihn ein Dämon (oder böser Geist) in seiner Gewalt habe: er wird, es mag ihm ein Christ welcher immer will, befehlen zu reden, eben so richtig bekennen, daß er ein Dämon sey, als er sich anderwärts fälschlich vor einen Gott ausgiebt. So mag man auch einen von denen auftreten

lassen,

lassen, welche vorgeben, daß sie von einem Gott begeistert werden, und wunderbare Dinge verrichten können. Wenn nicht auch dieser vermeinte Gott in ihnen, von einem Christen aufgefordert gesteht, er sey ein **Dämon**: so mag man sogleich den Christen hinrichten. Vergebens spottet ihr über unsere Erzählung von **Christo**: denn eben durch seinen Nahmen herrschen wir über eure unreinen Götter, und sie legen also selbst von ihm ein Zeugniß ab.

Es folgt also hieraus, schreibt **Tertullianus** weiter, daß wir des Verbrechens der beleidigten Religion nicht schuldig sind, weil die sogenannten Götter es nicht würklich sind, und also auch ihr Dienst keine wahre Religion ist. Ihr selbst hingegen seyd in der That gottlos, weil ihr den wahren Gott verachtet, und jene anbetet. Mit vieler Lebhaftigkeit beweiset er hierauf, es sey eine falsche Einbildung der Römer, als wenn sie wegen ihres Eifers für die Götter Herren der Welt geworden wären: er zeigt vielmehr, daß der einzige wahre Gott die Reiche ertheile; daß die Heiden von den **Dämonen** gegen die Christen, denen sie mit Widerwillen unterworfen wären, gereizt würden; daß die Kaiser von den Heiden noch mehr gefürchtet würden, als die Götter: und da sie auch im Grunde mehr Ehre verdienten, weil sie der wahre Gott eingesetzt hätte, so könne man die Christen keine Verächter der Majestät nennen, wenn sie für ihre Fürsten nicht den ohnmächtigen Göttern opferten; sondern zu dem Gotte beteten, der allein Glückseeligkeit schenken kann. Selbst die Geberden der betenden Christen, die sich von den heidnischen Gebräuchen bey Anrufung der Götter so sehr entfernten, bewiesen ihr Vertrauen und ihre Unschuld, indem sie, das Gesicht gen Himmel gewandt, mit ausgebreiteten Händen und entblößtem Haupte, frey aus ihrer eigenen Empfindung, für alle Kaiser langes Leben, sichere Regierung,

gierung, eine wohlgegründete Familie, tapfere Heere, einen treuen Senat, ein gutgesinntes Volk, ein ruhiges Reich, und was sich nur Menschen und Kaiser wünschen können, von Gott zu erbitten pflegten. Daß dieses keine blosse Schmeicheleyen sind, um den Verfolgungen zu entgehen, könnt ihr theils aus dem Befehle Gottes in unsern heiligen Schriften sehen, nach welchem wir verbunden sind, für alle Könige und Obrigkeiten, so gar für unsere Feinde, zu beten; theils daraus, weil wir alle Ursache haben, für die Erhaltung des Römischen Reichs zu beten, damit das Ende der Welt und die schröcklichen Begebenheiten, welche vor demselben hergehen sollen, desto länger entfernt bleiben. Dagegen können wir zwar nicht bey dem Schutzgeiste der Kaiser schwören, weil derselbe nur ein Dämon ist, den wir vielmehr beschwören; aber wir betheuren vieles bey dem Wohl und Glück des Kaisers. Diesen verehren wir als das Werk unsers Gottes: eben darum, und aus andern Ursachen können wir ihn nicht einen Gott, auch nicht in ähnlichem Verstande unsern Herrn nennen. Wir erweisen ihm aber mehr wahre Ehrerbietung als ihr Heiden durch wollüstige Freudensbezeugungen, bey einer sehr veränderlichen Gemüthsart, und häufig ausbrechenden Empörungen wider die Kaiser. An diesen haben wir nie einen Antheil gehabt: wir, die wir nicht allein die Kaiser, sondern das ganze menschliche Geschlecht zu lieben schuldig sind. Niemals haben wir uns auch für so viele ungerechte Drangsale, die wir noch immer ausstehen, zu rächen gesucht; gleichwohl wäre uns dieses bey unserer großen Menge sehr leicht gewesen. Kaum gestern sind wir aufgekommen: und schon haben wir alle eure Besitzungen und Wohnplätze angefüllt; nur die Tempel haben wir euch noch übrig gelassen. Ihr nennt uns Feinde des menschlichen Geschlechts: und wir sind es nur von den menschlichen Irrthümern; durch die Befreyung von den bösen Geistern und durch

andere

andere Dienste, werden wir euch sogar nützlich und nothwendig. Da wir überhaupt keine öffentliche Unruhen veranlassen, indem wir weder von Ehrgeiz noch von Geldbegierde getrieben werden: so hättet ihr unsere Parthey vielmehr begünstigen sollen. Auch das ist für euch nicht beleidigend, daß wir eure Schauspiele fliehen, die einen abergläubischen Ursprung haben, und so viel ärgerliches und schändliches darstellen. Die Denkungsart der Menschen in Ansehung des Vergnügens ist gänzlich frey.

Hier beschließt Tertullianus die eigentliche Vertheidigung der Christen gegen vorgeworfene Verbrechen. Es war nicht weniger nöthig, die Verfassung ihrer Gemeine richtig abzuschildern: und dieses leistet er sogleich. Wir sind, sagt er, ein Körper, der aus dem gemeinschaftlichen Bewußtseyn der wahren Religion, aus der Einigkeit in der Kirchenzucht, und aus einer verbundenen Hoffnung des Künftigen erwachsen ist. Wir versammeln uns, um Gott gleichsam mit einem starken vereinigten Haufen betend zu umgeben. Ein solcher gewaltsamer Angriff ist Gott angenehm. Wir beten auch für die Kaiser, für ihre Staatsbedienten, für die Obrigkeiten, für den Zustand und die Ruhe der Welt, und um die Verzögerung des Endes derselben. Wir kommen weiter zum Lesen der heiligen Schrift zusammen, indem uns die Beschaffenheit der gegenwärtigen Zeit nöthigt, manches daraus zur Ermahnung zu nehmen, und manches als erfüllt zu betrachten. Ueberhaupt unterhalten wir den Glauben mit diesen heiligen Aussprüchen, ermuntern die Hoffnung, gründen das Vertrauen, und befestigen die Kirchenzucht durch geschärfte Vorschriften. Daselbst kommen auch Ermahnungen, Verweise, und Strafen im Namen Gottes vor. Denn es wird mit großem Nachdrucke geurtheilt, wie bey Leuten, die der Gegen-

wart Gottes gewiß sind: und es ist eine große Vorbedeutung auf das künftige Gericht, wenn jemand unter uns so sehr gefehlt hat, daß er von der Gemeinschaft des Gebets, der Versammlung, und aller geheiligten Verbindung ausgeschlossen werden muß. Aelteste von geprüfter Rechtschaffenheit, führen bey diesen Versammlungen den Vorsitz; sie haben diese Ehre nicht durch Geld, sondern durch ein rühmliches Zeugniß erlangt: denn nichts von göttlichen Dingen ist für Geld feil. Wenn es gleich eine Art von öffentlichem Geldkasten bey uns giebt; so ist er doch nicht aus beschwerlichen Auflagen einer gleichsam verkauften Religion entstanden. Ein jeder legt monatlich, oder wenn er sonst will, und überhaupt, wenn er anders will und kann, einen mäßigen Beytrag hinein: denn niemand wird dazu gezwungen. Das ist gleichsam ein aufbewahrter Schatz der Frömmigkeit. Denn es wird davon nichts auf Essen und Trinken; desto mehr aber zum Unterhalt und Begräbniß der Armen, auch auf dürftige Waisen und unvermögende Alten, verwandt. Weiter wird denen davon gegeben, welche Schiffbruch gelitten haben: und solche, welche sich wegen des Christenthums in den Bergwerken, auf Inseln, oder doch in der Gefangenschaft befinden, werden um ihres Bekenntnisses willen ernährt. — Diese freywilligen Gaben der ersten Christen, welche Tertullian beschreibt, (προσφοραὶ oder oblationes in der alten Kirchensprache,) waren schon von den Zeiten der Apostel an, und allem Ansehen nach auf ihre Veranlassung, wenn gleich auf keine unveränderliche Art, üblich gewesen. Außer den Geschenken an Gelde gehörten auch Beyträge von Lebensmitteln dazu, welche in die Versammlungen gebracht wurden, unter andern auch Brodt und Wein: wovon man sowohl das Abendmahl Jesu als die Liebesmahle, zu halten pflegte. Neben den armen und elenden Christen, für welche dieses Almosen

haupt-

hauptsächlich gesammlet ward, scheinen auch manche Lehrer der Christen dadurch unterstützt worden zu seyn. — Aber selbst diese Mildthätigkeit, setzt der Verfasser hinzu, verspotten unsere Feinde. Seht, sagen sie, wie sie sich einander lieben, wie sie bereit sind, für einander zu sterben. Freylich, fährt er fort, hassen die Heiden einander desto mehr, und rauben einander desto leichter das Leben. Sie verläumden uns auch deswegen, weil wir uns Brüder nennen: denn bey ihnen ist jeder von der Blutsfreundschaft hergenommener Name eine erzwungene Verstellung. Wir sind auch eure Brüder, und noch mehr sind wir es unter einander, weil wir alle Einen Gott verehren, auch durch einerley Wahrheit erleuchtet worden sind. Nächstdem leben wir in brüderlicher Einigkeit: alles ist unter uns gemein, nur die Weiber ausgenommen; obgleich einige der größesten Griechen und Römer durch die gewissermaaßen empfohlne Gemeinschaft derselben, keinen Beweis von ihrer Weisheit gegeben haben.

Da die gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Christen, welche **Agapen** oder **Liebesmahle** hießen, vorzüglich als Beförderungsmittel der schändlichsten Wollust und Schwelgerey von den Heiden angesehen wurden: so beschreibt **Tertullianus** ihre wahre Beschaffenheit desto ausführlicher. Die Spuren von diesen Mahlzeiten, welche in der Apostelgeschichte, im ersten Schreiben **Pauli** an die Christen zu **Corinth**, und in dem Sendschreiben des Apostels **Judas** vorkommen, lassen kaum daran zweifeln, daß sie von den Aposteln gestiftet worden sind. Auf ihren Rath ist gewiß eine Anstalt fortgesetzt worden, die so viel zur Erhaltung der allgemeinen Liebe, Einigkeit und Vertraulichkeit unter den Christen, zur liebreichern Versorgung ihrer Armen, zur Tilgung der stolzen und harten Vorurtheile, die aus dem Unterscheide des Standes und Vermögens bey

den Menschen zu fließen pflegen, endlich auch zur Unterdrückung der alten Abneigung zwischen Juden und Heiden, die nun in Eine kirchliche Gesellschaft gesammlet wurden, beytragen konnte. Ohnedieß gründete sie sich auf die freundschaftliche Gemeinschaft der Güter unter den ersten Christen. Man findet, daß die Liebesmahle bald vor dem Abendmahl Jesu, bald nach demselben, von ihnen gehalten worden sind. Nachdem Tertullian bemerkt hat, daß diese Mahlzeiten ihren griechischen Namen von der Liebe empfangen haben, und daß der Aufwand bey denselben im Namen der Frömmigkeit, zur Erfrischung der Dürftigen, auf eine der Religion würdige Art geschehe, fährt er fort: „Man setzt sich zu demselben nicht eher nieder, bis man erst das Gebet zu Gott gekostet hat; man ißt, so viel der Hunger verlangt; man trinkt, so viel als züchtigen Personen dienlich ist. Die Gäste sättigen sich unter der beständigen Erinnerung, daß sie auch bey Nacht Gott anbeten müssen. Sie denken bey ihren Gesprächen daran, daß Gott sie höret. Wenn das Wasser zum Händewaschen und Licht hereingebracht worden ist, so wird ein jeder aufgefordert, Gott öffentlich ein Lied, entweder aus der heiligen Schrift, oder aus eigner Erfindung, zu singen: daran erkennt man, welche Maaße er im Trinken gehalten habe. Wiederum endigt auch das Gebet die Mahlzeit: und darauf geht man aus einander, nicht um sich haufenweise zu Schlägereyen oder Herumschwärmen, oder zu frechem Muthwillen zu vertheilen; sondern um bey der vorigen Bescheidenheit und schaamhaften Aufführung zu bleiben: denn man hat nicht sowohl eine Mahlzeit, als eine strenge Zucht genossen.„ Der Verfasser zieht aus diesem allem den Schluß, daß die Zusammenkünfte der Christen rühmlich und unschädlich sind, und begehrt von ihren Feinden, das Gegentheil zu beweisen.

Desto

Desto mehr hingegen, sagt er, gehört der Name einer unruhigen Rotte denen zu, welche sich wider das Leben rechtschaffener und unschuldiger Leute verschwören; welche alles öffentliche Unglück zum Vorwande gebrauchen, um die Christen zu verfolgen. Wenn der Tiberis austritt, wenn der Nil die Felder nicht wässert, wenn kein Regen fällt, oder Erdbeben, Hunger und Seuchen entstehen, so verlangt man gleich, die Christen sollen dem Löwen vorgeworfen werden. So viele also Einem? Gleichwohl ist die Welt sehr lange vor dem Aufkommen des Christenthums, ja selbst vor dem Ursprunge der Götter, von schröcklichen Unglücksfällen betroffen worden. Sie rührten von dem Zorne des wahren Gottes her, den die Heiden immer beleidigt haben. Die Welt hat sogar geringere Uebel erlitten, seitdem ihr die Christen geschenkt worden sind, welche für dieselbe bitten. Selbst wenn ihr auf die feyerlichste Art den Jupiter um Regen anflehet, ergebt ihr euch der Ueppigkeit und Wollust. Wir aber suchen mit strengem Fasten, im Sack und in der Asche, Gott zum Mitleiden zu bewegen: und wenn wir unsre Wünsche erreichen, so verehrt ihr zwar den Jupiter; aber Gott verachtet ihr. Ihr seyd daher selbst an dem öffentlichen Elende Schuld, weil ihr Bildsäulen statt Gottes anbetet. Eure Götter sind sehr ungerecht, daß sie wegen der Christen auch ihre Verehrer leiden lassen. Gott verwickelt uns zwar auch in das allgemeine Unglück; aber für uns, die wir uns nach einem baldigen Ausgange aus der Welt sehnen, ist dasjenige eine Erinnerung, was für euch Strafe ist.

Die Widerlegung dieses Vorwurfs gegen die Christen erinnert den Tertullianus an einen andern. Man nannte sie unnütze Leute in den Geschäfften des Lebens, weil sie den gemeinen Lustbarkeiten gar nicht beywohnten, bey großen Feyerlichkeiten und vor Gerichte nicht

erschienen, auch überhaupt weniger Aufwand machten, als die Heiden. Aber doch, antwortet er, sind wir geschäftig genug in allen brauchbaren Arbeiten. Wir kaufen zwar unter andern keinen Weihrauch, um den Göttern zu räuchern; aber desto mehr Spezereyen wenden wir auf unsere Todten. Und wenn wir euren Göttern kein Almosen geben, so ertheilen wir es sehr reichlich den Armen. Nur Leute, welche den Lastern oder dem Aberglauben Vorschub thun, können sich über uns beschweren, daß sie keinen Gewinn von uns haben. Dagegen aber treiben wir die bösen Geister von ihnen aus, und beten für sie. Den großen Schaden, den der Staat durch unsern Tod leidet, bedenkt niemand, indem eine solche Menge unschuldiger Menschen hingerichtet wird, von denen man niemals einen einzigen unter den Verbrechern, welche vor Gericht gezogen oder verurtheilt werden, antrifft. Wir sind also allein unschuldig? Freylich müssen wir es seyn, weil wir nicht menschlichen, sondern den vollkommensten Gesetzen Gottes folgen, auch allein seine Allgegenwart und sein künftiges Gericht erkennen.

Man erkannte endlich wohl einiges Gute an den Christen; nur wollte man ihnen keine göttliche Lehren zugestehen: man verglich sie mit einer philosophischen Sekte. Auch dieses ergreift **Tertullianus**. Ihr müßt also, schreibt er, den Christen eben eine solche Freyheit verstatten, als die Philosophen genießen, deren keiner wegen seiner Meinungen, die doch eurer Religion völlig entgegengesetzt sind, gezwungen, verfolgt und umgebracht wird. Die Christen verdienen sogar grössere Hochachtung als die Philosophen, denen sie an gewisser Erkenntniß Gottes und an Reinigkeit der Sitten weit überlegen sind. Er beweiset dieses mit Beyspielen, und setzt hinzu, wenn man bey den Philosophen einen Theil der Wahrheit finde, so sey solches aus den

Schrif-

Schriften der jüdischen Propheten genommen; sie hätten es aber nicht völlig verstanden oder verfälscht. Auch unter den Christen selbst hätten einige (er denkt an die gnostischen Ketzer,) das Christenthum durch philosophische Spitzfindigkeiten verdorben; daraus aber dürfe man nicht schließen, die Christen wären eben so uneinig unter einander, als die Philosophen: denn überhaupt blieben sie doch bey den Vorschriften Jesu und der Apostel. Den Philosophen glaube man die unglaublichsten Dinge; den Christen hingegen selbst die wahrscheinlichsten nicht: von welcher Art insonderheit, wie er ausführlich zeigt, die Lehre von der Auferstehung der Todten sey. Sogar wenn dieselbe falsch seyn sollte, müßte man doch ihren Nutzen in dem Leben der Menschen erkennen, und Strafen verdienten die Christen dafür auch deswegen nicht, weil sie lieber unschuldig litten, als der göttlichen Gnade verlustig würden. Ihr dürft euch also, sagten die Heiden, nicht beklagen, daß wir euch verfolgen; vielmehr müßt ihr diejenigen lieben, die euch nach eurem Willen leiden lassen. Darauf antwortet Tertullianus: Wir wollen allerdings leiden; aber wie Soldaten, welche sich den Gefahren des Kriegs nicht gerne aussetzen, und doch tapfer in demselben fechten. Für uns ist es ein Gefechte, vor die Gerichte gefordert zu werden, und ein Sieg, über der Behauptung unserer Sache zu sterben. Immerhin möget ihr uns von dem Pfal an den wir gebunden werden, und von den Reisbündeln, welche herumgelegt werden, um uns zu verbrennen, besondere Schimpfnamen beylegen. Dieses ist unsere Siegestracht: freylich gefallen wir den Ueberwundenen nicht, und daher hält man uns auch vor Verzweifelnde. Bey euch vielmehr ist es sehr oft Verzweifelung und unmäßige Ruhmbegierde gewesen, mit welcher man Schmerzen und den Tod ausgestanden hat. Diese Standhaftigkeit preiset ihr: und wir sollten allein unsinnig seyn,

weil wir für Gott und in der Hoffnung der Auferstehung, leiden? Gott läßt uns dieses zum Beweise unserer Unschuld wiederfahren. So habt ihr auch vor kurzem, indem ihr eine Christinn lieber in eine Wohnung der Unzucht, als zu den wilden Thieren verurtheilt habt, dadurch gestanden, daß wir eine Befleckung der Keuschheit vor grausamer als alle Todesarten halten. Und doch wirkt eure Grausamkeit gegen uns nichts weiter, als daß wir uns desto stärker vermehren. Das Blut der Christen ist ein Saamen. Viele eurer Schriftsteller haben zur Geduld im Leiden ermahnt; sie haben aber nicht so viele Schüler bekommen, als wir durch unsere Handlungen. Wer sieht wohl unsere Freudigkeit im Tode, und wünscht nicht sie nachzuahmen, damit er für die Vergießung seines Bluts, Vergebung aller Sünden von Gott erlange? Daher danken wir auch für euer Urtheil: ihr verdammt uns, und Gott spricht uns los.

An diesem Beyspiele der Schutzschrift **Tertullians** verdienten ohne Zweifel seine Gaben durch einen längern Auszug desto mehr geschildert zu werden, je reicher sie zugleich an historischen Stellen von der Verfassung und von den damaligen Schicksalen der Christen ist. Wenn er gleich hin und wieder mehr rednerisch als mit der genauesten Gründlichkeit schreibt, auch wohl einige Fehler begeht, wie dasjenige ist, was er ganz am Ende von dem Märtyrertode sagt, und welches er mit mehrern alten Lehrern der Christen, gemein hat; so scheint er doch die Absicht seiner Schrift bey den Heiden, so viel an ihm war, nicht verfehlt zu haben. Man hat sie bald in die griechische Sprache, in den neuern Zeiten in noch gewöhnliche, und darunter schon im vorigen Jahrhunderte, auch in die Deutsche, übersetzt. Die schönste und brauchbarste besondere Ausgabe derselben, mit einer Menge nützlicher Erläuterungen, ist von

Sieg-

Siegbert Havercamp, (zu Leyden, 1718. 8.) veranstaltet, auch dabey ein Stück aus dieser Schutzschrift, welches alle neuere Herausgeber vernachläßigt hatten, eingerückt worden.

Nach einiger Zeit arbeitete **Tertullian** diese Vertheidigungsschrift um, und vermehrte sie zum Gebrauche anderer Leser. So entstanden seine zwey **Bücher an die heidnischen Völker**, (ad nationes, Libri duo.) Im ersten Buche kommt beynahe alles vor, was er ehemals zum Beweise der Unschuld seiner Glaubensbrüder an die römischen Statthalter geschrieben hatte, und oft mit Wiederholung der damals gebrauchten Redensarten, oder mehrerer Zeilen. Manches unterdessen ist hier kürzer gefasset; anderes hingegen weitläufiger ausgeführt worden, ohne daß darunter viele beträchtliche Zusätze vorkämen. So meldet er, das schimpfliche Bild des vermeinten Gottes der Christen sey von einem Juden verfertigt worden. Das gemeine Volk, fährt er fort, glaubte dem Juden: denn welche Art Leute ist wohl so sehr eine Pflanzschule schändlicher Erzählungen von uns, als diese? In dem zweyten Buche dieses Werks greift der Verfasser die heidnische Götterlehre von allen Seiten an. Hauptsächlich wählt er die Grundsätze, welche **Varro** darüber vorgetragen hat, zur Bestreitung, geht die drey Arten der heidnischen Theologie, die philosophische, poetische und politische, durch, und zeigt besonders an vielen Beyspielen der Götter, wie unwürdig sie dieses Namens sind. Eine große Anzahl Lücken, die sich in diesem Buche finden, weil das ganze Werk aus einer einzigen verstümmelten Handschrift abgedruckt worden ist, verringert die Brauchbarkeit desselben ziemlich; obgleich manche jener Stellen nicht unwahrscheinlich ergänzt werden können. Ordentlicher und zusammenhängender ist die-

se Schutzschrift freylich abgefaßt als die ältere; aber es herrscht weniger Feuer und Ungestüm in derselben.

Mit diesen beyden Schriften Tertullians steht eine andere in Verbindung, welche die Aufschrift vom Zeugniß der Seele (de testimonio animae) führt. Er hatte sich in der erstern Schutzrede (c. 17.) beyläufig auf den Beweis bezogen, der von diesem Zeugniß für das Christenthum hergenommen werden kann: hier entwickelt er ihn genauer, und enthält sich völlig der gelehrten Gründe, die bey den Heiden wenig Eindruck gemacht zu haben scheinen. Er fordert also die menschliche noch unausgebildete Seele auf, dasjenige zu bezeugen, was sie von Gott und von dem Schicksal des Menschen weiß. Aus den Redensarten, sagt er, die so gewöhnlich sind: Gott gebe es! Wenn Gott will, Gott ist gut, Gott thut wohl, Gott seegne dich! Ich empfehle es Gott, Gott wird unter uns richten, und andern mehr, sieht man, daß der Seele eben solche Begriffe von dem einzigen wahren Gott eingeprägt sind, als die Christen lehren. Daß sie auch böse Geister glaube, erkennt man aus den Verwünschungen, und Verfluchungen, bey welchen derselben gedacht wird. Sie erkennt endlich auch ihren Zustand nach dem Tode: denn dieser muß vorausgesetzt werden, wenn man die Menschen einen Verstorbenen bald elend, bald sicher nennen, ihm verdiente Martern oder Ruhe wünschen hört, wenn die Menschen einen Nachruhm nach dem Tode suchen, auch wohl von einem Todten sagen: Er ist fortgegangen und muß wiederkommen. Alle diese Ausdrücke und Urtheile sind so allgemein üblich, und kommen so offenbar nicht vom Unterrichte, sondern von der Natur her, daß man sie eben sowohl das Zeugniß Gottes als der Seele nennen kann. Man muß sich also durch dasselbe zur wahren Erkenntniß Gottes, oder zum Christenthum leiten lassen, damit nicht die Seele dereinst

vor

vor dem göttlichen Gerichte die Vorwürfe leide: Du verkündigtest Gott, und suchtest ihn nicht; du verabscheutest die Teufel, und beetest sie an; du nahmst ewige Strafen an, und hütetest dich vor denselben nicht. — Wenn gleich der Versuch Tertullians in dieser Schrift unvollkommen ist; so diente er ihm doch vermuthlich sehr wohl gegen die Heiden, und verdient auch wegen des lebhaften Vortrags gelesen zu werden.

Sein Buch **vom Gebete** (de oratione) wird gemeiniglich vor das älteste seiner Werke gehalten. **Muratori** hat dasselbe zuerst (in Anecdotis latinis, T. III. p. 9. sq.) vollständig ans Licht gestellt: und die erste Ausgabe von **Tertullians** Schriften, in welche diese Ergänzungen eingerückt worden sind, ist die neue Hällische. Der Verfasser erklärt darinne vornemlich das Gebet des Herrn, und ertheilt auch andere Vorschriften über das Beten. Jenes empfiehlt er sowohl wegen seines Urhebers, als weil es ein Inbegriff der ganzen christlichen Lehre sey. Mit dem richtig angegebenen Wortverstande desselben verbindet er auch allegorische Deutungen. **Christum** nennt er den Willen und die Macht des Vaters; der aber doch zum Beweise des schuldigen Gehorsams, sich in den Willen des Vaters ergeben habe. Zu der Bitte um die Zukunft des Reichs Gottes rechnet er auch das Gebet um das Ende der Welt, da die Märtyrer gerächt werden sollen: diesen Wunsch der Christen, sagt er, die Beschämung der Völker (oder der Heiden,) die Freude der Engel, um welcher Willen wir streiten, ja vielmehr um welcher Willen wir beten. Da der Verfasser jedoch in seiner ältesten Schutzschrift den Heiden versichert, daß die Christen um die Verzögerung des Endes der Welt bitten: so müßte die gegenwärtige Stelle entweder als eine freyere Erklärung von den Gesinnungen der Christen, oder als eine Spur von **Montanistischen** Erwartungen ange-

angesehen werden; wiewohl sonst manches in dieser Schrift der Denkungsart der eben genannten Parthey widerspricht. Nach Tertullians Meinung kann das tägliche Brodt zugleich von Christo, und von der unzertrennlichen Anhänglichkeit der Christen an ihm, verstanden werden. Er ermahnt unter andern die Christen, zum Gebete ohne Haß oder sonst eine Leidenschaft und Sünde zu kommen; dieses sey nothwendiger als den ganzen Leib oder doch die Hände vor dem Gebete zu waschen, wie es manche thäten. Hingegen sagt er, pflegten die betenden Christen mit Rechte ihre Hände zu Gott empor zu heben, und vor ihm auszubreiten. Einen abergläubischen Gebrauch nennt er es, wenn einige ihren Mantel vorher ablegten, ehe sie beteten; andere sich sogleich niedersetzten, nachdem sie gebetet hätten. Er will, daß man mit bescheidenen und demüthigen Geberden, auch mehr leise als schreyend, bete. Diejenigen tadelt er, welche, weil sie nach dem gemeinschaftlichen Gebete aus einer besondern Andacht fasten, ihren Mitbrüdern den Kuß des Friedens, das feyerliche Siegel des Gebets, nicht ertheilen; gleichsam als wenn es am allgemeinen Fasten des Pascha geschähe. Auch verwirft er die Gewohnheit vieler, die an den wöchentlichen Bet- und Fasttagen (stationes) sich nicht zum öffentlichen Gebete und Genuß des Abendmahls Jesu einfanden, in der Meinung, daß sie, nachdem sie das letztere empfangen hätten, ihr Fasten unterbrechen müßten. Mit vieler Lebhaftigkeit entschuldigt er es nicht nur, sondern rechtfertigt es auch, daß die Jungfrauen in den Versammlungen zum Gottesdienste durchgehends in einen Schleyer eingehüllt erscheinen. Was den kleinen Unterscheid betraf, da einige wenige Christen am Sabbath nicht knieend beteten: so hofft Tertullian, sie werden entweder durch die Gnade Gottes den übrigen nachgeben; oder sich ihrer Meinung, ohne andere zu ärgern, bedienen. Wir aber, schreibt er, müssen uns, nach der

auf

auf uns fortgepflanzten Art, bloß am Sonntage, sowohl dieses als anderer Merkmale der Angst enthalten; wir schieben auch die Geschäfte auf, damit wir dem Teufel keinen Platz übrig lassen. (Eine seltenere, aber noch undeutliche Stelle, die eine gewisse Muße vom Arbeiten am Sonntage anzuzeigen scheint.) Eben so freudig bezeigen wir uns am Pfingstfeste; aber an allen übrigen Tagen darf kein Gebet anders als auf den Knieen, und mit der sonst üblichen Demuth verrichtet werden. Man kann, so fährt der Verfasser fort, an allen Orten beten, welche Bequemlichkeit oder Nothwendigkeit bestimmen. Die Zeit des Gebets anlangend, hält er es vor nützlich, täglich wenigstens in der dritten, sechsten und neunten Stunde, nach der damaligen Zählungsart, zu beten: weil diese Stunden in der heiligen Schrift auf eine ausnehmende Art bezeichnet sind; weil man sich billig solche bestimmte Ermahnungen zum Gebete festsetzt; und weil die Christen durch diesen Gebrauch der jüdischen Kirche, ihre Pflicht gegen den Vater, den Sohn und den heiligen Geist erfüllen können. Doch, sagt er, verstehe es sich von selbst, daß beym Anbruche des Tags und des Nachts, auch vor und nach dem Genuß der Speise, gebetet werde. Wird man von einem christlichen Mitbruder besucht, so darf man ihn auch nicht von sich lassen, ohne mit ihm gebetet zu haben: es könnte wohl gar ein Engel seyn, und überdieß muß man ihm einen rühmlichen Begriff von seinem Glauben beybringen. Auch dieses lobt der Verfasser, daß manche Christen ihr Gebet mit Halleluja beschliessen, oder solche Psalmen beten, wo dieser Schluß von andern gegenwärtigen wiederholt werden kann. Zuletzt preiset er noch beredt die Vorzüge und herrlichen Wirkungen des Gebets an, welches er das geistliche Opfer nennt, das die alten Opfer aufgehoben habe: er findet sogar, daß auch die unvernünftigen Thiere gewissermaßen zu Gott beten. Die meisten Gründe, durch welche er seine Vorschrif-

schriften unterstützt, sind gut gewählt, und einnehmend vorgetragen.

In die frühern Zeiten Tertullians gehört auch seine mit rührender Stärke aufgesetzte **Ermahnungsschrift an die gefangenen Bekenner des Christenthums**, (Liber ad martyras.) Sie scheinen unter einander uneins geworden zu seyn; daß solches aber darüber geschehen, weil einige von ihnen glaubten, es sey erlaubt, sich durch Geld ihre Freyheit zu verschaffen; oder weil ein Theil von ihnen **Montanisten** waren: dieses sind bloße Muthmaßungen. Er empfiehlt ihnen ein friedfertiges Betragen desto mehr, da manche Christen, welche die kirchliche Buße beobachten mußten, durch die schriftliche Fürsprache der Bekenner, den Kirchenfrieden, wie man damals redete, das heißt, die Aussöhnung mit der Gemeine, geschwinder zu erlangen suchten. Hierauf ermuntert er sie, sich über ihre Trennung von der Welt, die selbst ein Gefängniß sey, und der sie ohnedieß längst entsagt hätten, nicht zu grämen. Ihr Geist gewinne dabey, wenn gleich das Fleisch etwas verliere: denn sie erblickten und fühlten so viele Abscheulichkeiten und so vieles Uebel nicht mehr. Zwar sey das Gefängniß auch Christen beschwerlich; allein sie hätten sich schon durch die Zusage in der Taufe verbindlich gemacht, unter der Aufsicht Gottes beständig zu streiten, um eine ewige Krone zu erfechten. Sie möchten auch die Versicherung Jesu, das Fleisch sey schwach, zu keiner Entschuldigung eines sinkenden Muthes mißbrauchen: er habe vielmehr gleich darauf dem Geiste die Oberhand angewiesen. Und da so viele Personen beyderley Geschlechts, bloß aus Ruhmbegierde, Martern und den Tod selbst freudig ertragen hätten, so müßten sie, gegen so grosse Belohnungen, dieses noch weit williger thun. Die Fechter setzten sich aus Eitelkeit und Prahlerey schröcklichen Gefahren aus: diese würden dereinst am

Tage

Tage des allgemeinen Gerichts die kleinmüthigen Christen beschämen. Endlich wären so häufige Unglücksfälle, in welche die Menschen wider ihren Willen geriethen, ingleichen die Verfolgung und der Untergang so vieler ansehnlichen Männer, bloß um der Menschen Willen, nämlich weil sie Anhänger des Albinus und Niger waren, ebenfals Bewegungsgründe zur Standhaftigkeit für diese christlichen Gefangenen.

Das Buch von den Schauspielen, (Liber de spectaculis) welches gegen des Jahr 198 geschrieben zu seyn scheint, enthält sehr nachdrückliche Warnungen an die Christen, dieselben nicht zu besuchen: und sie sind selbst an die Catechumenen gerichtet. Zuerst räumt der Verfasser zween Ueberredungsgründe der Heiden aus dem Wege: den ersten, daß Ergötzungen der Augen und Ohren, der Religion nicht gefährlich seyn, noch Gott beleidigen könnten, wozu sie noch dieses setzten, die Christen würden wohl durch die Enthaltung von solchem Vergnügen sich nur geschickter zur standhaften Erduldung des Todtes zu machen suchen; — den andern, es sey alles, was zu den Schauspielen gehöre, die Erde, die Steine, die Löwen, die Leibeskräfte, von Gott geschaffen worden, und also nicht verwerflich. Der Einwendung mancher Christen, daß die heilige Schrift nirgends ausdrücklich verboten habe, sich an den Schauplätzen einzufinden, setzt er die Stelle entgegen, wo derjenige glückseelig gepriesen wird, der keinen Antheil an den Beschäftigungen der Gottlosen nimmt. Darauf bringt Tertullian die Ursachen selbst bey, warum ein Christ die Schauspiele fliehen müsse. Wir bekennen, sagt er, bey der Taufe, daß wir dem Teufel, seinem Gepränge, (pompae, welches man nachmals durch das Wort Wesen ausgedrückt hat,) und seinen Engeln entsagt haben. Nun aber gehört vorzüglich die Abgötterey dazu: und aus dieser sind doch die Schauspiele ganz zusammengesetzt.

setzt. Sie sind unter andern Gebräuchen des heidnischen Aberglaubens aufgekommen; man hat sie den Göttern gewidmet; sie haben von denselben ihre Nahmen erhalten. Auch die dabey eingeführten Gebräuche, das Herumtragen der Bilder der Götter vor dem Anfange der Spiele, (welches pompa Circensis hieß,) die Opfer und andere geheiligte Feyerlichkeiten bey denselben, beweisen ihre abgöttische Einrichtung. Nachdem der Verfaßer dieses noch durch viele andere Umstände bestätigt hat, geht er zu seinen übrigen Gründen wider die Schauspiele fort. Die heftigen Leidenschaften, welche durch dieselben erregt werden, sind der sanften Wirkung des heiligen Geistes zuwider: dort findet man unzählige Reizungen zur Wuth, zu Händeln und zur Unkeuschheit. Alles, dessen man sich im gemeinen Leben schämt, ist daselbst erlaubt. Die Unmenschlichkeit der Fechterspiele macht sie allein verabscheuungswürdig. Vergebens sagt man, die Sonne, ja Gott sogar, sehe vieles Unreine und Böse an, ohne dadurch befleckt zu werden. Laßt uns vielmehr nicht dahin sehen, damit uns derjenige nicht erblicke, der alles sieht! Die Heiden mögen immer bey Veränderung des Orts dasjenige gut nennen, was sie sonst vor sündlich halten. Sie selbst bekennen durch die schimpfliche Entfernung der Fechter und anderer Personen, die sich in den öffentlichen Spielen zur Schau geben, von allen Aemtern und bürgerlichen Vorzügen, daß sie diese Lebensart verachten. Auch die vielfachen Verstellungen der Gestalt, des Alters, der Stimmen, der Gesinnungen, die bey den Schauspielen üblich sind, können Gott, der alle Heucheley haßt, nicht gefallen. Daß der Christ dieselben fliehen müsse, erkennen selbst die Heiden: sie wissen, daß er eben durch die Verschmähung derselben ein Christ geworden ist; wie sollte er sich wieder in das Lager seiner Feinde wenden können? An Gott kann er daselbst nicht denken, wo sich nichts von Gott befindet;

wo

wo er zu theils sündlichen Handlungen verleitet wird. Daher ist es auch kein Wunder, daß der Teufel zuweilen diejenigen besessen hat, welche die Schauspiele besuchten; und er sagte auch, da er von einer solchen christlichen Frauensperson durch Beschwörungsgebete (exorcismo) ausgetrieben wurde, auf den Vorwurf, daß er sich unterstanden hätte, sich einer Gläubigen zu bemächtigen: „Mit allem Rechte habe ich es gethan, weil ich „sie in meinem Gebiete antraf.„ Da endlich in den Schauspielen der Name Gottes gelästert wird, und in denselben hauptsächlich die Verfolgungen der Christen beschlossen werden: so ist es für diese desto unanständiger, dieses süße Gift zu kosten. Jetzt ist die Zeit des Vergnügens für die Heiden; die unsrige ist noch nicht gekommen; aber laßt uns jetzt trauren, damit wir es nicht auch dereinst mit ihnen thun dürfen. Zwar dem Christen fehlt es auch hier nicht an Ergötzlichkeiten: seine Religion verschafft ihm dieselben, durch das Verhältniß, in welchem er gegen Gott, gegen Irrthum, Wahrheit, Religion der Heiden und Laster steht. Wie viel größer aber wird das Schauspiel seyn, das auf die Zukunft des Herrn zum Gerichte der Welt erfolgen wird? Mit der rührenden Erweiterung dieses Bildes schließt der Verfasser seine im Ganzen richtige, nur hin und wieder übertriebene Bestreitung der heidnischen Schauspiele, die freylich gegen die unter den Christen gewöhnlichen Schauspiele beynahe gar nicht angewandt werden kann.

Auf dieses Buch, und als eine Fortsetzung desselben, folgte gar bald ein anderes von der Abgötterey, (Liber de idololatria.) Tertullian suchte darinne die Christen noch weiter zu belehren, daß unendlich mehr als die bloße Beobachtung abgöttischer Gebräuche zur Abgötterey gerechnet werden müsse. Ueberhaupt, sagt er gleich Anfangs, laufen alle Sünden auf eine Abgöt-

terey aus, hauptsächlich deswegen, weil sie den bösen Geistern angenehm sind. Aber insbesondere stehen gewisse Handlungen und Reden mit derselben in einer nähern Verbindung. Dahin gehört von der erstern Art die Verfertigung der Götzenbilder. Die Entschuldigungen sind nicht zulänglich, man müsse sich davon ernähren; Paulus sage, man soll in dem Stande bleiben, in dem man angetroffen wird; ingleichen man soll mit seinen Händen Unterhalt suchen; auch nicht diese, daß Moses selbst die eherne Schlange verfertigt habe; oder daß man Götzenbilder mache, aber nicht verehre. Zu den Abgöttern zählt er ferner die Sterndeuter, weil sie den Gestirnen Namen der Götter beygelegt haben, und beantwortet den Einwurf, daß doch auch die morgenländischen Weisen bey der Geburt Jesu, die Bedeutung der Sterne untersucht haben. Auch die Schullehrer und andere, welche in den heidnischen Wissenschaften Unterricht ertheilten, thaten nach der Meinung des Verfassers, der Abgötterey Vorschub, weil sie sich häufig mit den Göttern beschäfftigen mußten. Etwas anders, setzt er hinzu, sey es, die heidnische Gelehrsamkeit zu lernen als zu lehren; denn durch das letztere bestätige und empfehle sie der Christ. Endlich setzt er in gleiche Klasse noch die Kaufleute, wenn sie Waaren, die zum Götzendienste nöthig sind, verschaffen, und begegnet der Einwendung, daß sie sonst Mangel leiden würden, mit dem Ausspruche Jesu von der Seeligkeit der Armen, mit Verweisung auf die göttliche Fürsorge, und mit ähnlichen zum wenigsten erbaulich klingenden Gründen.

Bey dieser Gelegenheit wirft er einige verwandte Fragen auf. Ist es einem Christen erlaubt, gemeinschaftlich mit den Heiden an ihren Festtagen und außerordentlichen Feyerlichkeiten, sich Freudensbezeigungen zu überlassen? Er verneinet dieses, weil es eine Gemein-

meinschaft des Aberglaubens seyn würde, und weil die Heiden an keinem christlichen Feste Antheil nehmen. So hält er es auch für unzuläßig, zur Ehre der Fürsten die Hausthüren mit Lichtern und Lorbeerkränzen auszuschmücken: denn eben von Menschen, sagt er, hat die Abgötterey ihren Anfang genommen, und es giebt auch Götter der Thüren. Häusliche Feyerlichkeiten hingegen, wie Verlöbnisse und Hochzeiten, sind nicht verboten: und wenn ein Christ sogar solchen beywohnen müßte, bey denen geopfert würde, so würde er doch nur ein Zuschauer der Abgötterey seyn. Würden und Aemter kann ein Christ auch bekleiden, wenn sie ihn zu keiner Aufsicht über Tempel zu keiner Besorgung von Schauspielen, nicht zu Eidschwüren oder Todesurtheilen nöthigen. Aber Purpur und Gold darf er nicht tragen, weil beydes vom Anfange her der Abgötterey gewiedmet war. Der Soldatenstand ist ihm ebenfalls untersagt: denn außerdem, daß darinne Opfer und peinliche Gerichte vorkommen, hat Jesus überhaupt, indem er Petrum entwaffnete, die Waffen verboten; zumal da sie unter der Anführung der Götter getragen werden. Hierauf lehrt Tertullian, wie man sich durch Worte der Abgötterey schuldig mache. Es geschieht, wenn man den heidnischen Götzen den Namen der Götter beylegt; wenn man sich aus Gewohnheit gewisser Schwüre bey den Göttern im Umgange bedient, oder auch denen nicht widerspricht, welche sie in ihren Reden gegen uns auf irgend eine Art vor Götter ausgeben. Zuletzt rechnet er auch dieses dazu, wenn ein Christ, der von einem Heiden Geld entlehnt hat, ihm dagegen eine schriftliche eidliche Versicherung und Verpfändung von Gütern ausstellt. Der Heide legt dieses als einen Schwur bey seinen Göttern aus, und der Christ darf eigentlich gar nicht schwören. — So weit führte den Tertullianus sein Eifer wider den Götzendienst, der an sich in den damaligen Umständen sehr nothwendig war,

und den Christen gefallen mußte. Seine Forderungen aber waren nicht allein streng, und manche seiner Beurtheilungen zu hart; es entstanden auch daraus unnöthige Beschwerden für das Gewissen, und in vielen Fällen eine Unmöglichkeit, ihm völlig zu gehorchen.

Lehrreicher und merkwürdiger ist sein Buch **von der Taufe**, (Liber de baptismo,) welches er auch, allem Ansehen nach, unter den Rechtgläubigen abgefaßt hat. Er setzte dasselbe der **Quintilla**, einer Frauensperson von der **gnostischen Parthey der Cajaner oder Cainiten**, welche die Taufe verwarf, entgegen. Nichts, sagt er, findet schwerern Eingang in den menschlichen Gemüthern, als die äußerliche Einfalt der göttlichen Werke, wenn sie gleich die herrlichsten Wirkungen versprechen. Man sieht einen Menschen mit wenigen Worten in das Wasser tauchen, und nicht viel reiner herauskommen: es scheint unglaublich zu seyn, daß dadurch das ewige Leben erlangt werde. Das kostbare Gepränge des Götzendienstes hingegen wird viel eher mit Beyfall aufgenommen. Gleichwohl hat Gott eben darum das am wenigsten scheinbare gewählt, damit er die Weisheit der Welt beschämen möchte. Auch ist das Wasser überhaupt nicht gering zu schätzen; es ruhte schon vor der Schöpfung der Welt unausgebildet bey Gott; der Geist Gottes ließ sich auf dasselbe herab, und mehrmals wurde es bey der Schöpfung gebraucht. Damals ist schon das Wasser von dem göttlichen Geiste zur Taufe geheiligt worden. Es giebt auch ein geschicktes Sinnbild von der Abwaschung der Unreinigkeiten der menschlichen Seele ab, welche dadurch geistlich vollzogen wird. Selbst heidnische Völker bedienen sich des Wassers zu gottesdienstlichen Einweihungen und Aussöhnungen. Der Teufel ahmt bey ihnen die Anstalten Gottes nach. Wie vielmehr wird das Wasser solche Kräfte äußern, wenn es nach der

Ver-

Verordnung Gottes gebraucht wird? Ein Engel bereitet es zu dieser heilsamen Würkung, wie ehemals den Teich zu Bethesda, und darauf erlangen wir den heiligen Geist: der Glaube empfängt die Vergebung der Sünden, und die Versicherung der Seeligkeit.

Es folgen einige Gebräuche bey der Taufe dieser Zeiten. Wenn wir aus dem Wasser wieder hervorkommen, schreibt Tertullian, so werden wir, wie in den alten Zeiten die Priester, gesalbt. Christus hat davon den Namen bekommen: und so zeigt dieses auch bey uns an, daß wir mit dem heiligen Geiste gesalbt werden. Darauf wird uns die Hand aufgelegt, um nach der alten Art, durch den Seegen den heiligen Geist herbeyzurufen: er läßt auch sich würklich, wie einst bey der Taufe Christi, auf das Taufwasser hernieder. Uebrigens hat es viele Bilder dieses geheiligten Wassers gegeben: darunter gehört besonders der Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer; die Verwandlung des bittern Wassers in süßes, und so vieles Wasser, das in der Geschichte Jesu vorkommt, bis auf dasjenige, welches aus seiner Seite floß.

Dazu setzt der Verfasser wiederum die Erörterung einiger Fragen. Ist die Taufe des Johannes himmlisch oder irdisch gewesen? Sie war das erstere wegen des Befehls, den er erhalten hatte; aber nicht von Seiten der Kraft, indem sie nichts himmlisches leistete, sondern nur eine Anwartschaft auf die Wohlthaten Christi gab. Aber der Erlöser taufte doch selbst nicht? Dafür thaten es seine Jünger: und worauf hätte er taufen sollen? Nicht auf die Besserung, welche sein Vorläufer schon gefordert hatte; nicht auf die Vergebung der Sünden, die er mit Worten ertheilte; nicht auf sich, den er aus Demuth verbarg; auch nicht auf den heiligen Geist, der noch nicht vom Vater ge-

kommen war; noch auf die Kirche, welche die Apostel noch nicht erbauet hatten. Allein auch diese, wendet man ein, sind, ausgenommen Paulus, nicht getauft worden; und gleichwohl sagt Jesus, man könne ohne Taufe nicht seelig werden. Allerdings haben auch die Apostel die Taufe vom Johannes empfangen. Man braucht nicht gezwungen vorzugeben, es sey solches erst damals geschehen, da sie im Schiffe von den Wellen des Meeres besprengt wurden. Dieses Schiffchen war ein Sinnbild der Kirche, welche durch die Fluthen des Meeres, das heißt, durch die Verfolgungen beunruhigt wird, indessen daß Jesus gleichsam schläft, bis ihn das Gebet der Heiligen aufweckt, um ihnen Ruhe zu schenken. Sollten aber auch die Apostel nicht getauft worden seyn, so würde dieser Mangel durch den Ruf Jesu und ihre Vertraulichkeit mit ihm ersetzt worden seyn. Die Verächter der Taufe werfen weiter die Frage auf: Der Glaube ist zur Seeligkeit hinlänglich, wie man am Abraham sieht: kann man also wohl die Taufe nothwendig nennen? Sie ist es, beweiset der Verfasser aus den Reden Jesu, und ist gleichsam eine Bekleidung des vorher nackenden Glaubens geworden. Wenn aber Paulus sagt, Christus habe ihn nicht zum Taufen gesandt: so gab er nur dadurch zu erkennen, daß er sich nicht alles allein anmaaße, und daß die Predigt des Evangelii, welche vor der Taufe hergehen muß, seine Hauptbestimmung sey.

Wir haben, fährt er fort, nur Eine Taufe, weil es nur Einen Herrn und Eine Kirche giebt. Da also die Ketzer nicht eben denselben Gott und Christum mit uns haben: so haben sie auch keine wahre Taufe; wie ich dieses in meiner griechischen Abhandlung ausführlicher gezeigt habe. Wir empfangen also die Taufe nur einmal, weil wir nicht wieder in die Sünden fallen sollen, die dadurch vergeben werden; sonst würde

sie

sie ein Spott der Sünder seyn. Zwar haben wir noch eine zweyte Taufe, welche auch nur Eine ist, die Bluttaufe, (lavacrum sanguinis,) von welcher der Herr selbst gesagt hat, (Evang. Gesch. des Lucas, C. 12.) er müsse sich noch einmal taufen lassen. Beyde Taufen hat er durch das Wasser und Blut, das aus seiner Seite kam, angedeutet. Die Bluttaufe ersetzt nicht allein die Wassertaufe, wenn man sie nicht erhalten hat; sie stellt auch dieselbe, wenn man sie verloren hat, wieder her. — Wenn man diese Lobsprüche, die Tertullian dem Märtyrertode beylegt, mit demjenigen vergleicht, was er am Ende seiner größern Schutzschrift eben davon sagt: so wird man hierinne eben keinen Montanistischen Grundsatz suchen dürfen. Der Name der Bluttaufe war, wie man sieht, aus den Reden Jesu entstanden; die Meinung selbst, daß der um Jesu Willen ausgestandene Tod eben sowohl Vergebung der Sünden erwerbe, als die Taufe, hatte einen nicht geringern Schein, als Hang zum Mißbrauche; erweiterte auch überhaupt die Ehrerbietung gegen die Märtyrer ungemein, und feuerte die Christen zur Begierde nach einem solchen Ausgange aus der Welt an. In den nächstfolgenden Zeiten kam es schon so weit, daß man glaubte, diese blutige Taufe sey der Wassertaufe sogar vorzuziehen, weil man nach der erstern keiner Gefahr zu sündigen mehr ausgesetzt sey. Diese ganze Denkungsart der alten Christen hat Heinrich Dodwell (Dissert. Cyprianica XIII. de secundo martyrii baptismo, p. 107-118. ed. Bremens.) mit vieler Geschicklichkeit; aber doch zu spitzfindig und gezwungen, unter andern aus der Beschaffenheit des mit Jesu in der Taufe getroffenen Bündnisses, zu vertheidigen gesucht.

Ueber das Recht, die Taufe zu ertheilen, macht Tertullian auch eine besondere Anmerkung. Es gehört, schreibt er, dem Hohenpriester zu, welcher Bi-

schof ist. (Solche Redensarten aus der jüdischen Kirche, die auf die Lehrer, den Gottesdienst und selbst die Religion der Christen seit ihren ersten Zeiten übertragen wurden, liebte dieser Schriftsteller vorzüglich. Man sieht wohl, daß er nur lebhafte Bilder gewählt, und sie meist richtig im christlichen Verstande erklärt hat. Das Opfer der Christen unter andern, (sacrificium, hostia,) von welchem er so oft redet, zeigt bey ihm nichts als ihr Gebet an. Aber dennoch war es nicht zu vermeiden, daß man sich immer mehr an die jüdische Bedeutung von dergleichen Wörtern gewöhnte. Die Namen der Hohenpriester, Priester und Leviten, die man den Bischöfen, Aeltesten und Kirchendienern beylegte, trugen viel dazu bey, daß sie manche neue, im Christenthum überflüßige, den übrigen Christen nachtheilige, Rechte nach und nach erhielten. Und das Wort Opfer half auch endlich ein eigentliches fortdaurendes Opfer in der christlichen Religion aufstellen.) Außerdem, setzt der Verfasser hinzu, haben auch die Aeltesten und Kirchendiener das Recht zu taufen, doch nicht ohne Erlaubniß des Bischofs, zur Ehre der Kirche: denn wo diese unversehrt ist, da wird auch der Kirchenfriede erhalten. Sonst haben auch die Layen dieses Recht. Denn was auf gleiche Art empfangen worden ist, das kann auch auf gleiche Art gegeben werden. Allein die Layen müssen dabey große Behutsamkeit und Bescheidenheit beobachten: nur im Nothfall dürfen sie taufen, wenn plötzliche Gefahr vorhanden ist; sonst sind sie an dem Untergange desjenigen Schuld, dem sie die Taufe abgeschlagen haben. Den Weibern ist es jedoch nicht erlaubt zu taufen. Die Geschichte Pauli und der Thecla, auf welche man sich berufen könnte, ist erdichtet, und Paulus hat sogar den Weibern ein gänzliches Stillschweigen in der Gemeine auferlegt.

Tertul-

Tertullian kommt nunmehro auf eine andere Gattung der Vorsichtigkeit bey der Taufe. Man muß sie, schreibt er, nicht zu übereilt ertheilen. Zwar bekamen sie der Mohrische Verschnittene und Paulus selbst sehr geschwind; aber wegen der außerordentlichen Beweise ihrer Tüchtigkeit. „Nach der Beschaffenheit hingegen, Gesinnung und dem Alter einer jeden Person, „ist es nützlicher, die Taufe zu verschieben; vornemlich „aber bey den Kindern. Denn ist es wohl nothwendig, wenn eben keine dringende Noth vorhanden ist, „daß auch ihre Pathen in die Gefahr eingeflochten werden? als welche nicht nur durch ihren Tod gehindert „werden können, ihr Versprechen zu erfüllen; sondern „auch durch Ausartung der Kinder betrogen werden können. Der Herr sagt zwar: Wehrt ihnen nicht, zu „mir zu kommen! Sie mögen also kommen, wenn sie „heranwachsen, wenn sie lernen, wenn sie belehrt werden, wohin sie kommen; sie mögen Christen werden, „wenn sie im Stande sind, Christum zu kennen. Warum eilt dieses unschuldige Alter so sehr zur Vergebung „der Sünden? Man handelt behutsamer in weltlichen „Dingen; so daß man demjenigen, dem man etwas „irdisches nicht anvertrauet, gleichwohl etwas göttliches mittheilt. Sie mögen erst verstehen, um die „Seeligkeit zu bitten, damit ihnen solche auf ihr Bitten gegeben werde. Aus nicht geringern Ursachen „muß man auch die Taufe bey den unverheyratheten „aufschieben, weil dieselben der Versuchung ausgesetzt „sind: die Jungfrauen wegen des reifen Alters, und „die Wittwen wegen des Herumschweifens; bis sie „entweder heyrathen, oder in der Enthaltsamkeit befestigt sind. Wer die Wichtigkeit der Taufe einsieht, „der wird sich mehr fürchten, sie zu erhalten, als aufzuschieben: ein aufrichtiger Glaube ist der Seeligkeit „versichert.„

Daß diese Gedanken Tertullians von dem Aufschub der Taufe, demjenigen zu widersprechen scheinen, was er selbst in diesem Buche von ihrer Nothwendigkeit zur Erlangung der Seeligkeit behauptet hat, ist längst bemerkt worden. Man hat freylich auch ein Mittel gefunden, beydes mit einander zu vereinigen. Er konnte die Taufe vor unentbehrlich halten, auch ohne zu glauben, daß sie gleich nach der Geburt oder überhaupt in frühern Jahren ertheilt werden müsse. Wenn man sie nur noch vor dem Ende seines Lebens erhält, dachte er vermuthlich, und im Fall daß dieses unvermuthet herannahen sollte, mit derselben eilt: so ist die Absicht Gottes nicht allein dabey erreicht; sie bleibt auch bey einer solchen Verzögerung heilsamer, weil darüber die Jahre der Unwissenheit, Verführung und Leichtsinnigkeit verstreichen, durch welche so leicht die in der Taufe mitgetheilte Vergebung der Sünde kraftlos gemacht wird. Unterdessen ist doch sein Rath, sowohl in Ansehung der Kinder als mancher Erwachsenen, immer befremdlich, weil die herrschende Gewohnheit, der er sich widersetzt, von den Apostolischen Zeiten hergekommen war. Wie wahrscheinlich es wenigstens sey, daß die ältesten Christen auch Kinder getauft haben, ist bereits oben (S. 203.) gezeigt worden. Der Mangel einer Vorschrift der Apostel darüber, oder auch eines Beyspiels derselben von dieser Art, konnte den Tertullianus am ersten berechtigen, die Kindertaufe als eine Kirchenanstalt der Christen anzusehen, die einer Verbesserung fähig wäre. Vielleicht war sie auch wirklich eine Folgerung, die sie aus den empfangenen Begriffen von der Taufe zogen; aber eine sehr richtige und nützliche. Beurtheilten sie etwan die Würkungen der Taufe bey Kindern zu sehr nach denen, welche sie bey Erwachsenen hervorbringt, und nahmen sie ihre Zuflucht zum Uebernatürlichen, wo Jesus und die Apostel nichts dergleichen verheißen hatten: so würden

den Tertullians Einwendungen etwas mehr Stärke gehabt haben, als sie überhaupt genommen besitzen. Manche lesenswürdige Anmerkungen über diese Denkungsart desselben, hat **Wilhelm Wall** (Historia baptismi infantum, Latine vertit, observationibus auxit *Io. Ludov. Schlosser*, Part. prior. pag. 58. sq. Brem. 1748. 4.) vorgetragen. Sein Werk, das vollständigste zur Geschichte der Lehre von der Kindertaufe, mit Schlossers sehr brauchbaren Zusätzen, erläutert auch die allermeisten Gebräuche der ältesten Christen bey der Taufe. Woher das Vorurtheil Tertullians entstanden sey, daß gewisse Erwachsene die Taufe eine Zeitlang aufschieben sollten, läßt er selbst in der bereits aus diesem Buche ausgezeichneten Stelle merken, worinne er zeigt, warum die Christen nur einmal getauft würden. Die Furcht, daß sie nach der Taufe in grobe Sünden verfallen möchten, war sein vornehmster Grund.

Noch ist die erste Meldung der Taufpathen, (sponsores, in den folgenden Zeiten auch susceptores,) die man bey ihm antrift, merkwürdig. Er gedenkt ihrer nur bey den Kindern; aber auch erwachsene Juden und Heiden scheinen schon zu dieser Zeit solche Zeugen und Bürgen ihrer Taufe gehabt zu haben; ob es gleich nicht ausgemacht werden kann, bey welcher Art von Täuflingen sie zuerst, und wie bald sie überhaupt aufgekommen sind. Bey den Erwachsenen, welche um die Taufe anhielten, dienten sie der Gemeine zu einer Versicherung ihrer Aufrichtigkeit, und ihres würdigen Betragens in der Zukunft, auch zu einem Zeugniß von den bisherigen Sitten derselben. Eine Behutsamkeit, die gar bald desto nothwendiger mag geworden seyn, je mehr man unter der Menge jener Lehrlinge, manche Neugierige, Heuchler, Kundschafter, Betrüger oder Leute befürchten mußte, die mit gleicher Geschwindigkeit als sie

sich

sich zum Christenthum wandten, von demselben wieder abtreten, wenigstens dasselbe durch ihr Betragen entehren dürften. In Ansehung der Kinder waren solche Taufzeugen beynahe noch unentbehrlicher. Nicht bloß, um sie einst lebhaft daran zu erinnern, zu welchem Glauben und zu welchen Pflichten, unter dem Versprechen der wichtigsten Vortheile, eine Verbindlichkeit an ihrer Statt eingegangen worden sey, und ihnen die Erfüllung derselben zu erleichtern; sondern hauptsächlich, weil ihre Eltern ihnen zu oft und zu zeitig durch die heidnischen Verfolgungen entrissen wurden, als daß sie dafür hätten sorgen können. Es giebt noch andere nicht ganz unwahrscheinliche Muthmaßungen von der Entstehung der Taufpathen; wie unter andern diejenigen, welche sie von der Taufe der bettlägerigen Kranken, oder von den Zeugen bey der jüdischen Taufe der Proselyten, das heißt, der Neuaufgenommenen in ihre Kirche, (von welcher Taufe die christliche gar wohl eine Nachahmung, mit ungleich wichtigern Vorzügen verbunden, seyn könnte,) hergeleitet haben.

Am Ende dieses Buchs fügt Tertullianus noch hinzu, die feyerlichste bequemste Zeit zum Taufen sey theils das Pascha, da das Leiden Jesu, auf welches wir getauft werden, vollendet worden ist; theils Pfingsten, da seine Auferstehung lange nach einander unter seinen Jüngern verkündigt, die Gnade des heiligen Geistes mitgetheilt, und die Hoffnung einer neuen Zukunft Jesu gezeigt worden ist. (In der That waren auch die Nacht vor dem Auferstehungsfeste Jesu, die acht Tage, welche auf dieses Fest folgten, und die Nacht vor dem Pfingstfeste, die vorzüglich ausgewählten Zeiten der Taufe in der alten Kirche. Auch dieser Umstand kann es erklären, warum Tertullianus die Verzögerung der Taufe so frey empfohlen habe.) Doch sagt er gleich darauf, jeder Tag sey des Herrn, und jede

Zeit

Zeit zur Taufe bequem. Nur möchten diejenigen, welche sie empfangen sollten, mit häufigen Gebete, unter Fasten, Niederknieen und Nachtwachen, auch durch ein Bekenntniß aller ihrer Sünden, sich dazu vorbereiten, und nach derselben gleichfals darinne fortfahren.

Zu den bisher beschriebenen Werken **Tertullians**, in welchen noch keine Spuren des **Montanismus** anzutreffen sind, gehören auch die **zwey Bücher an seine Ehegattinn**, (Libri duo ad uxorem.) Man weiß nicht, ob sie in einer gewissen Entfernung von ihm gelebt habe; oder ob dieses nur ein bleibendes schriftliches Vermächtniß für dieselbe habe abgeben sollen. Er ermahnt sie in dem ersten dieser Bücher, wenn er früher sterben sollte, nicht wieder zu heyrathen. Dieses verlange er nicht aus Eifersucht, schreibt er, weil nach der Auferstehung der Todten kein Verhältniß der Ehe zwischen den Menschen seyn werde; sondern zu ihrem Besten. Gott, der Stifter der Ehe, habe nur Eine erlaubt. Allerdings sey die Ehe nirgends verboten worden, weil sie etwas Gutes sey; aber **Paulus** lehre die Enthaltsamkeit von derselben, als etwas noch besseres: er empfehle das Heyrathen nur in Vergleichung mit einem größern Uebel, mit den Empfindungen wollüstiger Reizungen. So sey es während der Verfolgungen besser, sich auf die Flucht zu begeben, als die Religion unter den Martern zu verleugnen; obgleich das allerbeste sey, alles standhaft zu erdulden. Auch erlaube der Apostel die Ehe nirgends so uneingeschränkt, daß er nicht vielmehr sein Beyspiel zur Nachahmung darstellen sollte. Der Einwurf von der Schwäche des Fleisches werde durch die Stärke des Geistes beantwortet. Zwar gebe es zwey Dinge, welche das Heyrathen nothwendig machten: die körperlichen Begierden, und die Begierden, welche die Welt erregt. Jenen sollte seine Frau die Beyspiele so mancher Gott allein ergebe-

nen

nen jungen Wittwen; diesen die würdigern Triebe eines Christen entgegen setzen. Das Verlangen, Nachkommen zu zeugen, und sich an seinen Kindern zu vergnügen, könne die Christen auch nicht so stark einnehmen, weil sie in Betrachtung der unglücklichen Zeiten, ihre Kinder zu dem Herrn voran zu schicken wünschten. **Tertullian** sammlet noch mehr gezwungene Gründe wider die zweyte Ehe: das Wehe, welches **Christus** über die Schwangern bey Annäherung der allgemeinen Plagen ausgerufen hat; das an den Sodomitern getadelte Heyrathen; und so vieler heidnischer Weiber Beharren im Wittwenstande. Dazu setzt er noch weiter dieses, daß **Paulus** keinen, der sich zum zweytenmale verheyrathet habe, zum Lehramte, noch eine Wittwe dieser Art zum Dienste der Kirche gelangen lassen wollte; daß man sich der durch die göttliche Trennung der Ehe erhaltenen Freyheit bedienen, nicht sie muthwillig aufgeben müsse; und daß Gott versprochen habe, die Wittwen ausnehmend zu beschützen.

Im zweyten dieser Bücher mildert der Verfasser seine Forderung etwas. Wenn seine ihn überlebende Frau durchaus nicht Wittwe bleiben könnte, so ermahnet er sie, wenigstens keinen Heiden zu heyrathen, wie bereits von mehrern Christinnen geschehen sey. **Paulus** gedenke zwar der Ehe mit einer Ungläubigen: nicht aber als wenn sie erst vollzogen werden sollte; sondern voraus gesetzt, daß von zween heidnischen Eheleuten, der Ehemann ein Christ geworden sey. Wo derselbe die Ehe verstatte, da setze er doch hinzu, sie soll im Herrn vorgenommen werden, und schliesse also die Heiden davon aus. Die Ehe mit Heiden sey eine Hurerey, und diejenigen, welche sie eingiengen, müßten von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden. Ausserdem entstünden aus derselben unüberwindliche Hindernisse gegen die Ausübung der christlichen Pflich-

ten.

ten. Dergleichen sey das Fasten, die Besuchung des nächtlichen Gottesdienstes, der Armen, der Bekenner im Gefängnisse, deren Ketten ihre christlichen Mitbrüder zu küssen pflegten, der auswärtige Genuß von dem Mahl des Herrn, das die Heiden so sehr verleumdeten, (und worunter man die Liebesmahle verstehen müßte, die auch am Tage des Herrn begangen wurden, wenn es anders ausgemacht wäre, daß nur diese, nicht aber das Abendmahl Jesu, unter den Verleumdungen der Heiden begriffen waren;) weiter auch das nächtliche gemeinschaftliche Beten in den Versammlungshäusern, zur feyerlichen Zeit des Pascha, oder des Andenkens von Jesu Tode, ingleichen die Ertheilung des Friedenskusses, und die Ausübung der Gastfreyheit gegen reisende Christen. Wenn gleich manche heidnische Ehemänner dieses alles erdulden sollten, so wäre doch schon diese Art des Zwangs und der Entdeckung christlicher Gebräuche vor ihren Augen sträflich. Werden sie nicht immer, nach ihrer Gewohnheit, Zaubereyen und Vergiftungen befürchten? oder sich dieser Kenntniß bedienen, um sich an der Christinn für vermeinten Beleidigen zu rächen? Schon ihr beständiger Aufenthalt unter heidnischen Cärimonien sey höchst ärgerlich. Freywillig sich in eine solche Verbindung zu begeben, sey desto unerlaubter, weil eben die schlimmsten Heiden darnach trachteten, um die Christinnen zur Abgötterey zu verführen. Selbst nach menschlichen Gesetzen wären dergleichen Heyrathen verboten, die zwischen Sclaven und freyen Frauenspersonen getroffen würden. Und da die heidnischen reichen Frauen oft, um desto freyer zu leben, Männer von sehr geringen Stande nähmen, so sollten auch die Christinnen noch vielmehr ärmere Christen heyrathen, als begüterte Heiden, wie manche aus Liebe zur Pracht thäten. Ein besonderes Gewicht ertheilt endlich Tertullianus allen diesen

Grün-

Gründen durch die Abbildung der gesegneten Vortheile einer ganz christlichen Ehe.

Außer diesen seinen Schriften, die noch offenbar frey von den Lehrsätzen der Montanisten sind, giebt es einige, von denen es schwer zu sagen ist, in welcher Kirchengemeinschaft er sie aufgesetzt habe. Darunter gehört sein Buch von der Buße, (Liber de poenitentia.) Doch kann es am wahrscheinlichsten in die Zeiten seiner Verbindung mit den Rechtgläubigen gesetzt werden. Zwischen diesen und den Montanisten wurde zwar über die Würkungen der Kirchenbuße bey der Gemeine gestritten, ob sie den Sündern den Eingang in dieselbe wieder bahnen könne; aber nicht über die Aufnahme dieser öffentlichen Büßung bey Gott, wenn sie mit einer wahren Besserung verbunden sey: und mit der letztern Frage beschäftigt sich hier Tertullianus. Zuerst tadelt er den Begriff der Heiden von der Buße, oder genauer zu reden von der Reue, (poenitentia,) als der ersten Stufe der Besserung, indem sie dieselbe auch auf das Gute erstreckten. Man müsse vielmehr darunter, schreibt er, einen Schmerz verstehen, der über begangene Sünde, aus Furcht Gottes, zur Seeligkeit empfunden wird. Gott habe sie gleichsam selbst durch sein wohlthätiges Betragen gegen die vorher gestraften ersten Sünder gelehrt, und Johannes habe sie vor der Taufe hergehen lassen, um die Gemüther zum Sitze des heiligen Geistes vorzubereiten. Diese Reue oder Buße betreffe sowohl die leiblichen Sünden oder die Thaten, als die geistlichen, welche nur im Willen begangen werden. Ueber alle müsse man seinen Schmerz bezeugen, und sich nicht wieder in dieselben stürzen. Besonders aber sollten die Catechumenen sich der Buße nicht in der Meinung entschlagen, daß ihnen doch durch die bevorstehende Taufe, Vergebung ihrer Sünden ertheilt würde. Nächst dieser ersten

Buße

Buße gebe es noch eine zweyte nach empfangener Taufe; man müsse aber, weil dieselbe offen stehe, sie nicht zur Freyheit zu sündigen mißbrauchen; so wenig als man wegen der nach der Taufe verübten Sünden verzweifeln dürfe. Diese zweyte und zugleich einzige Busse müsse nicht bloß im Gewissen bleiben; sondern sich auch in einer Handlung zeigen, welche den gewöhnlichern Namen des Bekenntnisses (ἐξομολόγησις) führe. Sie bestehe darinne, daß man sich auf alle Art demüthige und Mitleiden zu erwecken suche, im Sacke und in der Asche liege, seinen Leib schmutzig werden lasse, bloß Wasser und Brodt genieße, häufig faste, seufze, Thränen vergieße, unaufhörlich zu Gott bete, sich vor den Aeltesten niederwerfe, vor den Geliebten Gottes (er meint vermuthlich die Bekenner der Religion,) auf die Kniee falle, und alle Gläubigen bitte, dem Büßenden die Aussöhnung mit der Gemeine zu erwerben. Der Verfasser bestraft endlich diejenigen, welche sich dieser öffentlichen Büßung für ihre Sünden aus unzeitiger Schaam entziehen, mit verschiedenen Gründen.

Nach einigen schwächern Spuren der Kirchenbuße unter den ersten Christen, davon eine insonderheit oben (S. 200.) bemerkt worden ist, enthält dieses Buch desto reichlichere Nachrichten von ihrer Beschaffenheit und ihrem Gebrauche. Zunächst war sie nur auf die Gemeine gerichtet, welche vollkommen berechtiget war, zu verlangen, daß derjenige, welcher sie durch grobe Ausschweifungen oder Irrthümer geärgert hatte, erst viele Merkmale der Bereuung und der Besserung vor ihren Augen geben sollte, bis sie ihn wieder vor ihr Mitglied erkennete. Daher mußten es so öffentliche und anhaltende Handlungen seyn: auch kam es auf den Entschluß der Gemeine an, ob und wenn sie den Sünder zu dieser Art von Genugthuung zulassen wollte. Allein obgleich eine solche Büßung der Gemeine allein

zu ihrem Urtheile über den ausgestoßenen Sünder nöthig war; so konnte sie doch auch mit Rechte im Verhältnisse gegen Gott betrachtet und empfohlen werden, weil sie von der eigentlich innerlichen Reue und Besserung, über welche er allein urtheilen konnte, ein für ihn zwar nicht nothwendiges, aber doch natürliches und gefälliges Zeichen war. Daß nach und nach diese kirchliche Buße von den Gemeinen und vorzüglich ihren Lehrern in eine künstlichere Einrichtung gebracht worden ist, verdiente weit geringern Tadel, als der Mißbrauch, durch welchen man sie endlich allein zu einem Mittel gemacht hat, die Vergebung der Sünden bey Gott zu erlangen. Die Geschichte und die Gebräuche derselben hat unter den Protestanten am lehrreichsten **Johannes Dalläus** (de poenis et satisfactionibus humanis, Libri VII.) abgehandelt, mit welchem Werke man viele schöne Anmerkungen **Just Henning Böhmers** (Diss. III. Iuris Eccles. antiqui, de confoederata Christianorum disciplina,) verbinden kann. Mehr partheyisch und nach den spätern Begriffen von der ausgebreiteten Wirkung dieser kirchlichen Büßung, haben sie Gelehrte der Römischen Kirche beschrieben; aber dennoch verdienen die Untersuchungen der Jesuiten **Sirmond** und **Petav** darüber, das vollständige Werk des **P. Morin**, (de administratione Sacramenti Poenitentiae,) besonders auch die scharfsinnigen und aufrichtigen Anmerkungen des Bischofs **Aubespine** (in Observat. de veteribus Ecclesiae ritibus), viele Aufmerksamkeit.

Ein anderes Werk des **Tertullian**, das er gegen die **Juden** gerichtet hat, (Liber adversus Iudaeos,) ist auch aus einer ungewissen Zeit. Dazu gab die lange und hitzige Unterredung eines Christen mit einem Juden, woran auch andere von beyden Seiten Antheil nahmen, Gelegenheit. **Tertullianus** entwickelt hier

dasjenige genauer, was damals wegen des Ungestüms der Streitenden noch in einer gewissen Verwirrung blieb. Er beweiset also wider die Juden, daß auch die Heiden ein Recht an die göttliche Gnade durch Christum erlangt haben; daß das natürliche Gesetz, auf welches erst das Mosaische gegründet worden, mit diesem von allgemeiner Gültigkeit für alle Völker gewesen sey; daß der Cärimonial-Gottesdienst nunmehro sein Ende erreicht habe, nachdem die durch denselben vorgebildeten geistigen Anstalten und Veränderungen, wie unter andern der unaufhörliche Sabbath, auch die Opfer des Gebets und eines gerührten Herzens, eingetroffen wären; daß endlich Christus bereits würklich gekommen sey. Seine Beweise sind weitläuftig ausgeführt, bekannt, und meistentheils brauchbar. Die Quelle des Irrthums der Juden in Ansehung der schon erfolgten Zukunft des Meßias, findet er darinne, daß sie seine noch bevorstehende herrliche Erscheinung mit dieser äußerlich erniedrigenden vermischt hätten.

So muß man beynahe auch über sein Buch von der Geduld (Liber de patientia) urtheilen: denn die Stellen desselben, in welchen man eine Verwandtschaft mit den Montanistischen Meinungen gefunden hat, sind keineswegs entscheidend. Aber überhaupt ist es eine sehr wohl geschriebene und einnehmende Ermahnung zu der gedachten Tugend. Er macht mit dem Geständnisse den Anfang, daß er am wenigsten von derselben handeln sollte, weil er sie selbst nicht auszuüben wisse; doch möchte ihm dieses eben sowohl erlaubt seyn, als es den Kranken ist, von der Gesundheit zu reden, nach welcher sie sich sehnen. Der erste Grund, mit welchem er den Christen die Geduld empfiehlt, (nachdem er sie bey den Philosophen selbst, als das einzige, was sie mit einander gemeinschaftlich hätten, bemerkt hat,) ist das Beyspiel der Geduld, Langmuth

und Verträglichkeit Gottes, insonderheit auch des Heilandes der Welt. Viele, sagt er, glauben nur deswegen an Gott nicht, weil sie ihm gar keinen Zorn gegen die Menschen zutrauen. Geduld ist desto mehr unsere Pflicht gegen Gott, weil sie wir auch von denen fordern, die uns dienen. Die Ungeduld hingegen hat ihren Ursprung im Teufel, der von derselben gereizt, weil er sah, daß Gott alles dem Menschen unterworfen habe, selbst fiel, und auch den Menschen zum Fall verführte. Sobald auch dieser letztere sich von der Ungeduld gegen den göttlichen Befehl hatte überwältigen lassen, stürzte er sich in jede Sünde. Die Geduld geht vor dem Glauben her, und folgt auf denselben: sie macht alles vermeinte Uebel erträglich, und weder der Verlust von irdischen Gütern, noch die Beleidigungen und Schmähworte anderer, nicht der Tod derer, die wir lieben, überwindet sie, durch sie wird die Rachbegierde entkräftet, und die göttlichen Züchtigungen werden freudig aufgenommen. Bey diesem allem führt der Verfasser viele Bewegungsgründe an, welche die Geduld unterstützen. Er preiset sie endlich damit an, daß ihre Freunde von Jesu seelig genannt werden, daß sie allen Lockungen des bösen Geistes entgeht, einen großen himmlischen Lohn zu erwarten hat, alle christliche Tugenden ausüben hilft, herrliche Beyspiele aufstellen kann, und sich Gott gleichsam selbst, durch die Beobachtung aller seiner Befehle, zum Schuldner macht. Doch warnet er auch vor der falschen Geduld der Heiden, die auf lasterhafte Absichten gerichtet ist.

Alle übrige Schriften des **Tertullianus** lassen keinen Zweifel übrig, daß er sie als ein **Montanist** verfertigt habe. Eine der ersten darunter ist sein Buch **vom Soldatenkranz**, (Liber de corona.) Die Veranlassung zu demselben, oder die That des christlichen Soldaten, der sich weigerte, den Lorbeerkranz zu tragen,

gen, ist schon (S. 312. fg.) erzählt worden. Da viele Christen dieses tadelten, weil der Soldat dadurch sich und ihnen ohne Noth eine Verfolgung zuzog: so vertheidigt ihn der Verfasser mit großer Hitze, und mit Spöttereyen auf die Zaghaftigkeit der Rechtgläubigen. Es ist, sagt er, einem Christen überhaupt verboten, sein Haupt zu bekränzen. Dieses rührt zwar nur aus einer Gewohnheit her; die aber, wie andere Gebräuche in der Kirche, von ihren ersten Zeiten her fortgepflanzt worden ist. So bezeugen wir, wenn wir uns dem Taufwasser nähern, daselbst und noch vorher in der Kirche gegen den Vorsteher, daß wir dem Teufel, seinem Gepränge und seinen Engeln entsagen. Darauf werden wir dreymal eingetaucht, und antworten etwas mehr, als der Herr im Evangelio vorgeschrieben hat. Wenn wir nun dergestalt aufgenommen sind, so kosten wir zugleich Milch und Honig, und enthalten uns von demselben Tage an des täglichen Waschens eine Woche lang. Das Sacrament des Danksagungsmahls, das zur Zeit des gewöhnlichen Essens und allen von dem Herrn anbefohlen worden ist, nehmen wir auch in unsern Versammlungen vor Aufgang der Sonne, und bloß von der Hand unserer Vorsteher. Wir verrichten Gebete (oblationes) für die Verstorbenen, und besonders an den jährlichen Gedächtnißtagen der Märtyrer. Am Tage des Herrn, ingleichen vom Pascha an bis Pfingsten, halten wir es vor unerlaubt zu fasten, und beten auch nicht knieend. Wir hüten uns ängstlich davor, daß nichts von unserer Speise oder Trank auf die Erde falle. So oft wir uns zu etwas aufmachen, beym Eingange und Ausgange, beym Ankleiden und Anziehen der Schuhe, beym Waschen, bey Tische, wenn das Licht hereingebracht wird, beym Liegen und Sitzen, bey jeder Art von Geschäffte, machen wir das Zeichen des Kreuzes an unsere Stirne. Wenn du über diese und andere Gebräuche einen Befehl der

Schrift verlangst, so wirst du keinen finden; aber eine mündlich fortgepflanzte Anstalt (traditio) hat sie aufgebracht, die Gewohnheit hat sie befestigt, und der Glaube beobachtet sie. Die Ursachen derselben kannst du selbst finden, oder von einem andern lernen. Auf gleiche Art hat die Gewohnheit unter den Juden, und selbst in den bürgerlichen Rechten manches statt eines Gesetzes eingeführt.

Diesen ersten Grund wider das Tragen der Soldatenkränze vermehrt der Verfasser mit vielen andern. Er behauptet, es sey der Natur selbst gemäß, Blumen nicht auf dem Kopfe zu führen; sondern sie für das Gesicht und den Geruch zu gebrauchen. Den Ursprung der Blumenkränze findet er in gewissen Ehrenbezeugungen gegen die Götter, die selbst häufig mit denselben ausgeschmückt waren. Und hier begegnet er den Einwendungen nicht ungeschickt, daß gleichwohl aus eben dieser Quelle viele noch nützliche Erfindungen hergeflossen wären, wie unter andern die Arzneywissenschaft vom Aesculapius herkomme; daß auch Christus gekrönt worden, und daß den Reinen alles rein sey. Ihm aber ist es besonders ein wichtiger Grund, der die Soldatenkränze verbiete, weil diese Lebensart überhaupt den Christen untersagt sey. Dieses letztere beweiset er daraus, weil die Verbindlichkeit, welche die Christen in der Taufe gegen den Erlöser eingegangen wären, keine neue gegen einen andern Herrn darneben verstatte; weil es nicht erlaubt sey, allen Pflichten gegen die Eltern und den Nächsten zu entsagen; weil derjenige durch das Schwerdt umkommen soll, der sich desselben bedienet; weil der Christ so friedfertig seyn soll, daß er nicht einmal gerichtliche Händel treiben darf; weil es ihm nicht vergönnt ist, sich selbst zu rächen, und weil endlich alle Verrichtungen des Kriegsstandes den Grundsätzen des Christenthums zuwider sind. Tertullianus beant-

wortet

wortet abermals die Einwürfe, welche dagegen gemacht werden könnten, daß doch Johannes Soldaten getauft habe, ohne ihren Stand zu misbilligen, und daß die Christen wohl zu demselben genöthigt werden dürften. Er zeigt aber auch, daß die übrigen Gelegenheiten, bey welchen Kränze getragen würden, dieselben einem Christen verwerflich machten: dergleichen viele Feyerlichkeiten, Siegsgepränge, öffentliche Spiele, Merkmale der obrigkeitlichen Würde und Hochzeiten wären. Wenn es einer Frauensperson wegen der Engel nicht erlaubt sey, mit bloßem Kopfe einherzugehen, wie viel weniger dürften sie, gleich den verbuhlten, bekränzt seyn. Christen müßten sich die Dornenkrone Jesu eigen machen, um durch ihn die Krone des Lebens zu erlangen.

Unter vielen beredt und rührend, aber auch andern mit mehr Einbildungskraft und Ungestüm als Ueberlegung ausgedrückten Stellen dieses Buchs, sind diejenigen, wo die Einschränkung mündlich erhaltener Vorschriften (oder der Tradition) auf bloße Gebräuche; das Bezeichnen mit dem Kreuze als ein Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal für die Christen, frey von allem Aberglauben; endlich auch die Bestreitung des Soldatenstandes, hauptsächlich wegen seiner Verbindung mit der Abgötterey, vorkömmt, in der Geschichte der ziemlich herrschenden christlichen Denkungsart merkwürdig. Tertullianus urtheilt zwar von der erstgedachten Lebensart noch strenger, als andere Christen. Doch fordert er von einem Soldaten, der sich zum Christenthum gewandt hat, nur dieses, daß er entweder seinen Stand verlasse; oder alles vermeide, was seinen Glauben verletzt, (welches aber dieser Stand nicht zugeben würde;) oder um Gottes Willen alles leide: denn dazu habe sich der Glaube derer, welche dem Kriegsstande entgegengesetzt sind, (fides pagana) ebenfals anheischig gemacht. Er fügt hinzu, bey Christo

sey ein Gläubiger, der keinen Soldaten abgebe, eben sowohl ein Soldat, als ein ungläubiger Soldat von ihm vor keinen Soldaten angesehen werde. Es fällt in die Augen, daß der Verfasser den Christen bald von einem heidnischen Soldaten ganz unterscheidet, bald ihn unter der Fahne Jesu fechten läßt. Von diesem letztern Bilde stammen manche andere her, welche dieser und die folgenden Schriftsteller unter den Christen eingeführt haben: wie insonderheit die Bet- und Fasttage der Christen mit Soldatenposten und Wachen, (stationes); ihre Glaubensbekenntnisse, an welchen sie einander im Verhältniß gegen Ketzer und Ungläubige erkannten, mit den Losungen und Wahrzeichen der Soldaten, (symbola); und die wichtigsten Cärimonien ihrer Religion, durch welche sie sich dem Stifter derselben ganz eigen machten, mit der eidlichen Verpflichtung eines Soldaten, (sacramentum) verglichen wurden. Zwar dieses letztere Wort ward zuerst, und vorzüglich vom **Tertullian**, in einem sehr weitläuftigen Verstande, von jeder, besonders geheimnißvollen Lehre des Christenthums, von der heiligen Schrift selbst, und von bedeutenden Cärimonien, ja überhaupt von kirchlichen Anstalten aller Art, gebraucht. Das kam aus der alten lateinischen Bibelübersetzung her, welche das Wort **Geheimniß** auf diese Weise (durch sacramentum) so oft (unter andern im Brief an die Christen zu Coloss. 1, 27. an die Ephes. 1, 9. 5, 32. 1 Br. an den Timoth. 3, 16.) ausgedrückt hat. Aber in der engsten Bedeutung eines Soldateneides und der daraus entstehenden Verbindlichkeit, fieng wiederum **Tertullianus** an, das Wort **Sacrament** bloß der Taufe und dem Abendmahl Jesu beyzulegen, (de baptismo, c. 1. de corona, c. 3.) weil er jene als eine feyerliche Ergebung der Christen an den Erlöser, als an ihren einzigen Herrn, mit dem pflichtmäßigen Versprechen verbunden, unter seiner Anführung gegen alle Feinde seines Glaubens zu

streiten; die zweyte Handlung aber als die Bestätigung der erstern betrachtete. So ist das oftgedachte Wort in die Glaubenslehre der Christen gekommen, aus welcher es als vieldeutig und figürlich hätte wegbleiben sollen, und in der es daher auch viele Mißbräuche veranlaßt hat.

Aus dem ungemeinen Eifer, mit welchem Tertullian in dem Buche von der Verschleyerung der Jungfrauen, (Liber de velandis virginibus) die eigenthümlichen Lehren der Montanisten verfochten hat, schließt man wahrscheinlich genug, daß dieses eine seiner ersten Schriften sey, die er unter dieser Parthey aufsetzte. Die christlichen Jungfrauen zu Carthago kamen mit völlig bloßem Gesichte zum Gottesdienste, um desto früher verheyrathet zu werden, und beriefen sich darauf, daß Paulus nur den verehlichten Frauenspersonen befohlen habe, sich zu verhüllen. Um ihnen zu beweisen, daß auch sie dazu verpflichtet wären, räumt er zuerst die gegenseitige Gewohnheit dadurch aus dem Wege, daß er versichert, sie sey nicht so unveränderlich als die Vorschrift des Glaubens, die er in der richtigen Lehre von einem allmächtigen Gott, und von seinem Sohne Jesu Christo, setzt. Gebräuche litten desto mehr einen Zusatz, da der Teufel selbst immer das Böse vermehrte; da der Paracletus oder der heilige Geist eben deswegen gesandt worden sey, um nach und nach, der menschlichen Schwachheit gemäß, die Zucht unter den Christen vollkommener zu machen; da außerdem alles seine Zeit verlange, in der es zur Reife gelangen kann, und es sogar in und neben Griechenland Gemeinen gebe, wo die Jungfrauen sich verschleyerten. Daß sie dieses durchgängig thun müßten, leitet er aus den Gründen her, weil sie mehr bey Gott als bey den Menschen ihren Ruhm zu suchen hätten; weil sie sich selbst ihrer Vorzüge wegen der unzüchtigen Blicke, die da-

durch gereizt würden, schämen sollten, und weil Paulus, wie der Verfasser weitläuftig darzuthun sucht, in der gedachten Vorschrift auch sie mit eingeschlossen habe. Bey der übertriebenen aber doch nicht unrühmlichen Sorgfalt Tertullians für die Sittsamkeit und Keuschheit der Jungfrauen, ist es nicht zu verwundern, daß er in seinen redneriſchen Schilderungen, diejenigen unter ihnen Gott geweihte nennt, welche sich verhüllten; die übrigen hingegen, Jungfrauen für die Menschen: ohne daß man aus diesem Buche die geringste Spur von der Lebensart der nachmals sogenannten Nonnen zeigen könnte. Er führt sogar die Offenbarung eines Engels an eine Schwester oder Christinn an, durch welche seine Meinung soll bestätigt worden seyn.

Aehnlichen Inhalts mit diesem Buche sind zwey andere, von der weiblichen Kleidung, (de habitu muliebri) und vom weiblichen Schmucke, (de cultu foeminarum) die aber auch, und noch richtiger, als Ein Werk unter der gemeinschaftlichen letztern Aufschrift angeführt werden. Nicht prächtige Kleider, so redet Tertullian die Christinnen an, sondern vielmehr traurende schicken sich für euch, wegen des Verbrechens, das durch euer Geschlecht in die Welt gekommen ist. Die abgefallenen Engel sind die Erfinder von allem weiblichen Putz und Schmuck: ihre Vermischung mit den Weibern war besonders eine Veranlassung dazu. Da ihr sie mit uns dereinst richten sollt, wenn kein Unterscheid des Geschlechts mehr seyn wird: wie könnt ihr euch ihrer Sachen bedienen? Von ihnen giebt uns das Buch Henochs Nachricht: wenn es gleich die Juden nicht unter ihre heiligen Schriften rechnen; so kann es doch Noah nach der Sündfluth eben sowohl wieder hergestellt haben, als es Esra mit den gedachten Schriften gethan hat. Jede zur Erbauung dienliche Schrift ist von Gott eingegeben: die Juden verwarfen manche

derſel-

derselben, weil sie auf Christum verwies: und also auch diese, für welche noch das Zeugniß des Apostels Judas spricht. Selbst die Materie des weiblichen Anputzes ist nicht zu diesem Gebrauche bestimmt. Gold und Silber sind nicht so nothwendig und nützlich als Eisen und Erzt, mit denen sie doch einerley Ursprung aus der Erde haben. So kommen auch die Perlen und schimmernden Steine aus dem Meere und von Thieren, ja zum Theil von Schlangen her: desto unanständiger ist es, sich mit denselben zu schmücken. Alle diese Dinge haben ihren Werth nur von der Seltenheit, und werden daher von den Barbaren, bey welchen sie im Ueberfluß vorhanden sind, gering geschätzt. Auch die Farben, welche zu den Kleidern gebraucht werden, sind von dem Verfälscher der Natur, dem Teufel, zur Wollust und Ueppigkeit aufgebracht worden. Und überhaupt erzeugt die Kleiderpracht eine unmäßige Habsucht, mit Prahlerey verbunden.

Nicht weniger heftig, meistentheils auch mit keinen bessern Gründen, fährt der Verfasser im zweyten dieser Bücher fort, die eigentlichen Verschönerungen zu tadeln, welche die christlichen Frauenspersonen bey ihrer Gestalt anzubringen suchten: insonderheit die Sorgfalt ihre Haare zu kräuseln, ingleichen, sie durch Aufsätze von falschem Haare zu vermehren, und das Schminken ihrer Wangen und Augen. Dagegen erinnert er, daß sie schuldig seyen, sich von den heidnischen Künsteleyen bloß durch anständige Reinlichkeit zu unterscheiden; daß die Begierde zu gefallen, und das Lob der Schönheit, nach welchem sie trachteten, sehr verwerflich, und selbst gegen ihre Ehemänner unnöthig wären; überhaupt aber, daß jede Veränderung, die sie an ihrem Körper vornähmen, Gott beleidige. Dem bösen Geiste schreibt er wiederum einen vorzüglichen Antheil an allen Arten des Schmucks zu. Er giebt

denen,

denen, welche ihre Reichthümer und Würden nöthigten, solchen Gewohnheiten zu folgen, den Rath, sich darinne möglichst zu mäßigen. Gott hat, wie er behauptet, deswegen so viele Dinge in die Welt gesetzt, damit seine Diener ihre Enthaltsamkeit daran üben möchten. Er warnet auch vor dem Scheine der Unkeuschheit, zu einer Zeit, da das Schwerdt gegen die Christen gezückt wäre.

Fünf andere Schriften hat Tertullianus offenbar gewissen Meinungen und Gewohnheiten der gröſsern rechtgläubigen Kirche entgegengesetzt. Eine solche ist das Buch von der Flucht bey Verfolgungen, (Liber de fuga in persecutione.) Diese Flucht erklärt er vor unerlaubt, weil die Verfolgung von Gott verhängt werde, und die Prüfung des Glaubens zur Absicht habe. Man sage nicht, schreibt er, ich werde Christum verläugnen, wenn ich der Gefahr Trotz biete. Weißt du dieses gewiß, so hast du ihn schon verläugnet; zweifelst du aber noch daran, so mußt du lieber das bessere, die Standhaftigkeit im Bekenntnisse Jesu, vermuthen. Man muß sich dem Schutze Gottes überlassen, der den Christen auch bey Verfolgungen retten kann. Zwar hat Jesus die Apostel ermahnt, aus einer Stadt in die andere zu fliehen; aber diese Vorschrift erstreckte sich nur auf eine gewisse Zeit und auf das jüdische Land: denn sonst ermunterte er sie zum geduldigen Leiden. Wenn er zuweilen vor seinen Feinden entwich, so geschah es nur bis er seine Lehre vollendet hatte: sonst würden die Apostel auch die Flucht, nicht das Leiden, empfohlen haben. Der strenge Sittenlehrer beantwortet noch mehr Einwürfe, mit welchen man seine Forderung bestreiten konnte, und tadelt die Lehrer und Kirchendiener am nachdrücklichsten, die ihre Gemeinen so furchtsam verließen. Er warnet auch die Christen durch mancherley einnehmende Grün-

de,

de, die Freyheit von der Verfolgung nicht durch Geld zu erkaufen.

Zu dieser Gattung seiner Werke gehören auch zwey andere: **Die Ermahnung zur Keuschheit,** (Liber de exhortatione castitatis,) und das Buch **von Einer Ehe,** (Liber de monogamia.) Sie eifern beyde wider die zweyte Ehe: nur mit dem Unterscheide, daß jenes zur Belehrung eines einzigen Christen; dieses gegen die Rechtgläubigen überhaupt, und auch mit mehrerer Hitze, aufgesetzt worden ist. Doch darf man nicht vergessen, daß diese seine Meinung schon lange auch in der großen christlichen Gemeine ihre Anhänger gehabt hatte. Den Rath also, den er in dem erstern dieser Bücher einem Freunde ertheilt, sich nicht wieder zu verheyrathen, unterstützt er zuvörderst durch den Willen Gottes, daß wir heilig seyn sollen: denn von dieser Heiligung setzt er drey Arten fest, den jungfräulichen Zustand bey der Geburt; denjenigen, welcher auf die Taufe folget; und die Beobachtung Einer Ehe. **Paulus** hat, wie er behauptet, die Ehe überhaupt nur mit einer gewissen Nachsicht in seinem Namen vergönnt. **Adam** heyrathete nur einmal, und die Vielweiberey der Patriarchen war vorbildlich, auch wegen der Bevölkerung der Welt erlaubt. Die zweyte Ehe ist sogar der Hurerey ähnlich, und man thut am besten, diesen Stand gar nicht zu betreten. Die Schwierigkeiten, welche dieser Denkungsart entgegen stehen, räumt der Verfasser hart genug, beynahe menschenfeindlich, aus dem Wege, und beruft sich am Ende auf die Achtung, welche man selbst bey den Heiden denjenigen erwiesen hat, die sich an Einer Ehe begnügten.

Das zweyte dieser Bücher ist nun nicht viel mehr als eine weitläuftigere Umschreibung, auch Erweiterung des erstern, zum öffentlichen Gebrauche gegen die

Recht-

Rechtgläubigen, und deutlicher mit den Montanistischen Grundlehren angefüllt. Tertullian versichert, die Christen wären gleich Anfangs zu dieser Art von Heiligkeit bestimmt gewesen; nun aber werde sie erst von dem Paracletus eingeführt: und damit man diesem nicht alles Neue, auch das vom bösen Geiste herstammende beylege, giebt er die Regel, daß man solche Lehren daran erkennen müsse, ob sie die gewissen Vorschriften des Glaubens verfälschten oder nicht. An den Thieren selbst, welche in das Fahrzeug des Noah aufgenommen wurden, hat man gleichsam eine einzige Ehe bemerkt. Viele Einwendungen widerlegt der Verfasser, und darunter einige Stellen Pauli am gewaltsamsten. Einer seiner sonderbarsten Beweise ist dieser: Wenn der Mensch diejenigen nicht durch eine Ehescheidung trennen darf, welche Gott vereinigt hat: so ist es ihm auch nicht erlaubt, solche durch die Ehe zu verbinden, welche Gott durch den Todt von einander abgesondert hat.

Aber unter den Beweisen, deren sich Tertullian in diesen beyden Büchern bedient, findet sich einer, der durch die Art, wie er ihn gebraucht hat, eine Quelle vieler neuern Streitigkeiten geworden ist. Den Priestern des Alten Testaments, schreibt er, war es verboten, mehr als einmal zu heyrathen: nun sind aber alle Christen Priester, und dieses Verbot geht sie also gleichfals an. Daraus ist folgende Stelle (de exhort. castit. c. 7.) erwachsen: „Den Unterschied zwischen dem Lehr„amte und den übrigen Christen, (inter ordinem et plebem, spricht er mit Worten, die aus der römischen Rechtsgelehrsamkeit geborgt waren,) „hat die Kirche „durch ihre Schlüsse festgesetzt: dadurch haben die Leh„rer ein geheiligtes Amt, das sie gemeinschaftlich ver„walten, erlangt: und wo dieses fehlt, da bringst du „allein das Opfer dar, und taufest, und bist dir allein „Priester.

„Priester. Wo drey Christen, wenn gleich nur Layen, „vorhanden sind, da ist eine Gemeine. Denn ein jeder „lebt seines Glaubens, und Gott sieht nicht auf die „Person, weil, nach dem Ausspruche des Apostels, nicht „die Hörer, sondern die Beobachter des Gesetzes, von „Gott vor gerecht erklärt werden. Wenn du also das „Recht eines Priesters in dir selbst hast, sobald es nö„thig ist: so mußt du auch zugleich mit jenem die stren„ge Aufführung eines Priesters verbinden. Du taufst „als ein zweymal verehlichter? Du bringst auch das „Opfer als ein solcher dar? Wie weit strafbarer ist es „für einen zweymal verheyratheten Layen, einen Prie„ster abzugeben, da selbst ein Priester, der ein doppelter „Ehemann geworden ist, aufhören muß, ein Priester „zu seyn? Aber, sagst du, die Nothwendigkeit erhält „Nachsicht. Keine Nothwendigkeit verdient Entschul„digung, welche auch nicht vorhanden seyn könnte. „Laß dich nur nicht in der zweyten Ehe antreffen, so „wirst du nichts, was einem zweymal verheyratheten „untersagt ist, aus einer vermeinten Nothwendigkeit be„gehen. Gott will, wir sollen alle in einer solchen Fas„sung seyn, daß wir überall tüchtig seyn mögen, seine „Sacramente zu beobachten. Es ist Ein Gott, Ein „Glaube, und Eine Kirchenzucht. Sogar, wenn nicht „auch die Layen dasjenige beobachten, wodurch sie fähig „werden, zu Aeltesten gewählt zu werden, wie „könnten solche Wahlen getroffen werden? Wir müs„sen daher behaupten, daß es schon dem Layen geboten „sey, sich der zweyten Ehe zu enthalten, weil keiner ein „Aeltester seyn kann, der nicht als Laye nur in Einer „Ehe gelebt hat.„ Eine ähnliche Stelle kommt in dem zweyten Buche (de monogamia, c. 12.) vor: sie hat nur das Besondere, daß die Veranlassung zu der„selben von dem Einwurf hergenommen wird, Paulus fordere nur von den Aeltesten, (die er Bischöfe nennt,) sie sollten sich nicht mehr als einmal verheyrathen.

Auch

Auch dasjenige, was der Verfasser an einem andern Orte (de baptismo, c. 17.) von dem Rechte aller Christen, im Nothfall zu taufen, sagt, muß hiermit verglichen werden.

Eigentlich ist zwar diese Anwendung des Namens und der Handlungen der jüdischen Priester auf die Christen, bey den Schriftstellern der letztern sehr alt und gewöhnlich, wie man bereits oben bey Justin dem Märtyrer, (S. 38.) beym Irenäus, (S. 219-222.) und selbst beym Tertullianus, (S. 360.) gesehen hat. Sie lehren alle mit den Aposteln, daß die Christen insgesammt wahre Priester, aber keine solchen sind, wie es unter dem Alten Bunde gab. Die große Freyheit voll Vertrauens, mit welchem sich alle Christen, durch ihren Erlöser berechtigt, im Glauben und Gebete zu Gott nähern, ertheilt ihnen diese vorzügliche Würde. Daher wird ihnen auch, wie man in den angeführten Stellen gelesen hat, ein Opfern zugeschrieben, sowohl im Gebet, als in der auch unter demselben geschehenen Darstellung derjenigen Gaben, von welchen sie das Abendmahl Jesu hielten; ohne daß ihre Lehrer hierinne etwas eigenes, mit den jüdischen Priestern ähnliches, gehabt hätten. Daraus konnte also auch Tertullian mit allem Rechte den Schluß ziehen, daß bey einer dringenden Noth, wenn keine Lehrer vorhanden sind, ein jeder Christ zu taufen, und die zum heiligen Abendmahl nöthigen Gaben durch Gebet zu dieser Absicht zu weihen befugt sey. Aber eben dieser Schriftsteller entfernet sich doch bereits etwas von dieser ausgedehnten Vorstellung. Er nennt die Christen nicht bloß in dem sinnbildlich richtigen Verstande, dessen oben gedacht worden ist, Priester; sondern setzt sie würklich in Eine Classe mit den ehemaligen jüdischen: und wiederum giebt er zu verstehen, daß die christlichen Lehrer in einer ausnehmenden Bedeutung solche Priester sind.

sind. Unterdessen ist doch dieses nur ein sehr schwacher Anfang von dem nach und nach entstandenem, für die Christen unbeschreiblich schädlichem Mißbrauche, durch welchen ihre Lehrer allein vor Priester, und zwar beynahe völlig von der alten jüdischen Art erklärt, ihnen vor den übrigen Christen eine gewisse Heiligkeit, wichtige Gaben und Rechte, von denen das christliche Alterthum nichts wußte, beygelegt, endlich auch ein neues Opfer bloß für sie, das Meßopfer, ersonnen wurde. Von diesen spätern Meinungen konnte **Rigaud** (oder **Rigaltius**) obgleich selbst ein Mitglied derjenigen Kirche, welche sie angenommen hat, so wenig etwas in der eingerückten langen Stelle **Tertullians** finden, daß er vielmehr das gemeinschaftliche Priesterthum aller Christen, und ihr gleiches Recht, die Taufe und das Abendmahl zu verwalten, welches darinne gelehrt wird, in seinen Anmerkungen über dieselbe, ohne Scheu erkannte. Als er deswegen bestritten und verfolgt wurde, vertheidigte **Hugo Grotius** seine Erklärung, (Dissert. de coenae administratione ubi pastores non sunt, item, an semper communicandum per symbola?) Diesem widersetzte sich **Dionys. Petavius**, (de potestate consecrandi et sacrificandi sacerdotibus a Deo concessa, deque communione usurpanda, Diatriba;) ward aber ebenfals nicht nur in Ansehung des vorgegebenen Priesterthums der christlichen Geistlichkeit, sondern auch hauptsächlich in Absicht auf den vermeinten ursprünglichen Unterscheid der Bischöfe und Aeltesten, vom **Claud. Salmasius**, (unter dem Namen **Walo Meßalinus**, de Episcopis et Presbyteris Dissertatio prima, Lugd. Bat. 1641. 8.) gründlich widerlegt. Es zeigte sich bey diesem Streite, wie tiefe Wurzeln das Vorurtheil von dem eigenthümlichen Priesterthum der christlichen Geistlichkeit geschlagen hatte, indem auch protestantische Schriftsteller dasselbe gewissermaaßen zu vertheidigen suchten; insonderheit **Heinrich Dodwell**, (Dissert. de Jure Lai-

corum Sacerdotali,) der seine Schrift nebst den Abhandlungen des **Grotius**, **Petav** und **Cloppenburg**, in einer Sammlung (zu London 1685. 8.) herausgab. Immer aber ist es gewiß, daß sich manche Folgen und Ueberbleibsale dieser Meinung aus der römischen Kirche bis auf die neuern Zeiten unter die Protestanten fortgepflanzet haben. Zur Geschichte jener Streitigkeit, die über **Tertullians** Stelle rege geworden war, und zur Beurtheilung derselben, dient dasjenige insonderheit, was **Just Henning Böhmer**, (in Dissert. XII. Juris ecclesiast. antiqui, Dissert. IV. de coitionib. Christianor. ad capiendum cibum, p. 272. sq. Dissert. X. de iure Laicorum sacerdotali, p. 485. sq. Dissert. XI. de iure dandi baptismum, p. 500. sq.) und **Christ. Matth. Pfaff**, (de Originib. Juris Ecclesiast. p. 111. sq. Tubing. 1725. 4.) davon geschrieben hat.

Tertullian verbindet mit seiner Vertheidigung der allgemeinen Rechte der Christen, doch auch gewisse Vorzüge der Lehrer, die er von den Verordnungen der Kirche herleitet. Er scheint zwar selbst den Unterscheid zwischen ihnen und den übrigen Christen einer gleichen kirchlichen Einrichtung zuzuschreiben; aber er sieht allem Ansehen nach mehr auf den Rang und die Ehrenbezeigungen, welche die Kirche den Lehrern ertheilt hat. Jener Unterschied überhaupt ist so alt als die christlichen Gemeinen: und man darf dagegen nicht einwenden, daß diese im Anfange nicht sowohl ordentliche und beständige, als außerordentliche Lehrer gehabt haben: daß in den ersten Zeiten derselben eine gewisse Lehrfreyheit geherrscht hat; ingleichen daß die Aeltesten nicht alle und nicht bloß zum Lehramte, sondern eben so sehr zur äußerlichen Aufsicht bestellt worden sind. Dieses kann alles zugegeben werden, auch selbst einige Aehnlichkeit dieser ersten Aeltesten mit den Aeltesten der Synagoge, die nichts mit den Dienern des Gottesdienstes gemein

hatten.

hatten. Eben der gedachte Unterscheid mußte gar bald auch einen verschiedenen Stand hervorbringen. Nicht eigene Rechte der Lehrer, sondern ihre Gaben, Beschäftigungen und Verdienste, machten sie den andern Christen unähnlich und ehrwürdig. Die Bischöfe, die eigentlichen Lehrer und Vorsteher an der Spitze einer Gesellschaft Aeltesten, von denen sie im Grunde auch nur durch den Namen und die erste Stelle unterschieden waren, trugen dazu das meiste bey: und viele Umstände begünstigten sie. So erhob sich eine Gattung Christen über ihre Mitbrüder, zuerst auf eine unschuldigere Art, zum Theil auch durch eine freywillige Achtung und Ergebenheit der Gemeinen gegen dieselben. In kurzem aber gewann dieser neue Stand, wie es fast unvermeidlich war, ein großes Ansehen. Begebenheiten, bey welchen er sich hervorthun konnte, Ehrennamen, deren Bedeutung sehr hoch getrieben ward, der Name der Religion, die er lehrte, seine eigene Bemühungen, und die Gefälligkeiten der übrigen Christen kamen hier zusammen. Man wurde immer geneigter, denjenigen eine gewisse Heiligkeit und Weisheit, ein Recht der Entscheidung in Glaubenssachen, einen ausschließenden Antheil an der Verwaltung des äußerlichen Gottesdienstes zuzueignen, die auf dieses alles vor andern einen gerechten Anspruch zu machen schienen, und auf die man auch manche Reden Jesu und der Apostel anwandte, welche nur diese letztern oder andere außerordentliche Lehrer der ersten Kirche betrafen. Da es überhaupt dem Willen des Stifters der Religion und seiner Gehülfen gemäß war, daß seine Lehren durch besondere dazu bestimmte Christen fleißig ausgebreitet und eingeschärft wurden: so rechnete man es auch zu einer ordentlichen Verfassung der Kirchengesellschaft, dieselben ausnehmend zu ehren. Unter ihren Benennungen, die ein Merkmal davon abgaben, sind diejenigen vornemlich wichtig, deren Tertullianus gedenkt. Er

unterscheidet mit Worten die aus der römischen Staatsverfassung gezogen sind, den ehrwürdigen oder Gewalthabenden Stand, (Ordo) von dem Volke, (plebs) oder den übrigen Christen. Durch jenen Namen wurde ordentlich der römische Senat angezeigt; durch diesen die andern Römer: und die ganze Vergleichung kündigt schon eine Zeit an, da die christlichen Lehrer, nicht nur Ansehen, sondern auch bereits einen kleinen Anfang von Gewalt behaupteten. Noch berühmter ist der Unterscheid, den der gedachte Schriftsteller zwischen dem Clerus und dem Volke (Clerus et Laici) macht. Zwar ist das Alter und Aufkommen desselben ungewiß; allein vermuthlich von Tertullians Zeiten nicht weit entfernet, weil man darinne einige Verwandschaft mit der Meinung von dem Priesterthum der christlichen Lehrer erblickt. Der Name Clerus ist aus der griechischen Uebersetzung (Κλῆρος) eines in den Schriften des alten Bundes gewöhnlichen Worts, das zunächst ein Erbe oder Erbtheil bedeutet, entstanden. Mit demselben werden zuweilen die Israeliten überhaupt, als ein eigenthümliches Volk Gottes belegt: und daher wurde es auf alle Christen, weil sie an die Stelle dieses Volks getreten waren, vom Petrus (1 Br. C. 5, 3.) angewandt. Aber im engern Verstande hießen die Priester und Leviten das Erbtheil Gottes, oder auch Gott selbst ihr Erbtheil. Und in dieser Beziehung wurde die christliche Geistlichkeit, ja, wie es glaublich ist, auf ihre eigene Veranlassung, Clerus oder Clerici genannt. Ihr wurden die übrigen Christen, eben so wie ehemals die Israelitische Gemeine den Priestern, unter dem Namen des Volks, (Laici, in den neuern Zeiten Layen,) entgegengesetzt: eine Benennung, der man in der Folge einen sehr erniedrigenden und verächtlichen Begriff, zu großem Nachtheile der Rechte der christlichen Gemeinen, angehängt hat. Auch hierüber hat J. H. Böhmer (l. c. Dissert.

Dissert. VII. de differentia inter ordinem ecclesiasticum et plebem, seu inter clericos et laicos, p. 340. sq.) lehrreiche Anmerkungen, doch vermischt mit einigen Meinungen, die nicht so erweislich zu seyn scheinen, vorgetragen.

Die besondern Lehren der **Montanisten vom Fasten**, welche oben (S. 63. 64.) beschrieben worden sind, hat **Tertullianus** ebenfals in einem eigenen Buche, (Liber de ieiuniis, adversus Psychicos,) vertheidigt. Zuerst spottet er der Rechtgläubigen, deren Ueppigkeit sie zu Feinden des strengern Fastens machen soll; beschreibt die Freyheit, welche sie dabey beobachteten, indem sie nur Ein festgesetztes Fasten annahmen, nämlich diejenige Zeit, da der Bräutigam den Seinigen entrissen war, (oder von dem Tode Jesu an bis zu seiner Auferstehung,) und bringt auch ihre Gründe bey. Dagegen beweiset er die Nothwendigkeit des Fastens daraus, weil es das Gegentheil von der sündlichen Unenthaltsamkeit Adams ist; weil die Natur selbst dasselbe der Unmäßigkeit vorziehen lehrt, und weil die heilige Schrift so viele Beyspiele von dem herrlichen Nutzen desselben zur Unterhaltung der Gottseeligkeit angiebt. Für die eigenthümlichen **Montanistischen** Fasten (xerophagiae et stationes) sucht er auch Beyspiele und Gründe in der Bibel auf: alles in der That sehr gezwungen, und mit einem höchst aufgebrachten Gemüthe. Er wirft unter andern den Rechtgläubigen vor, einer von ihnen, der wegen der Religion gefangen gesetzt worden, habe im Gefängnisse so unmäßig und wollüstig durch ihren Vorschub gelebt, daß er seiner kaum mächtig, Christum desto geschwinder verläugnet habe. Ihren Gründen für das freyere Fasten begegnet er auch damit, daß er sich auf die Bischöfe beruft, welche zuweilen den Gemeinen Fasten vorschreiben, und auf die Kirchenver-

sammlungen der griechischen Gemeinen, die mit Fasten angefangen werden.

In dem letztern dieser fünf Bücher, welches von der Keuschheit handelt, (Liber de pudicitia,) streitet Tertullian gleich hitzig für eine andere unterscheidende Meinung seiner Parthey, nämlich, daß Christen, welche nach der Taufe grobe Sünden, insonderheit Ehebruch und Hurerey, begangen hätten, niemals wieder durch die Kirchenbuße einen Eingang in die Gemeine finden sollten. Unter bittern Spöttereyen klagt er anfänglich über die entgegen stehende Denkungsart des Römischen Bischofs. Der Hoheprieſter, schreibt er, der Bischof der Bischöfe, hat eine Verordnung von folgendem Inhalte ergehen lassen: „Ich erlasse denen, welche Kirchenbuße gethan haben, die Sünden des Ehebruchs und der Hurerey.„ Dieses Erbieten, das von ihm vielleicht auffallender vorgestellt wird, sieht er als überaus ärgerlich und zur Sünde reizend an. Er beantwortet darauf sehr ausführlich alles, womit die Gegenparthey ihre Nachsicht rechtfertigte. Gott ist barmherzig gegen die Sünder, sagte dieselbe; wir dürfen einen fremden Knecht nicht richten, sondern vielmehr unsern Schuldnern vergeben; die Kirchenbuße würde sonst vergeblich seyn, wenn keine Vergebung darauf erfolgte; Beyspiele, Gleichnisse und Lehren des Alten und Neuen Bundes bewiesen es, daß auch die Unkeuschheit vergeben werden müsse, und die Kirche habe überhaupt das Recht, Sünden zu erlassen. Das Beträchtlichste, was Tertullian dagegen erinnert, läuft darauf hinaus, nicht alle Sünden wären der Vergebung fähig, auch nicht Ehebruch und Hurerey, welche unter die Sünden zum Tode gehörten; die Kirchenbuße habe auch bey Gott ihren Nutzen; die größere Vollkommenheit, welche unter den Christen eingeführt worden sey, erfordere auch mehr Strenge; die Gleichnisse

vom

vom verlornen Schaafe, und andere ähnliche, zielten nur auf die Bekehrung der Heiden; andere Stellen der heiligen Schrift lehrten desto mehr Schärfe gegen die Sünden der Unkeuschheit: und dieses sey auch die Meinung der Schüler der Apostel, wie unter andern **Barnabas**, (denn diesem schreibt der Verfasser den Brief **Pauli** an die Hebräer zu,) behaupte, es sey unmöglich, daß diejenigen, welche einmal erleuchtet gewesen, nachher aber abgefallen wären, wieder zur Buße gebracht werden sollten. Was endlich das Vorgeben betreffe, es sey der Kirche eine solche Gewalt ertheilt worden, so dürfe man keineswegs dasjenige, was der Erlöser dem Apostel **Petrus** zugeeignet hat, (Gesch. des Matthäus, Cap. 16.) auf alle Gemeinen ausdähnen, die mit ihm durch gemeinschaftlichen Glauben in Verbindung stünden. **Jesus** habe zu ihm gesagt: Auf dich will ich meine Gemeine bauen, dir will ich die Schlüßel geben, (nicht der Gemeine,) und würklich sey auch die christliche Kirche auf ihn, das heißt, durch ihn erbauet worden, indem er zuerst nach der Himmelfahrt **Jesu** Juden bekehrt, durch die Taufe den Himmel aufgeschlossen, dem **Ananias** seine Sünde behalten, und den Lahmen frey von seinen Banden gemacht habe. — Diese Erklärung ist desto merkwürdiger, da sie nebst dem ganzen Buche wider den römischen Bischof **Zephyrinus** gerichtet ist. **Tertullianus** gedenkt nichts von andern Anforderungen desselben auf die dem **Petrus** ertheilten Vorzüge, als von solchen, welche auch andere rechtgläubige Gemeinen machen konnten. Er giebt sonst diesem Bischof den er durchgehends wegen seiner Gelindigkeit verhöhnt, Nahmen, welche viele Jahrhunderte hindurch allen christlichen Bischöffen gemein verblieben sind, nemlich eines **apostolischen Lehrers**, (Apostolicus) und eines **gesegneten Vaters**, (benedictus Papa.)

Es folgte hierauf eine Reihe der wichtigsten Schriften **Tertullians**, die er den Ketzern entgegensetzte. Unter denselben ist eine allgemeinern Inhalts wider sie: **von der Verjährung**, oder **von den Hauptbedenklichkeiten wider die Ketzer** (de praescriptione haereticorum, oder de praescriptionibus adversus haereticos). Als ein Kenner der Rechtsgelehrsamkeit bedient er sich hier eines Worts und einer Art zu streiten, die aus dieser Wissenschaft hergenommen sind, weil er andere Methoden die Ketzer zu widerlegen, beynahe unnütz gefunden hatte, wenigstens die gegenwärtige vor kürzer und treffender hält. Man darf sich, sagt er, nicht wundern, daß es Ketzereyen giebt, und daß sie Beyfall erhalten: dieses ist vorher verkündigt worden, und die heilige Schrift hat vor denselben gewarnet, besonders auch vor der griechischen Philosophie, aus welcher sie erwachsen sind. Diejenigen mögen zusehen, welche ein Platonisches und dialectisches Christenthum aufgebracht haben. Wir brauchen unsere Neubegierde weiter nicht zu befriedigen, nachdem wir Jesum Christum erkannt haben, und keine Untersuchung nach dem Evangelio anzustellen. Indem wir glauben, verlangen wir weiter nichts zu glauben: denn wir glauben dieses zuerst, daß wir nichts mehr zu glauben nöthig haben. Zwar vertheidigen manche der unsrigen und auch die Ketzer die spitzfindigen Religionsfragen durch die Worte Christi: Suchet, so werdet ihr finden! Allein dieses gieng nur auf die Juden, welche Christum noch nicht erkannt hatten: und wenn es auch andern gesagt wäre, so müßte man doch endlich zu suchen aufhören, nachdem man den wahren Glauben erlangt hat. Ueberhaupt aber würde man nicht bey den Ketzern, sondern unter uns und in dem unsrigen suchen müssen, weil wir eine Vorschrift des Glaubens von Christo empfangen haben, die alle Fragen überflüßig macht; nur die Ketzer bringen

gen

gen einige in dieselbe, und werden eben dadurch Ketzer. Tertullian rückt diese Vorschrift ein, (c. 13): es ist ein kurzes Glaubensbekenntniß, fast wie das apostolische, worinne zwar einzele Umstände und Lehren fehlen, wie von dem Tode, dem Begräbniß und der Höllenfahrt Christi; andere aber etwas ausführlicher entwickelt sind, wie unter andern diese, es sey Ein Gott, und kein anderer als der Weltschöpfer, der alles aus Nichts hervorgebracht habe, durch sein Wort, welches er vor allem andern herabgelassen, und welches sein Sohn genannt werde; es sey derselbe im Namen Gottes auf mancherley Art von den Propheten gesehen, und stets durch die Propheten gehört worden, bis er zuletzt durch den Geist und die Kraft Gottes des Vaters auf die Jungfrau Maria herabgelassen worden sey. Aus diesem allem zieht nun der Verfasser den Schluß, daß man die Ketzer gar zu keinen Streitigkeiten über die heilige Schrift zulassen müsse: besonders auch deswegen, weil Paulus dieselben verbiete, und weil sie unnütz wären, indem die Ketzer manche Theile der heiligen Schrift nicht annähmen, andere verfälschten, sie überhaupt durch ihre Auslegungen verdrehten, und dieses letztere selbst den Rechtgläubigen vorzuwerfen pflegten.

Vielmehr fährt er fort, muß der Streit mit den Ketzern bloß darauf eingeschränkt werden, daß man zeige, wem der wahre Glaube zugehöre, wer im Besitze der heiligen Schrift sey, von wem, durch welche, wenn und welchen Leuten derjenige Lehrbegriff mitgetheilt worden sey, durch welchen man ein Christ wird. Nun aber hat Christus seine Lehre den Aposteln beygebracht: von ihnen haben sie die Völker und die durch sie gestifteten Gemeinen erhalten; und von diesen nehmen sie täglich neuentstehende Gemeinen; so daß sie alle apostolisch sind. Mithin ist bey ihnen allein der wahre christliche Glaube zu suchen. Die Apostel wußten und lehr-

ten alles was zu demselben gehört: sie waren einander hierinnen alle gleich, und hielten nichts geheim vor manchen Gemeinen. Auch kann man nicht behaupten, daß die christlichen Gemeinen nach diesem empfangenen Unterrichte alle auf Irrthümer von gleicher Art verfallen wären; ihre beständige Uebereinstimmung mit einander in der Lehre, beweiset weit mehr, daß sie dieselbe unverfälscht beybehalten haben. Dagegen ist es desto gewisser, daß die Ketzereyen später als die reine christliche Lehre aufgekommen sind. Sollten etwan die Ketzer sagen, daß einige ihrer Irrlehren schon zu den Zeiten der Apostel entstanden sind: so mögen sie den Ursprung ihrer Gemeinen aufsuchen, und zeigen, daß der erste Bischof derselben einen Apostel oder einen Schüler der Apostel zum Vorgänger und Lehrer gehabt habe, wie die Gemeine zu Smyrna den **Polycarpus**, oder die Römische den **Clemens** gehabt hat, der vom **Petrus** eingesetzt worden ist. Wenn die Ketzer auch etwas ähnliches von ihren Gemeinen erdichten wollten: so würden sie durch ihre Abweichung von der Lehre der Apostel leicht widerlegt werden können. Die Apostel haben sogar bereits solche Irrthümer bestritten, welche den Ketzern noch immer eigen sind. Nichts hingegen von allen diesen wichtigen Bedenklichkeiten kann man den rechtgläubigen Gemeinen vorwerfen. „Du, der du „deine Neubegierde mit der Angelegenheit deines Heils „beschäftigen willst, schreibt er, gehe einmal die apostolischen Gemeinen durch, bey welchen selbst die Lehrstühle der Apostel noch an ihren Orten den Vorsitz „führen; bey welchen selbst ihre ächten Schreiben (authenticae litterae, entweder die eigenhändigen Schreiben der Apostel die noch übrig waren; oder vielleicht richtiger Abschriften derselben in der Sprache, in welcher sie aufgesetzt waren,) „noch vorgelesen werden, und machen, „daß noch ihre Stimme daselbst erklingt, auch das Gesicht eines jeden gleichsam abgebildet wird.„ Er nennt die

Städ-

Städte, an welche Paulus geschrieben hat, Colossä ausgenommen, und sagt von der römischen Gemeine besonders: auch wir haben an derselben ein ehrwürdiges Muster der Lehre, [auctoritas,] (weil sie nemlich von den Aposteln errichtet worden war, welches keine africanische Gemeine von sich rühmen konnte.) So findet man bald, daß die Rechtgläubigen noch vollkommen die Lehre der Apostel beybehalten. Es ergiebt sich auch hieraus, daß die Ketzer keine Christen sind, und über die heilige Schrift, welche sie verderben, gar nicht streiten dürfen. Sie haben keine wahre Kirche, weil es in ihrer Gemeine an ordentlicher Verfassung und Kirchenzucht fehlt: auch suchen sie nicht Heiden zu bekehren, sondern die Rechtgläubigen zu Grunde zu richten, sind in der Lehre selbst unter einander uneins, und führen andere solche schlimme Merkmale an sich. — Hierauf folgt, (vom 46sten Hauptstücke dieses Buchs an,) eines unbekannten Schriftstellers kurze Beschreibung aller Irrlehrer, unter welchen Simon der erste, und Praxeas der letzte ist: ein Anhang, der zwar mit Tertullians Schreibart einige Aehnlichkeit hat; allein sich weder in den Zusammenhang und die Absicht der vorhergehenden Abhandlung schickt, noch in den besten Handschriften des Buchs befindet.

Man darf sich nicht wundern, daß dieses Werk von vielen, besonders Gelehrten aus der römischen Kirche, vortreflich genannt, von den meisten Protestanten hingegen verachtet und getadelt worden ist. Beyde Theile haben es zu sehr nach dem Gebrauche, der davon in den neuern Streitigkeiten zwischen den beyden Hauptgemeinen der Christen, oft wider den Endzweck des Verfassers gemacht worden ist, beurtheilt. Es ist immer ein schätzbares, wenn gleich nicht von allen Fehlern freyes Buch: und die Methode desselben ist gut und gründlich, aber nicht so neu und dem Verfas-

ser

ser eigen, als sie beym ersten Anblicke zu seyn scheint. Daß Tertullian darinne gleich einem Sachwalter vor weltlichen Gerichten gestritten, und wider seine Gegenparthey, die Ketzer, gewisse allgemeine wichtige Bedenklichkeiten oder nachtheilige Umstände ihrer Sache, (praescriptiones — in den neuern theologischen Streitigkeiten hat man dafür préjugés gesagt;) für seine Parthey hingegen das immer noch gültige Verjährungsrecht, (praescriptio) oder das aus einem alten, und langen Besitz entstandene Recht auf eine Sache, gebraucht hat, ist freylich etwas sonderbar. Auch hat es das Ansehen, als wenn er überhaupt die Meinung vertheidigte, das Alterthum einer Religion sey ein sicherer Beweis der Wahrheit derselben, und neue Lehren müßten schon wegen ihres spätern Aufkommens falsch genannt werden. Allein im Grunde kleidet er nur den Haupteinwurf wider die Ketzer auf eine neue Art ein, schärft ihn ungemein, und trägt ihn in seinem ganzen Umfange vor. Es ist dieser: Wer von dem ursprünglichen ältesten Christenthum abgewichen ist, wie es die ersten Gemeinen aus dem Munde der Apostel und ihrer Schüler selbst erhalten haben, und wie es vom Anfange her übereinstimmend mit der schriftlich abgefaßten Lehre der Apostel, auch mündlich unter den Christen aufbewahrt worden ist, der kommt viel zu spät, und macht einen völlig ungegründeten Anspruch an den Namen eines Christen. In dieser Denkungsart konnte der Verfasser die Ketzer mit so vielem Feuer anreden, (c. 38.): „Wer seyd ihr? Wenn und woher seyd ihr „gekommen? Was macht ihr in dem Meinigen, da ihr „nicht zu den Meinigen gehört? Mit welchem Rechte „haust du, o Marcion, meinen Wald um! — Es „ist meine Besitzung: was säet und weidet ihr übrigen „hier nach eurem Gefallen? Es ist meine Besitzung: ich „besitze es von Alters her; ich besitze es früher; ich kann „es von den Stiftern selbst, deren die Sache war, mit „Gewiß-

„Gewißheit herleiten. Ich bin der Erbe der Apostel: „so wie sie es durch ihr Testament verordnet, es dem „Erben anvertrauet, und ihn beschworen haben, so ha„be ich es noch. Euch haben sie dagegen stets enterbt, euch „als Auswärtige und Feinde entsagt. Woher aber „anders sind die Ketzer den Aposteln Auswärtige und „Feinde, als aus der Verschiedenheit der Lehre, die ein „jeder von ihnen nach seinem Willkühr wider die Apo„stel, vorgebracht oder angenommen hat?„ — Das ist also eine sehr gewöhnliche und treffende Methode der ersten Christen, gegen die Ketzer zu streiten: wovon man unter andern, oben (S. 207. fg.) beym **Irenäus** ein Beyspiel gesehen hat, und andere beym **Tertullian** selbst (L. I. adv. Marcion. c. 1. L. IV. c. 5. adv. Praxeam, c. 2.) finden kann. Schriftsteller der Römischen Kirche haben sie gegen die Protestanten mehrmals sehr gemißbraucht: als wenn es bey derselben bloß darauf ankäme, aus dem Alterthum einer gewissen kirchlichen Verfassung von einigen oder auch vielen Jahrhunderten, auf die unversehrte Reinigkeit der Lehre dieser Kirche zu schließen. Unter andern hat **Christian Lupus**, der dieses Buch besonders mit seinen Anmerkungen (zu Brüßel, 1675. 4.) herausgab, dasselbe auf diese Art zu nützen gesucht. Soll die gedachte Methode noch jetzt einige Dienste thun: so muß die Uebereinstimmung einer Gemeine mit dem in den Schriften der Apostel enthaltenem Glauben, oder ihre Entfernung von demselben, als das untrüglichste Merkmal, ihr christliches Alterthum zu entdecken, hauptsächlich dabey in Betrachtung gezogen werden.

Was **Tertullian** wider einzelne Ketzer geschrieben hat, ist bereits in der Geschichte derselben kurz angezeigt worden; aber gleichwohl verdient es auch eine genauere Beschreibung. Die erste Stelle gebührt darunter seinem Werke **gegen den Marcion**, (Libri quin-

quinque adversus Marcionem,) in welchem er alle seine Wissenschaft und Kunst in Vertheidigung der Religion gegen die Ketzer zusammengefaßt zu haben scheinet. Ein allgemeines Urtheil von diesem Werke hat man an einem andern Orte (Th. II. S. 413. fg.) gelesen. Das erste Buch desselben, das im Jahr 207. aufgesetzt wurde, fängt mit einer fürchterlichen Abschilderung der Gegend um den Pontus Euxinus (das jetzt sogenannte schwarze Meer) und der Einwohner an demselben an, um den Marcion gleich von Seiten seines Vaterlandes verhaßt zu machen. Wider diesen Irrlehrer zeigt der Verfasser, daß es nicht zween Götter geben könne. Den Beweis führt er daraus, weil das höchste Große, oder Gott, seiner Natur nach, nur Eines seyn könne; weil es, wenn man zween Götter vor möglich hielte, auch noch mehrere derselben geben könnte; und weil zween höchste Wesen entweder völlig gleich oder von einander verschieden seyn müßten, beydes aber ihre höchste Größe aufhebe. Der Gott des Marcion, fährt er fort, ist etwas neues; aber der wahre Gott ist ewig. Die Erkenntniß von jenem soll erst durch diesen Ketzer ausgebreitet worden seyn; diesen hingegen kennt alles, selbst die heidnische Seele, vom Anfange der Welt her. Der wahre Gott hat die Welt geschaffen: Marcions Gott hat nichts gethan, und verdient also diesen Namen nicht; man kann auch nicht behaupten, daß die Weltschöpfung Gottes unwürdig sey. Der Gott, den Marcion lehrte, hat keinen Himmel und keine Welt: es ist ein geringes Lob von ihm, daß er ein Befreyer der Menschen seyn sollte; man kann auch gar nicht sagen, daß er sich den Menschen geoffenbaret habe. Vergeblich giebt Marcion vor, er habe die Vorschrift des christlichen Glaubens nicht verändert, sondern vielmehr die Verfälschung derselben aufgehoben. Sein Gott ist weder natürlich gut: denn er ist dem Menschen nicht gleich anfänglich zu Hülfe gekommen; er ist auch nicht

ver-

vernünftig gut, weil er sich des Menschen annahm, der ihm nicht zugehörte; noch ist er es auf eine vollkommene Art, indem er theils nur wenige seelig macht, theils auch von diesen nur die Seele. Gott muß nicht bloß nach seiner Güte, wie die Marcioniten thun, sondern auch nach seiner Gerechtigkeit beurtheilt werden. Ihre Grundsätze stürzen auch die Taufe um: denn die Vergebung der Sünden und andere Wohlthaten, welche durch dieselbe geschenkt werden, kann nur derjenige ertheilen, der den Menschen geschaffen, und wegen der Sünde verdammt hat. Endlich widerlegt noch Tertullian die Lehre des Marcion, daß nur Jungfrauen und Unverehlichte getauft werden müßten. Er vertheidigt auch die Ehe gegen denselben, wobey er behauptet, daß ohne dieselbe keine Heiligkeit unter den Menschen seyn würde, weil sich solche hauptsächlich in der Enthaltsamkeit vom Ehestande zeigte.

Nachdem er dergestalt bewiesen hat, daß Marcions Gott dieser höchsten Würde nicht werth sey, rettet er im zweyten Buche die Lehre der Rechtgläubigen von dem einzigen wahren Gotte. Die Güte und Weisheit desselben thut er auf mancherley Art dar; beschäfftigt sich aber am meisten mit den Einwürfen seines Gegners. Die vornehmsten derselben sind folgende: Warum hat Gott den Fall des Menschen zugelassen? und wenn solcher von dem Mißbrauche der menschlichen Freyheit herrührt, warum hat er ihn so geschaffen, oder wenigstens diesen Mißbrauch nicht verhindert? Der Teufel hat die Menschen verführt, und da ihn Gott geschaffen hat, fällt auch auf diesen die Schuld davon zurück. Gott hat mit den Menschen nach dem Falle zu hart verfahren, und auch bey andern Gelegenheiten; er gesteht, daß er Böses hervorbringe; er hat manches befohlen, das seinen Gesetzen zuwider war, wie den Israelitern, die Kostbarkeiten der Egyptier zu rauben;

ben; er ist veränderlich in seinem Urtheil über gewisse Menschen gewesen, hat Reue empfunden, Unwissenheit verrathen, bey sich selbst geschworen, um Glauben zu erlangen, und einen für Gott unanständigen Umgang mit den Menschen gepflogen. Auf alle diese Einwendungen wird fast durchgängig wohl geantwortet. Merkwürdig ist unter andern Tertullians Untersuchung über den freyen Willen des Menschen (libertas arbitrii oder liberum arbitrium) in sittlichen und geistlichen Dingen, den er auch nach dem Falle desselben, (c. 8.) gleich stark bey ihm findet.

Gegen einen andern von den Hauptirrthümern des Marcion sind die drey übrigen Bücher dieses Werks gerichtet, nämlich gegen die Meinung desselben, daß der Erlöser der Menschen nicht der Sohn des Gottes sey, der die Welt geschaffen habe; sondern desjenigen, den Marcion zuerst bekannt machte. Und da er zur Bestätigung dieser Lehre behauptete, das Alte Testament sey auf Befehl des Weltschöpfers aufgesetzt worden, auch daher dem Neuen entgegen gesetzt, das von seinem Gotte herrühren, und den von diesem gesandten Christum verkündigen sollte: so werden auch diese Einfälle ausführlich widerlegt. Der Beweis, daß Christus der Sohn des wahren Gottes sey, der ihn durch die Propheten des Alten Bundes hat verkündigen lassen, wird schon im dritten Buche gut geführt; es wird einigen Einwendungen begegnet, und auch der Irrthum Marcions, als wenn Christus nur dem Scheine nach einen menschlichen Körper getragen hätte, bestritten. Am Ende aber des Buchs sinkt nicht allein die Einbildungskraft Tertullians zu der seltsamen Hoffnung des Papias, Justinus und Irenäus von einem tausendjährigen irdischen Reiche Christi herab, das nach der allgemeinen Auferstehung zu Jerusalem errichtet werden, und die Gläubigen für ihren Verlust in weltlichen

Din-

Dingen durch geistliche Güter schadlos halten soll; sie verleitet ihn sogar in einer Vertheidigungsschrift wider die Ketzer, uneingedenk, wie sehr sie dieses zur Spötterey reizen könnte, zu erzählen, daß während eines Feldzugs des Severus in Judäa, selbst von Heiden ein Vorbild dieses neuen Jerusalems, nämlich eine vierzig Tage lang vom Himmel herabhängende Stadt, daselbst gesehen worden sey. Er hatte auch ein Buch von der Hoffnung der Gläubigen geschrieben, das nicht mehr vorhanden ist, und eine allegorische Deutung der von den Juden erwarteten Wiedereinführung in ihr Land, auf Christum und seine Kirche enthielt.

Nun geht im vierten Buche der Beweis, daß Christus der Sohn des Schöpfers aller Dinge sey, sonderlich in Beziehung auf den vom Marcion vorgegebenen Widerspruch der Schriften des Alten und des Neuen Bundes, fort. Daß diese beyde vollkommen mit einander übereinstimmen, wird aus der ganzen Geschichte Jesu, die den Vorhersagungen der Propheten so gemäß ist, dargethan. Marcion nahm unter den Lebensbeschreibungen Jesu nur die vom Lucas verfertigte, und auch diese nach seinem Gefallen verfälscht, an. Daher wird zuerst die ächte und älteste Gestalt derselben aus dem Zeugnisse der ersten Gemeinen und andern Gründen erwiesen: sodann aber aus dieser Geschichte sehr umständlich gezeigt, daß viele der wichtigsten Begebenheiten und Reden Jesu, Erfüllungen von Weissagungen des Alten Bundes sind, oder sonst mit diesem deutlich übereinkommen. Auf eben diese Art bestätigt es Tertullian im fünften Buche, aus einer Menge Stellen der zehn Briefe Pauli, welche Marcion, wiewohl verstümmelt, diesem Apostel beylegte, (er verwarf nämlich die Briefe an den Titus, Timotheus, und an die Hebräer,) daß der Heiland der Welt der Sohn des längst bekannten wahren Gottes sey. — Der

Inhalt dieser beyden letzten Bücher ist bey der Untersuchung über das Ansehen der Schriften des neuen Bundes, besonders lehrreich; aber sie nicht nur, sondern das ganze Werk, dienen auch sehr zur Kenntniß der alten christlichen Auslegung der heiligen Schrift, und der Vorstellung von den Hauptlehren des Christenthums. Hieher gehört unter andern die Stelle im vierten Buche (c. 40.) wo er das Brodt und den Wein im Abendmahl Jesu, ein Bild (figura) seines Leibes und Blutes nennt. Weniger hingegen als man erwartet, trägt es zur Aufklärung des Marcionitischen Lehrgebäudes bey. Die Beschreibung, welche von demselben in dieser Geschichte (Th. II. S. 412. fg.) gemacht worden, ist mehr ein Versuch, die weit von einander abweichenden Nachrichten der alten Schriftsteller davon, mit einander zu vereinigen. Für Tertullians Glaubwürdigkeit läßt sich besonders dieses sagen, daß er Marcions Schriften mehr als ein anderer gelesen zu haben scheinet, und ihn auch am sorgfältigsten unter allen widerlegt hat.

Sein Buch wider die Valentinianer ist ebenfalls schon an einem andern Orte (Th. II. S. 368.) angezeigt worden. Er gesteht selbst, daß er die Irrthümer dieser Parthey nicht, wie andere schon gethan hätten, widerlegen; sondern nur, weil sie lächerlich wären, sie von dieser Seite aufdecken wolle. Ihre Aeonengeschichte also, ihre Erzählungen von dem Weltschöpfer, von Christo, von den drey Gattungen der Menschen, auch die Uneinigkeiten unter ihnen selbst, werden von ihm sehr beißend verspottet. Wenn es das Ansehen haben sollte, daß dieses ausschweifende Lehrgebäude es nicht verdient habe, in einem besondern Buche verlacht zu werden: so könnte man auch im Namen des Verfassers sagen, daß es noch weniger einer andern Bestreitung werth gewesen sey. Beyläufig beantwortet er den Vorwurf der Einfalt, den die Valentinianer den Rechtgläubi-

gläubigen machten, und bedient sich gegen sie, der bey ihnen gewöhnlichen Geheimhaltung ihrer Lehrsätze.

Mehr zur Geschichte der christlichen Lehre in diesen Zeiten, kann man aus seiner Schrift **gegen den Praxeas** schöpfen, von welchem schon oben, unter den Nachrichten von diesem Irrlehrer, (S. 178. fg.) einiger Begriff ertheilt worden ist. **Tertullianus** beweiset zuerst aus der vom Anfange des Christenthums sich herschreibenden allgemeinen Regel des Glaubens an Einen Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geist, daß die neuere Meynung des **Praxeas**, als wenn Gott der Vater ein Mensch geworden sey, und gelitten habe, irrig seyn müsse. Er legt hier dem Sohne Gottes ein **Ausgehen vom Vater** (procedere) bey, und nennt die Lehre, daß auch der Sohn und der heilige Geist, Gott sind, eine Art von **Vertheilung** oder **Einrichtung**, (sub hac *dispensatione*, quam *oeconomiam* dicimus.) Dadurch, schreibt er, wird die Lehre von der Herrschaft eines einzigen höchsten Gottes, (μοναρχία) nicht aufgehoben: denn es bleibt Ein Gott, aus welchem diese drey Stufen, Gestalten und Arten, (gradus, formae et species,) unter dem Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geistes kommen; sie haben aber Ein Wesen, Eine Beschaffenheit und Gewalt, (unius substantiae, status et potestatis.) Man erkennet solches auch daraus, weil der Sohn aus dem Wesen des Vaters kömmt, nichts ohne den Willen desselben thut, und alle Macht von ihm erhalten hat: und eben so kommt der heilige Geist vom Vater durch den Sohn; ja es gehöret auch dahin, was **Paulus** sagt, daß der Sohn dereinst das Reich dem Vater übergeben werde. Der wahre Unterscheid zwischen dem Vater und Sohn, wird ferner dadurch bestätigt, daß dieser das Wort Gottes heißt, oder der Ausdruck des ewigen göttlichen Verstandes. Bey ihm kann der Name des Wortes nicht einen leeren Schall anzei-

gen: was von Gott herkömmt, muß ein wirklich bestehendes Wesen (substantia) seyn. Denn wer kann läugnen, daß Gott ein Körper sey, ob er gleich ein Geist ist? (Diese Meinung, die mehrere Lehrer der alten Kirche behaupteten, schreibt eigentlich Gott keinen menschlichen Körper zu. Sie floß hauptsächlich, wie andere Schriften **Tertullians** (de anima, c. 5. 6. de carne Christi, c. 11.) zu erkennen geben, aus **stoischen** Grundsätzen, nach welchen alles wirklich bestehende vor körperlich gehalten wurde: und er glaubte daher, Gott müsse wenigstens einen seiner Natur und Majestät gemäßen Körper haben.) Der Sohn Gottes unterscheidet sich vom Vater, wie der Strahl von der Sonne, und ist ein Theil seines selbstständigen Wesens. Von Göttern und Herren darf man nicht reden; sondern wenn der Vater und Sohn zugleich genannt werden, muß man Gott den Vater, und den Herrn **Jesum Christum**, sagen. Aber **Christum** allein kann man mit dem Apostel, (Br. an die Röm. Christen, C. 9.) Gott nennen. Den Unterscheid der göttlichen Personen von einander, beweiset der Verfasser nicht nur auf mancherley Art aus der heiligen Schrift; er beantwortet auch die Scheingründe des **Praxeas**. Er nennt die Redensart hart, daß **Christus** gestorben sey; versichert aber, der Apostel habe sie durch den Zusatz, **nach der Schrift**, gemildert, und man könne sie bloß von seiner menschlichen Selbstständigkeit gebrauchen, nicht von der göttlichen. Zuletzt sagt er, es sey ein jüdischer Glaube, zwar Einen Gott, aber keinen Sohn und Geist desselben anzunehmen, indem diese eigenthümliche Lehre des Neuen Bundes, unter dem Alten nicht verstanden worden sey. Ueberhaupt lehrt wohl **Tertullian** in diesem Buche einerley Glauben mit dem spätern herrschenden Lehrbegriffe der Christen, von den drey göttlichen Personen; aber es fehlt viel daran, daß er auch durchgehends solche Erläuterungen, Beweise und Bestimmungen, wie sie, gebraucht haben sollte.

Den

Den Inhalt seiner Schrift **wider den Hermogenes** kennt man wiederum bereits aus der Beschreibung, welche oben (S. 181. fg.) von diesem Manne mitgetheilt worden ist: wo man auch seinen Hauptbeweis für die Ewigkeit der Materie, antrifft. **Tertullianus** antwortet insonderheit auf den Schluß, daß, wenn Gott alles aus nichts geschaffen hätte, das Böse von ihm herrühren müßte, folgendes: Gott werde dadurch nicht entschuldigt, daß das Böse aus der Materie entspringe, weil er es doch zugelassen habe, an Statt daß er es vor der Schöpfung in der Materie hätte verbessern sollen; wenn die Materie ewig sey, könne sie nicht böse seyn, sonst würde man es vor möglich halten müssen, daß Gott auch böse wäre, und das Böse wäre alsdenn unverbesserlich, gleichwohl aber habe Gott alles gut geschaffen; hätte Gott alles aus der Materie geschaffen, so würde er durchaus nothwendig das Böse hervorgebracht haben; endlich da das Gute nicht aus der Materie herkomme, so müsse das Böse eben so wohl als jenes, aus Nichts seinen Ursprung haben. Die Meinung des **Hermogenes**, fährt **Tertullian** fort, widerspricht auch dem Begriffe von einem einzigen Gotte, dem nichts gleich ewig seyn kann. Braucht er aber Materie zur Schöpfung, so hat er eine weit würdigere und tüchtigere an seiner Weisheit, (sophia) welche allein, als der Geist, der in Gott ist, weiß, was Gottes ist, die er daher, als er sie zur Schöpfung der Welt nöthig befand, sogleich in sich selbst geschaffen und gebohren hat. Daraus sieht man, daß es nichts ungebohrnes und ungeschaffenes außer Gott allein gebe: und **Hermogenes** also, der solches von der Materie behauptet, setzt sie dem Sohne Gottes selbst vor. Ein anderer Beweis dieses Irrlehrers kam darauf an, die Materie müsse ewig seyn, weil Gott stets Herr gewesen sey, und eben über die Materie sich seine Herrschaft erstreckt habe. Dieses leugnet aber der Verfasser: Gott war nicht eher Herr, sagt er, als da

Geschöpfe vorhanden waren; eben so wenig, als er eher Vater war, bevor er einen Sohn hatte. **Es war aber eine Zeit, da er noch keinen Sohn hatte.** (Ein Ausspruch, der demjenigen sehr zuwider ist, was **Tertullian** sonst so oft und so deutlich von der ewigen Gottheit **Christi** lehrt. Man thut also wohl nicht Unrecht, wenn man diese Stelle bloß als eine übereilte Folge von dem Streite mit dem **Hermogenes** betrachtet.) Eben denselben widerlegt er noch ausführlicher; aber nicht immer mit den überzeugendesten Gründen.

Noch eine Schrift **Tertullians** wider die Ketzer, ist unter dem Namen eines **Gegengiftes wider die Scorpionen**, (Scorpiace, oder Scorpiacum adversus Gnosticos, de bono martyrii,) denjenigen **Gnostikern** entgegengesetzt, (denn alle, wie unter andern die **Marcioniten**, traf solches nicht,) welche während der damals wütenden Verfolgung des **Severus** behaupteten, es sey weder nothwendig noch nützlich, daß die Christen um ihrer Religion Willen sich hinrichten ließen. Hierwider beweiset der Verfasser zuerst, daß der Märtyrertod der Christen dem Willen Gottes gemäß sey, weil er die Abgötterey, die dadurch vermieden werde, verboten und bestraft habe. Daß diese Art des Todes ihren großen Nutzen habe, sucht er aus mancherley Gründen zu zeigen, dergleichen diese sind: es sey ein von Gott vorgelegter Kampf, in welchem die Christen siegen sollen; wenn nicht die Verdienste der Christen mannichfaltig wären, wozu sollten so viele Wohnungen bey dem Vater seyn, und wozu sollte sich ein Stern von dem andern in der Herrlichkeit unterscheiden, als durch die Verschiedenheit der Strahlen? Endlich da Gott die menschliche Schwachheit gekannt, und vorausgesehen habe, daß die meisten nach der Taufe Gefahr liefen, verloren zu gehen, habe er diesen zweyten Trost, dieses letzte Hülfsmittel, die Bluttaufe, ausgesetzt. **Tertullian** kommt

noch

noch einmal auf den leichten Beweis zurück, daß Gott es befohlen habe, für den Glauben zu sterben, und redet überhaupt von dieser Verbindlichkeit mit einnehmender Stärke. Es scheinet fast, die **Gnostiker** haben zugleich gewisse Mißbräuche der Christen, die sich bisweilen zu übereilt in den Märtyrertod stürzten, oder ihn zu freygebig priesen, getadelt. Darauf aber hat der Verfasser wenigstens keine Rücksicht genommen.

Er hat über alle diese Streitschriften noch drey hinterlassen, darunter zwo ebenfals gegen Irrthümer der Ketzer gerichtet sind. In der einen derselben, **von dem Leibe Christi**, (de carne Christi,) widerlegt er diejenigen, welche es leugneten, daß **Christus** würklich einen menschlichen Leib angenommen habe. Dieses folgte aus den Grundsätzen der **Gnostiker**, die den menschlichen Körper von der bösen Materie herleiteten, und daher auch die Auferstehung desselben verwarfen. **Marcion** wird hier zuerst widerlegt, weil er behauptete, **Christus** sey nicht gebohren worden, indem er sonst aufgehört hätte, Gott zu seyn. Dagegen zeigt der Verfasser, daß Gott nichts unmöglich sey, was er wolle; daß er sich in alles verwandeln könne, und doch eben derselbe bleibe, zumal da die Engel auch zuweilen einen menschlichen Körper bekommen, aber ihre Natur nicht verändert hätten; ja der heilige Geist selbst einmal wahrhaftig eine Taube gewesen sey: anderer noch leichter zu vermuthenden Gründe nicht zu gedenken. Darauf bestreitet er die Meinung des **Apelles**, daß **Christus** zwar einen wahren Leib getragen, allein denselben von den Gestirnen entlehnt habe; weiter auch andere Einkleidungen dieser allgemeinen Lehre der **Doketen**, daß der Körper **Christi** nur scheinbar gewesen sey; besonders zuletzt die Einfälle des **Valentinus**. Die Anhänger des letztern beschuldigt **Tertullianus**, sie hätten eine Stelle der Evangelischen Geschichte **Johannis**, (C. 1. v. 13.) verfälscht,

fälscht, und läsen daselbst in der mehrern Zahl: **welche aus Gott gebohren sind**, da es doch von Christo hieße: **welcher aus Gott gebohren ist.** Vermuthlich hatte er in der lateinischen Uebersetzung die in den africanischen Gemeinen gebraucht wurde, die letztere Leseart vor sich.

Auf die Grundlage dieses Buchs, wie er selbst am Ende desselben gesteht, bauete er nachmals ein anderes, von der **Auferstehung des menschlichen Körpers,** (Liber de resurrectione carnis.) Den Beweis für diese Lehre, deren Spuren er auch bey den **Pythagoräern** und **Platonikern** antrift, führt er zuerst aus der Würde des menschlichen Fleisches oder Körpers, die sich von dessen Ursprunge und Absicht herschreibt; besonders aber aus den Vorzügen des Körpers der Christen, der die Heiligkeit der Seele befördert, und, wie der Verfasser unter andern schreibt, abgewaschen wird, damit die Seele gereinigt werde, ingleichen den Leib und das Blut **Christi** genießt, damit auch die Seele an Gott reichlich gespeiset werde. Daß ferner Gott mächtig genug sey, den Leib wieder aufzuwecken, beweiset er theils daher, weil ihn Gott habe schaffen können; theils aus Beyspielen der göttlichen Macht in den Veränderungen des Tags und der Nacht, der Jahreszeiten, und ähnlicher anderer in der Natur. Darauf wird dargethan, daß Gott die Auferweckung des Körpers auch wolle. Seine Gerechtigkeit erfordert solches nicht allein, weil der Leib gleich der Seele gerichtet werden soll; sondern auch seine Wahrhaftigkeit, indem er die Auferstehung vorher verkündigt hat. Aus der heiligen Schrift werden Zeugnisse von der Gewißheit der Auferstehung des Körpers beygebracht, und es wird gezeigt, daß dieselbe nicht bloß figürlich zu verstehen sey; auch werden manche andere Einwürfe widerlegt. Nach diesem sucht **Tertullian** die Beschaffenheit der auferweckten Körper zu beschreiben.

ben. Sie werden, sagt er, ihre Eigenschaften verändern; aber ihr wesentlicher Bestand wird bleiben: ihre Mängel in diesem Leben wird man nicht mehr sehen, und die Geschäffte der Glieder werden aufhören. Diese ganze mit vieler Geschicklichkeit aufgesetzte Schrift ist eine der ausführlichsten und am besten zusammenhängenden über diese Lehre in der ältesten Kirche; mit der man aber die oben angezeigte Abhandlung des **Athenagoras** (S. 127. fg.) verbinden muß. Ueberhaupt hat die Geschichte der Lehre von der Auferstehung des menschlichen Körpers unter den ersten Christen, durch die Untersuchungen des Herrn **Probst Tellers**, (Fides dogmatis de resurrectione carnis per quatuor priora secula, Halae, 1768. 8.) viel Licht gewonnen.

Wider die heidnischen Philosophen schrieb **Tertullian** sein **Buch von der Seele**. Zwar zeigt er sogleich im Anfange, daß sie nichts gewisses von der Seele gewußt hätten, und daß **Socrates** selbst, indem er die Unsterblichkeit derselben behauptete, mehr um seine Unschuld durch standhafte Gesinnungen zu bekräftigen, als aus Ueberzeugung gesprochen habe. Aber weil die Philosophen die Patriarchen der Ketzer wären, findet er auch ihre Bestreitung nothwendig: und gelegentlich trifft solche auch die letztern. Zuerst sucht er also gegen die Anhänger des **Plato** und **Aristoteles**, wiewohl mit Beystimmung anderer Philosophen, aus philosophischen und biblischen Gründen darzuthun, daß die Seele eine Art von Körper habe, der ein helles Luftbild sey. Er lehrt weiter, daß die Seele und der Athem Ein Ding seyen; daß die Seele ihre Theile oder besondern Kräfte habe; daß sie aber keine eigentliche Erinnerungskraft in Ansehung des Vergessenen besitze; sie werde zugleich mit dem Körper empfangen, wachse und erhalte ihre Vollkommenheit mit demselben, so wie auch ihr eigenes Geschlecht; fast keine Seele sey ohne einen **Dämon**, und

daher sey fast keine Geburt rein, besonders bey den Heiden, bis die Seele, die anfänglich dem Adam zugehöre, und außer dem Einfluß des bösen Geistes, auch durch ihre Verbindung mit dem Leibe sündlich sey, ein Eigenthum Christi werde. Zu diesen und andern Erörterungen setzt der Verfasser noch seine Gedanken vom Tode, vom Schlafe, von den Träumen, und von dem Zustande der Seele nach dem Tode. Die Träume will er nicht durchgehends vor eitel erklärt wissen: die meisten derselben, selbst manche wahre, sollen von den Dämonen herkommen; die ehrbaren hingegen, die heiligen und prophetischen, und wodurch sonst der göttliche Wille geoffenbart wird, von Gott; einige bilde sich die Seele selbst, und die übrigen entstünden aus einer Entzückung. Nach Tertullians Meinung werden die Seelen der frommen Verstorbenen in Abrahams Schooß; die Seelen der Märtyrer allein hingegen in das Paradieß versetzt. Da Christus, ehe er in den Himmel fuhr, in unterirdische Gegenden (in inferiora terrarum, und kurz vorher apud inferos,) hinabgestiegen ist, um sich daselbst den Patriarchen und Propheten mitzutheilen: so darf man desto weniger zweifeln, daß die Seelen der Gläubigen sich bis zur Auferstehung an einem unterirdischen Orte aufhalten, wo sie bereits eine gewisse Freude genießen, so wie die Seelen der Gottlosen daselbst schon den Anfang ihrer Strafen leiden. In einem andern seiner Werke (Libr. IV. adv. Marcion. c. 34.) behauptet der Verfasser gerade das Gegentheil, nämlich daß der Schooß Abrahams ein über die Erde erhabener Ort sey, in welchem die Seelen der Gerechten bis zur Auferweckung einer Erfrischung theilhaftig würden. So voll übrigens sein Buch von der Seele von sonderbaren Einfällen und Erzählungen ist; so kann man es doch auch lehrreich nennen: denn außer einer Menge Nachrichten zur philosophischen Geschichte, enthält es manche lesenswürdige Betrachtungen und auch

Stellen,

Stellen, die den Zustand des christlichen Glaubens erläutern. Man sieht unter andern daraus, wie sich die Lehre von einer besondern Höllenfahrt des Erlösers, nach und nach unter den Christen gebildet, und wie viel vermuthlich auch Tertullians Ausdrücke von dem Aufenthalte der Seele Christi mitten in der Erde, dazu beygetragen haben. Mit vieler Leichtgläubigkeit ist sonst dieses Buch auch befleckt, wovon man insonderheit ein Beyspiel an demjenigen bemerkt, was er von einer Montanistischen Frauensperson (c. 9.) erzählt, welche in seiner und anderer Gegenwart, mitten unter dem Gottesdienste durch eine Entzückung Offenbarungen von Gott erhalten, mit den Engeln, zuweilen auch mit Christo, umgehen, geheimnißvolle Dinge hören und sehen, die Herzen mancher durchschauen, wunderbare Heilungen vornehmen, und einmal sogar die Seele in einer ganz menschlichen Gestalt, mit einer zarten, leuchtenden und luftigen Farbe gesehen haben sollte.

Das sonderbarste Ansehen unter allen Büchern dieses Schriftstellers hat vielleicht die Schutzschrift für seinen Mantel, (Liber de pallio.) Er hatte die Toga, oder das lange Kleid der Römer abgelegt, und dafür den Mantel genommen, den die Griechen zu tragen pflegten. Das thaten die Christen oft zu diesen Zeiten, um auch in ihrem Anzuge eine gewisse Einfalt zu beobachten: und die heidnischen Römer gaben ihnen deswegen einen zweydeutigen Schimpfnamen, (graecus impostor.) Auch Tertullian wurde darüber zu Carthago verspottet. Er unterschied sich noch von andern dadurch, daß er sich wie ehemals Justinus, des eigentlichen philosophischen Mantels, in welchen man sich ganz einhüllte, als ein christlicher Philosoph und Ascete, bediente. In dieser Vertheidigung gegen die Carthaginienser, rettet er nicht nur die Ehre seines Mantels, indem er das Alterthum, das Ungekünstelte und die Bequemlichkeit

lichkeit dieser Tracht, auch das Merkmal eines Gelehrten das darinne lag, vorstellet; er rächt sich zugleich an ihnen durch spöttische Abschilderungen so mancherley Verwandlungen in ihrer Göttergeschichte, und ihrer üppigen Sitten. Er weiß überhaupt bey dieser geringen Veranlaßung sehr viele Gelehrsamkeit anzubringen; er hat aber auch nirgends dunkler und gezwungener geschrieben, als in diesem Buche. Desto würdiger war es, vom Claudius Salmasius (Paris. 1622. Lugd. Bat. 1656. 8.) herausgegeben, sehr berichtigt, und in weitläufigen Anmerkungen aufgeklärt zu werden.

Endlich schrieb Tertullian noch eine Schutzschrift an den Scapula, (Liber ad Scapulam) gegen das Jaht 211. da dieser Statthalter von Africa ausserordentlich grausam mit den Christen verfuhr. Er warnet denselben, sich und dem ganzen Lande durch diese Verfolgung nicht die göttlichen Strafen zuzuziehen. In dieser Absicht hält er ihm vor, daß niemand zu einer Religion gezwungen werden dürfe; daß die Christen unschuldige und getreue Unterthanen wären, die für das Wohl der Kayser selbst, ihrem Gotte Gebet opferten; daß sich Gottes Zorn wegen ihrer Bedrückung schon an Landplagen und schröcklichen Naturzeichen geoffenbart habe; daß verschiedene Verfolger der Christen unglücklich geworden, oder zur Reue gekommen wären; daß ein Richter sein Amt verwalten, und doch dabey der Menschlichkeit eingedenk seyn könnte; daß manche Statthalter, und selbst einige Kayser erkannt hätten, wie rechtschaffen, gemeinnützlich und des Schutzes würdig die Christen wären; und zuletzt, daß er der Christen zum wenigsten wegen der grossen Anzahl Menschen die sie ausmachten, schonen müße. Diese kleine, sehr wohl und beredt aufgesetzte Schrift begreift insonderheit vieles zur Geschichte von den Schicksalen der Christen in jenen Zeiten.

So

So ansehnlich auch diese Reihe von Tertullians Werken ist, die durchgängig mit solcher Anstrengung des Geistes aufgesetzt sind; so hatte er doch noch mehrere ausgefertigt, die uns die Zeit geraubt hat. Darunter gehören seine sieben Bücher für die Montanisten, oder von der Entzückung, und wider den Apollonius; ein Buch von der Hoffnung der Gläubigen, ein anderes vom Paradiese, ingleichen von den Kleidern Aarons, und andere mehr; besonders auch seine griechisch geschriebenen Bücher von der Taufe, vom Soldatenkranze, von Schauspielen, und von der Verschleyerung der Jungfrauen. Diejenigen welche man ihm mit Unrechte beygelegt hat, und die den Sammlungen seiner Werke meistentheils angehängt worden sind, verdienen jetzt weder eine Meldung noch Untersuchung mehr.

Wenige Schriften der ältesten christlichen Lehrer sind so oft gedruckt und mit Anmerkungen versehen worden, und haben gleichwohl noch so viele Erläuterungen nöthig als diese. Die Ausgabe des Beatus Rhenanus (zu Basel seit dem Jahr 1521. und vorzüglich im Jahr 1550. in Folio,) waren zwar die ersten und ziemlich unvollkommenen; aber was er dabey geleistet hat, ist noch immer sehr brauchbar. Jacob Pamelius folgte ihm in dieser Bemühung: er stellte Tertullians Werke mit seinen Anmerkungen (zu Antwerpen 1579. Fol.) ans Licht; und nach seiner nicht übel gerathenen Einrichtung sind sie mehrmals in verschiedenen Ländern wieder aufgelegt worden. Diese liegt auch bey einer schätzbaren Ausgabe (zu Franecker, 1597. Fol.) zu Grunde; die aber einen noch höhern Werth von den Anmerkungen des Rhenanus und Franc. Junius erhalten hat. Alle diese und selbst seine Nachfolger hat Nicol. Rigaltius weit übertroffen. Er hat Tertullians Schriften aus einer sehr alten königlichen fran-

zösischen

zösischen Handschrift berichtigt, und vortrefliche Erläuterungen, gleich gelehrt, scharfsinnig und freymüthig, beygefügt. So erschienen (zu Paris 1628. 8.) neun Schriften Tertullians durch seinen Fleiß; die vollständige Ausgabe aber erfolgte eben daselbst im Jahr 1634. und verbessert im Jahr 1641. in Folio. Man fügte im Jahr 1635. noch in einem besondern Bande das meiste hinzu, was vor dem Rigaltius über diesen Schriftsteller geschrieben worden war. Darauf ließ Philipp le Prieur oder Priorius die Ausgabe des Rigaltius mit dessen völligen Anmerkungen, mit seinen eigenen größtentheils entbehrlichen und polemischen, und mit einem Auszuge der meisten vorhergehenden, darunter die höchst weitschweifigen des la Cerda, und die ungleich lesenswürdigern des Albaspinäus, (die man bey seinen Observationibus Ecclesiasticis ganz antrifft,) sich befanden, zu Paris im Jahr 1664. Fol. drucken. Diese Ausgabe ist im Jahr 1675. wieder zum Vorschein gekommen: sie enthält unter andern auch Pamelii mittelmäßige Lebensbeschreibung Tertullians, und seine etwas nützlichere Sammlung von desselben sonderbaren Lehrsätzen, (Paradoxa Tertulliani.) Die Venetianischen Ausgaben von Tertullians Werken, (vom Jahr 1701. Fol. und 1706. in sechs Quartbänden,) sind weder durch Genauigkeit, noch durch andere Gaben berühmt worden. Man wartete daher schon lange auf eine neue: zumal da diejenige welche die Benediktiner in Frankreich versprachen, nicht zu Stande kam. Es ist bekannt, daß nicht nur unzählige Stellen im Tertullian übrig sind, welche ein neues Licht verlangen, ohne daß man es, wegen seiner oft undurchdringlichen Dunkelheit, allen jemals versprechen könnte; der Text selbst fordert noch die schärfste Durchsicht, weil er so sehr viel, wie es bey einer solchen Schreibart natürlich war, durch die alten Abschreiber gelitten hat, weil manche gute Lesearten der

ersten

ersten Ausgaben in den folgenden verdrängt worden sind, und **Rigaltius** insonderheit seine und anderer Muthmaaßungen zuleicht in den Text aufgenommen hat, auch beschuldigt wird, daß er nicht alle nöthige Sorgfalt bey den Handschriften angewandt habe. Unterdessen daß diese schwere, aber sehr rühmliche und erwünschte Arbeit ausgeführt wird, hat der Herr D. **Semler** den gemeinnützigen Gebrauch von **Tertullians** Schriften in Deutschland auf eine edle Art zu befördern angefangen. Schon hat er seit dem Jahre 1769. vier Bände derselben zu Halle sauber und genau in Octav abdrucken lassen. Dabey hat er zwar vorzüglich die erste Ausgabe des **Rhenanus** gebraucht; aber auch die beträchtlichsten andern verglichen, und durch Hülfe derselben den Text in jener oft verbessert. In diesen kurzen Anmerkungen eigene oder anderer kritische Muthmaaßungen und Lesearten beygebracht, bisweilen auch kleine Erläuterungen hinzugesetzt. In den beyden noch rückständigen Bänden hat man theils die übrigen Bücher **Tertullians**, und mancherley Abhandlungen des Herrn D. **Semlers** über die Geschichte, die Lehrart und den wichtigsten Inhalt jener Schriften, theils unter seiner Aufsicht von dem Herrn M. **Christian Gottfried Schütz**, neben andern Registern ein **Gloßarium** zu hoffen, in welchem die Schreibart und die schwerern Stellen des Verfaßers erläutert, und die besten Anmerkungen über denselben genützt werden sollen.

Sehr viele Schriftsteller haben ihr Urtheil vom **Tertullian** und seinen Schriften gefällt. Die Alten loben seine ungemeine Wissenschaft und seine großen Gaben, gedenken auch einiger Fehler, in die er gefallen ist. Hieher gehören **Eusebius**, (Hist. Eccl. L. II. c. 2.) **Lactantius**, (Div. Instit. L. V. c. 1.) **Hieronymus**, (Catal. script. Eccles. c. 53. Epist. 69. 84.) der aber auch

einmal,

einmal, (advers. Helvidium, c. 9.) berechtigt zu seyn glaubte, einem Einwurfe aus Tertullians Büchern bloß mit der etwas stolzen Antwort zu begegnen, er sey kein Mitglied der rechtgläubigen Kirche gewesen; Augustinus, welcher (de haeres. c. 26.) der Tertullianisten Meldung thut, die erst zu seiner Zeit zu Carthago sich verloren haben, und vermuthlich eine Art von Montanisten waren; Vincentius Lirinensis, (Commonitor. c. 24. p. 425. sq. ed. Calixti, Helmst. 1629. 8.) und ein Ungenannter, (Auctor Praedestinati, haer. 26. 50.) Von neuern Schriftstellern wird man, außer einigen schon angeführten Herausgebern seiner Werke, oder solchen, die Untersuchungen darüber angestellt haben, die Abhandlung des Peter Allix, (Diss. de Tertulliani vita, et scriptis Tertulliani,) die Auszüge und Beurtheilungen des du Pin, (Nouvelle Biblioth. des Aut. Ecclesiast. T. I. p. 90-110. Paris, 1693. 4.) die Nachrichten des Fabricius, (Delect. argumentor. et syllabus scriptorum de verit. relig. p. 207-215.) und Herrn D. Semlers Anmerkungen, (Gesch. der christl. Glaubenslehre, 2ter Abschn. 1ste Abtheil. 4tes Hauptstück, S. 220-240.) mit dem meisten Nutzen und Vergnügen lesen. Man kann damit auch dasjenige verbinden, was C. A. Heumann über diesen Schriftsteller (in Actis Erudit. A. 1759. p. 97. sq. 241. sq. 433. sq. A. 1760. p. 289. sq.) bemerkt oder gesammelt hat.

Eben die Lehrsätze und Werke Tertullians sind vornemlich bey der neuern Streitigkeit über die Sittenlehre der ältesten christlichen Lehrer, in Betrachtung gezogen worden. Man hat gefunden, daß seine moralischen Vorschriften unter allen aus jenen Zeiten die strengsten sind, und daß er in den Beweisgründen, deren er sich dabey bedient, auch häufig genug gefehlt habe. Da man alles dieses mit andern moralischen Irrlehren der Kirchenväter verglich: so schien es desto mehr, daß man

von

von ihrer Fähigkeit in dieser Wissenschaft ein allgemeines verächtliches Urtheil fällen dürfe. Dieses that Johann Barbeyrac in der Vorrede zu seiner französischen Uebersetzung von Pufendorfs großem Werke, über das Natur- und Völkerrecht. Remy Ceillier vertheidigte dagegen die Kirchenväter in einem besondern Buche, (Apologie de la Morale des Peres de l' Egliſe, contre les iniuſtes accuſations du Sieur I. Barb. Paris 1718. 4.) Zwischen ihnen beyden betrat Johann Franz Buddeus (Iſagoge ad Theologiam, p. 621. ſq) mit vieler Mäßigung und Geschicklichkeit die Mittelſtraße. Allein Barbeyrac antwortete beyden, und ſuchte ſein Urtheil durch zahlreichere Beyſpiele in einem merkwürdigen Werke, (Traité de la Morale des Peres de l'Egliſe, Amſterdam, 1728. 4.) zu beſtätigen. Unſtreitig hat er ſowohl als ſein hitziger Gegner ſich von der ruhigen Unpartheylichkeit bey dieſer Erörterung weit entfernet. Er war zwar demſelben an Scharfſinnigkeit und Freyheit im Denken ſehr überlegen; allein er richtete die Kirchenlehrer zu ſehr mit derjenigen Schärfe, die ein moraliſcher Schriftſteller in unſern Tagen erwarten muß. Der franzöſiſche Mönch hingegen wurde ſchon durch ſeinen Stand verleitet, ſie ohne Einſchränkung zu bewundern, oder zu entſchuldigen.

Selbſt die geringe Anzahl von Schriftſtellern der alten Kirche, die bisher beſchrieben worden iſt, giebt doch bereits einen faſt hinlänglichen Begriff von den Sittenlehrern der erſten chriſtlichen Jahrhunderte: denn der Saame der meiſten ſpätern moraliſchen Meinungen liegt ſchon in jenen ausgeſtreuet. Ueberhaupt alſo trifft man in denſelben viele Fehler an; ſie laſſen ſich aber faſt alle auf Eine Gattung zurück führen, auf die unrichtige Beſtimmung der chriſtlichen Pflichten und Tugenden. Dieſe werden oft weit über ihre Gränzen hinausgezogen; zu willkührlich erklärt; durch Gründe

empfohlen, welche nichts als einigen Schein oder einen beredten Ausdruck haben; zu sehr außer ihrer Verbindung mit den natürlichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Pflichten angesehen; ohne Rücksicht auf die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre, oder in einer schlechten Anwendung derselben, vorgetragen; endlich auch mit neuen vermehrt, von denen die Stifter des Christenthums nichts gelehrt hatten. Zu Beyspielen davon dient die Verwerfung der zweyten Ehe, des Kriegs, der Eidschwüre, der Lebensstrafen, aller Ergötzlichkeiten, ja nach und nach der Ehe selbst; die Empfehlung eines einsamen, harten und traurigen Lebens, und so viele andere ähnliche Lehren. Man hat bereits oben (S. 132. fg.) bey dem Aufkommen der ascetischen Lebensart, einige Hauptquellen dieser moralischen Denkungsart gesehen. Aus denselben konnte sie allein sehr reichlich hervorströmen; und doch sind sie nicht die einzigen.

Bey diesen unleugbaren Ausschweifungen kommen gleichwohl doch auch manche Umstände zusammen, welche sie bald mehr begreiflich, bald einer Nachsicht würdiger machen. Keiner von allen diesen Sittenlehrern hatte die Absicht, einen methodischen und zusammenhängenden Lehrbegriff der Moral aufzubauen, die ersten Grundsätze philosophisch und theologisch zu entwickeln, sodann aber auf die einzelen Lehren, immer in einem wohl abgemessenen Gange, fortzuschreiten. Sie wollten eigentlich nur erbauliche und rührende Ermahnungen zur Gottseeligkeit und zu einzelen Tugenden schreiben. Einem solchen Endzwecke vergiebt man vieles, das nicht mit aller Genauigkeit gesagt ist. Eben diese Lehrer schrieben oft mitten unter den Verfolgungen, wenigstens erhitzt vom Andenken und von der Erwartung derselben. Dadurch wurden sie nicht selten schwermüthig und menschenfeindlich: sie suchten sich und ihre Mitbrüder immer mehr von der Welt loszureißen. Ihr heftiger

Abscheu

Abscheu gegen das Heidenthum hatte auch einen starken Einfluß in ihre Sittenlehre; um sich von demselben desto gewisser zu entfernen, erklärten sie alles vor sündlich, was damit in einige Gemeinschaft trat, oder der Abgötterey einen Vorschub zu leisten schien. Gutgemeinte Gesinnungen und eine feurige Einbildungskraft bedeckten manche Flecken der Beurtheilung; sie merkten es weniger, daß sie bald aus falschen Grundsätzen ihre Schlüsse zogen, bald gar keine Grundsätze hatten. Ausserdem trachteten sie nach einer gewissen Vollkommenheit, die den Christen von allen andern Menschen unterscheiden, den Ruhm der Philosophen verdunkeln, und sich vorzüglich in vielem äußerlichen Sonderbaren zeigen sollte, weil die Christen, nach ihrer Meinung, nicht zu eifrig jede Uebereinstimmung mit der Welt vermeiden konnten. Die heidnische Philosophie und besonders die stoische Sittenlehre haben nur zuweilen, und hauptsächlich im zweyten Jahrhunderte, einige Würkung auf die christliche Moral geäußert. Man darf überhaupt, wenn von dem Werthe derselben gehandelt wird, nicht gerade den strengsten Sittenlehrer von der düstersten Gemüthsart, und der noch überdieß ein Montanist war, wählen, um die Moralisten der Christen abzubilden: denn ihm sah gewiß kein anderer ähnlich. Gleichergestalt ist es nicht erlaubt, die Sittenlehre der Asceten mit derjenigen, welche lange darauf die Mönche vorbrachten, zu vermischen, und also bey dieser Streitfrage den Tertullianus und Hieronymus neben einander zu stellen. Aber ohne alle Schonung müßten diese alten Sittenlehrer getadelt werden, wenn man zeigen könnte, daß ihre moralischen Irthümer zum Theil aus einer Unwissenheit in den Lehren der heiligen Schrift von den Veränderungen der menschlichen Seele, durch welche sie zu einem Sitze der wahren Heiligkeit wird, oder aus unrichtigen Begriffen von den geistlichen Kräften des Menschen, geflossen sind. Wenn sie gleich nicht

immer so deutlich und vollständig, auch wohl etwas anders als die spätern Christen davon sprechen; so beweiset dieses noch nicht, daß ihnen diese wichtigen Grundsätze des Christenthums unbekannt gewesen wären. Das sicherste also, was von ihrer Sittenlehre behauptet werden kann, ist dieses, daß sie kein ausgearbeitetes Ganzes, oft übel verbunden und in einzelen Vorschriften fehlerhaft gewesen, mithin kein Muster sey, das noch jetzt zur Nachahmung aufgestellt werden könnte; daß sie aber doch wirklich einen christlichen Hauptgrund gehabt, für ihre Verirrungen manche Entschuldigung bey sich geführt, und in besondern Theilen viele vortreffliche Ausführungen und Stellen hervorgebracht habe. Ihr Gutes ist sehr zahlreich: wo sie getadelt werden muß, da ist fast immer Eifer für die Gottseeligkeit mit Unbesonnenheit vereinigt; und die Sitten der Christen blieben, ohngeachtet ihrer falschen Entschuldigungen, zwar in manchen Fällen störrisch und seltsam, aber doch überhaupt unschuldig und rühmlich, bis Mönchsfrömmigkeit, Aberglauben und üppige Freyheit sie bis auf ihr Innerstes vergifteten.

Wie es Schriftstellern von außerordentlichen Gaben, welche plötzlich Aufsehen und Beyfall rege machten, oft ergangen ist, daß ihnen mehrere gleich zu kommen suchten: so hatte auch **Tertullian** sehr geschwind einen glücklichen Nachahmer am **Marcus Minucius Felix**. Gleich ihm scheint dieser ein Africaner gewesen zu seyn. Er gab aber in seinen frühern Jahren einen Sachwalter zu Rom mit nicht geringem Ruhme ab. Als er endlich zum Christenthume getreten war, und daher diese gerichtlichen Beschäftigungen nicht mehr fortsetzen konnte, führte er die Sache seiner neuen Mitbrüder in einem Gespräche, dem er den Namen **Octavius** ertheilte. Doch läßt sich aus einer Stelle dieser Schrift (c. 2.) schließen, daß er seine bisherige Lebensart

art nicht sogleich abgelegt habe. Es ist glaublich, daß er noch zu Tertullians Zeiten, und etwas später hin gegen das Jahr 220 gelebt habe. Diese wenigen Nachrichten von ihm sind wir dem Lactantius, (Divin. Instit. L. I. c. 11. L. V. c. 1.) und dem Hieronymus, (Catal. Script. Eccles. c. 58. Epist. ad Magnum,) schuldig. Der letztere meldet noch, daß unter dem Namen des Minucius auch ein Buch vom Schicksal, oder wider die Sterndeuter, (de fato, vel contra Mathematicos,) herumgehe; aber schwerlich eine Arbeit desselben sey.

Sein erstgenanntes Gespräch ist eine kurze, aber sehr angenehme und lesenswürdige Schrift, mit Scharfsinn, blühender Beredsamkeit, und in einem bündigen Zusammenhange aufgesetzt. Er hatte dabey offenbar die größere Schutzschrift Tertullians vor den Augen, entlehnte auch mehrmals Gründe und die Ordnung selbst daraus; aber er hat zugleich nicht allein viel eigenes, sondern drückt sich auch weit reiner, zierlicher, und fliessender, oft mit den Worten der besten römischen Schriftsteller aus. Octavius Januarius, der in diesem Gespräche das Christenthum gegen die Einwürfe des Heiden Cäcilius Natalis vertheidigt, war ein Freund des Minucius, und ehemals ein harter Richter der Christen gewesen. Minucius führt beyde redend ein: er ist ihr Schiedsrichter, und mischt sich daher nur einmal in die Hauptunterredung. Zuerst trägt Cäcilius seine Gründe vor, warum man, ohne sich in tiefe Untersuchungen über die Religion einzulassen, bey der alten oder heidnischen verbleiben, und dagegen die neue christliche verwerfen müsse. Alle menschliche Kenntnisse, sagt er, sind ungewiß, und nähern sich mehr dem Wahrscheinlichen als dem Wahren. Desto weniger sollten sich ungelehrte und schlechte Leute, wie die Christen sind, erkühnen, dasjenige zu bestimmen, worüber die Philosophen seit so vielen hundert Jahren uneins

sind. Da überdieß die Welt durch keine göttliche Vorsehung regiert wird: so ist es auch deswegen rathsam, die Religion unserer Vorfahren beyzubehalten. Durch diese ist das Römische Reich gegründet und erweitert worden. Die Römer haben wenigstens auf eine bessere Art geirrt, indem sie ihre Schicksale den Göttern zuschrieben: denn sobald sie die Cärimonien derselben vernachläßigten, waren sie unglücklich. Götterausprüche haben uns das Künftige angezeigt: in den Tempeln zeigt sich ihre Gegenwart, und wir sehen sie auch in Träumen. Eine so alte und nützliche Religion darf niemand aufheben. Man duldete dieses nicht an den Philosophen; sollte man nicht darüber seufzen, daß Leute von einer hülflosen, unerlaubten, und verzweifelnden Sekte, auf die Götter loßstürmen, aus dem Pöbel und aus leichtgläubigen Weibern eine Verschwörung errichten, bey nächtlichen Versammlungen, unter feyerlichen Fasten und unmenschlichen Speisen, sich zu Verbrechen unter einander verbinden? Dieses verborgen steckende und lichtscheue Volk ist öffentlich stumm, und in seinen Schlupfwinkeln geschwätzig; es verachtet die Tempel als Grabmäler, speyet die Götter an, lacht des Götterdienstes, der Priester, und der obrigkeitlichen Würden. Ihre Thorheit ist so seltsam, und ihre Kühnheit so unglaublich, daß sie die gegenwärtigen Martern nicht achten; aber etwas ungewisses und künftiges befürchten, und um nicht nach dem Tode zu sterben, sich unterdessen zu sterben nicht scheuen. **Cäcilius** wirft darauf den Christen, wie man es schon bey andern ihrer Schutzredner gelesen hat, vor, daß sie in ihren Zusammenkünften Kinder ermordeten und verzehrten, auch alle Unkeuschheit ausübten; daß sie einen Eselskopf, einen ans Kreuz geschlagenen Missethäter, ja das Kreuz selbst anbeteten; daß der unter ihnen übliche Bruder- und Schwesternahme die Hurerey beförderte; daß sie einander an geheimen Merkmalen erkenneten, und fast eher liebten

als

als kenneten, und daß sie sogar, wiewohl er dieses nicht vor gewiß ausgeben will, das Geburtsglied ihres Priesters verehren sollten; (eine heidnische Sage, von der man glaubt, daß sie aus der Gewohnheit der büßenden Christen, ihren Lehrern und andern Gläubigen zu Fuße zu fallen, erwachsen sey.) Daß wenigstens das meiste von diesen Erzählungen wahr seyn müsse, fährt er fort, sieht man daraus, weil sie ihre Religion so sehr verstecken. Warum haben sie keine Altäre, keine Tempel, keine bekannten Bilder? warum kommen sie nicht öffentlich zusammen, wenn nicht ihr Gott strafbar oder schändlich ist? Diesen ihren einzigen und einsamen Gott kennt kein Volk im Römischen Reiche. Die einzigen elenden Juden verehren einen solchen Gott, aber frey, in Tempeln und mit Opfern: und er ist so ohnmächtig, daß er mit seinem Volke ein Gefangener der Römischen Götter geworden ist. Von ihm aber haben die Christen noch sehr ausschweifende Dinge ersonnen. Ob sie ihn gleich weder zeigen noch sehen können; soll er gleichwohl alle Handlungen, Worte und Gedanken der Menschen erforschen, überall gegenwärtig, unruhig, und unverschämt neugierig seyn. Sie kündigen dem Himmel und der Erde den Untergang durch das Feuer an; glauben unsinniger Weise, daß sie nach dem Tode von neuem geboren werden; verabscheuen deswegen das Verbrennen der Leichname, und versprechen sich alsdenn ein ewiges Leben, den übrigen aber, als Ungerechten, ewige Strafen. Sie selbst aber sind ungerecht, und wenn sie auch gerecht wären, würden sie es durch das Schicksal seyn: mithin machen sie Gott zu einem ungerechten Richter, der die Würkungen des Schicksals, nicht den Willen, bestraft. Ihre Lehre von der Auferstehung kann auf keine vernünftige Art erklärt werden; auch kann man kein einziges Beyspiel derselben aufweisen. Schon euer gegenwärtiger Zustand, so redet er die Christen selbst an, zeigt die Richtigkeit dieser Hoffnun-

gen. Die meisten von euch sind arm und elend; aber euer Gott will euch nicht helfen, oder kann es nicht. Ihr, die ihr von einer Unsterblichkeit träumet, solltet eure gebrechliche Natur während der Krankheiten allein fühlen. Bey so vielen Martern, die ihr ausstehen müßt, kann euch euer Gott keinen Beystand leisten, und soll es doch nach dem Tode thun! Die Römer regieren ohne ihn über die Welt, und auch über euch; ihr hingegen lebt voll Kummers, enthaltet euch aller anständigen Vergnügungen, besonders der Cärimonien des Götterdienstes, aus Furcht vor den Göttern; ihr gebraucht weder Kränze noch Salben, und geht blaß, zitternd und mitleidenswürdig herum. Socrates kann euch übrigens nebst andern Philosophen belehren, daß man nicht zu verwegene Aussprüche über Dinge thun müsse, die uns unbekannt sind.

Cäcilius sprach vermuthlich alles dieses einstimmig mit den Heiden seiner Zeit: er forderte auch den Octavius auf, ihn zu widerlegen, indem er ihn einen Mann aus dem Geschlechte des Plautus nennt, mit einer Spötterey über den niedrigen Stand vieler Christen, weil sie diesem Dichter, der seinen Unterhalt in einer Mühle verdienen mußte, ähnlich sähen. Der Vertheidiger der Christen beantwortet hierauf das Vorgebrachte in gleicher Ordnung. Er zeigt also, daß die Ungewißheit, in welcher sein Gegner gleich anfänglich schwebte, kein günstiges Vorurtheil für ihn ausmache; daß es bey der Wahrheit nicht auf die äußerlichen Umstände derer ankomme, welche sie suchen und lehren; daß der Anblick der Natur allein, und besonders des Menschen, ein Beweis der göttlichen Regierung über die Welt sey; daß diese nur von Einem Gott geführt werde, dessen Größe man verringere, wenn man ihn sehen, kennen und nennen wolle; daß die vornehmsten heidnischen Philosophen unter mancherley Namen Ein höchstes Wesen erkannt hätten, und daß hingegen das

heidni-

heidnische Religionsgebäude auf Fabeln und Ungereimtheiten beruhe. Weiter bemerkt **Octavius**, das ausnehmende Glück der Römer komme so wenig von ihrer Verehrung der Götter her, daß sie vielmehr die grausamsten und ungerechtesten Kriege geführt hätten, und schon bey ihrem Ursprunge lasterhaft gewesen wären. Andere Gründe oder Beschuldigungen weiset er auf eine Art ab, die leicht zu errathen ist, oder schon bey ähnlichen Schriftstellern vorgekommen war. So sagt er unter andern, die Heiden würden von den bösen Geistern bethört, welche selbst, wenn die Christen sie aus den Körpern vertrieben, solches gestünden; die Heiden allein verehrten gestorbene Menschen und Thiere; sie trieben Unzucht, nicht die Christen; diese wiedmeten Gott ihr Herz zum Tempel, nicht Gebäude, Bildsäulen oder Altäre, die seiner Majestät nicht würdig wären; sie verehrten keine Kreuze, welche wieder die Heiden vielmehr an ihren Fahnen und hölzernen Götzenbildern anbeteten; selbst **Pythagoras** und **Plato** hätten die Auferstehung der Todten erkannt, deren Sinnbild auch in der Natur liege. Auf den Spott über die Armuth und das Leiden der Christen, antwortet er überaus lebhaft, und ruft unter andern mit einer Nachahmung des **Seneca** aus: „Welch ein schöner Anblick ist es für Gott, wenn ein Christ mit dem Schmerze kämpft! wenn er gegen Drohungen, Lebensstrafen und Martern sich gefaßt macht! wenn er das Geräusche des Todes und den gräßlichen Aufzug des Henkers verlacht! wenn er seine Freyheit gegen Könige und Fürsten behauptet, und nur Gotte weicht, dem er zugehört!„ Ueberhaupt aber macht **Octavius** auch von den gewöhnlichsten Gründen einen sehr geschickten Gebrauch, redet mit derjenigen Stärke, die das Kennzeichen der Ueberzeugung und Wahrheit ist, und zeigt die Christen in ihrem ganzen Vortheile gegen die Heiden. Der Ausgang des Gesprächs war, nach dem Berichte des

Minucius, daß Cäcilius sich vor überwunden erkannte. Man hat zwar auch wohl von demselben geurtheilt, daß der Verfasser darinne etwas abgebrochen schreibe, und vieles mehr berühre als abhandle. Allein sein Endzweck und der Angriff des Cäcilius machten eben diese Bearbeitung nothwendig und hinlänglich: er hat vielmehr mit reizender Kunst, und ohne den Eindruck zu schwächen, alles was zu sagen war, zusammen zu pressen gewußt.

Lange Zeit ist diese Schutzschrift vor das achte Buch von dem Werke des Arnobius wider die Heiden gehalten, und auch unter diesen Namen gedruckt worden. Franciscus Balduinus entdeckte zuerst den wahren Verfasser desselben. Seine schöne Vorrede oder Einleitung zu demselben, ist eine Zierde mancher Ausgaben geworden, so wie die Anmerkungen des Johann von Woweren, Elmenhorste, Heraldi, Rigaltii und Jac. Gronovs über diese Schrift, zu den schätzbarsten gehören. Der letztere hat auch eine der besten Ausgaben davon, (zu Leyden 1709. 8.) nur mit zu weitschweifigen, bisweilen auch zänkischen Anmerkungen, drucken lassen. Die vom Johann Davis (zu Cambridge, 1707. und 1711. 8.) besorgten, haben noch einen vorzüglichern Werth. Allein die für Deutschland sonst nützliche Ausgabe des Christoph Cellarius (Halle 1699. 8.) die sich unter andern auch durch ihre Vorrede empfohl, ist von der neuen, welche Herr Lindner (zu Langensalze, 1760. 8.) ans Licht gestellt, und Herr D. Ernesti mit einer Vorrede, die seiner würdig ist, begleitet hat, verdunkelt worden. Du Pin hat (Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. I. p. 117. sq.) diesen Schriftsteller besser in Auszug gebracht, als beurtheilt, und Fabricius hat (Del. argum. de verit. R. C. p. 215. sq.) auch die meisten andern Ausgaben genannt.

Zu gleicher Zeit mit dem Tertullianus, vermuthlich auch noch mit dem Minucius, lebte Cajus oder Gajus,

Gajus, ein sehr beredter Aeltester der Gemeine zu Rom, der nachmals zum Bischofe neu errichteter Gemeinen unter den Heiden bestellt wurde. Man kennt ihn und seine Schriften nur aus dem **Eusebius**, (Hist. Eccles. Lib. II. c. 25. Lib. III. c. 28. 31. Lib. VI. c. 20.) und **Photius**, (Biblioth. Cod. 48.) welche auch einiges aus denselben mittheilen; aber man muß es bedauern, daß von den Untersuchungen dieses sehr frey denkenden Mannes nicht mehr erhalten worden ist. Der letztere gedenkt insonderheit eines Werks, das er **wider den Plato, oder von der ganzen Schöpfung**, geschrieben haben sollte; ingleichen eines andern **wider die Artemoniten**, und noch eines unter der Aufschrift **des kleinen Labyrinths**. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die beyden letzten Schriften nur Eine sind; aber es bleibt ungewiß, ob aus derselben der Auszug genommen sey, den **Eusebius** (Hist. Eccl. L. V. c. 28.) eingerückt hat. Doch dieser hat desto wichtigere Stellen aus dem **Gespräche des Cajus** mit dem berühmten **Montanisten Proclus** oder **Proculus** aufbewahrt.

In der einen derselben (Lib. VI. c. 20.) nennt **Cajus** dreyzehn Briefe des Apostels **Paulus**; aber den Brief an die Hebräer zählt er nicht unter die Arbeiten desselben. Die andere (Lib. III. c. 28.) ist bereits in der Geschichte der Schriften des Apostels **Johannes** (Th. II. S. 291. fg.) angeführt und beurtheilt worden. Sie ist schon darum merkwürdig, weil sie uns den **Cajus** als den ersten bekannten Lehrer unter den Rechtgläubigen zeigt, der sich der Einbildung von einem zu erwartenden tausendjährigen Reiche **Christi** auf der Welt, widersetzt hat. Man hat bisher gesehen, wie stark selbst einige der ansehnlichsten alten Lehrer von derselben ergriffen worden sind: **Cajus** machte sich also durch die Bestreitung derselben wohl verdient. Aber es scheint, daß seine Bemühung wenig Früchte getragen habe, weil sie zu hitzig war. Bey dem ersten Anblicke seiner Worte

nämlich, kann man nicht anders glauben, als daß er das Buch des Apostels **Johannes** selbst, auf welches sich die Vertheidiger der gedachten Lehre (oder des **Chiliasmus**,) hauptsächlich stützten, seine Offenbarung, dem Ketzer **Cerinthus**, welcher eben ein solches Reich angekündigt hatte, beygelegt habe. Ueber seine wahre Meinung in dieser Sache, ist partheyisch genug, je nachdem man sie für oder wider die Offenbarung des **Johannes** nützen wollte, gestritten worden. Die Anmerkungen des Herrn D. **Erneſti**, (Neue theolog. Bibliothek, Erster Band, S. 694. fg.) sind vor andern der Aufmerksamkeit werth. Er berichtigt daselbst nicht nur die Lesart der Stelle; sondern setzt auch hinzu, **Cajus** müsse von einer andern, als von der Offenbarung **Johannis** reden, weil sonst dieses Buch, wenn er es so deutlich vor eine Arbeit des **Cerinthus** erklärt hätte, alle Glaubwürdigkeit bey den Rechtgläubigen verloren, und **Dionysius von Alexandrien** nicht so zweifelhaft von demselben geredet haben würde. Man wird sehr geneigt seyn, diesem Urtheile beyzutreten; nur die Nachricht des ebengedachten **Dionysius**, (Euseb. l. c. verglichen mit Lib. VII. c. 25.) welcher allzuklar versichert, daß einige rechtgläubige Lehrer vor seinen Zeiten, die Offenbarung **Johannis** dem **Cerinthus** zugeschrieben hätten, und darunter, allem Ansehen nach, vorzüglich den **Cajus** versteht, ohne ihn oder überhaupt sie zu tadeln, ob er ihnen gleich nicht Beyfall gab; diese Nachricht ist noch ein Anstoß, den ich aus dem Wege räumen zu können, wünschte. Daß übrigens **Cajus** geirrt hat, wenn er von dem Verfasser der Offenbarung, die **Johannis** Namen führt, auf die gedachte Art dachte, braucht nach allem, was von diesem Buche und von den Lehren des **Cerinthus** gesagt worden ist, kaum eines Beweises mehr.

Außer diesen Schriften des **Cajus**, hat man in den neuesten Zeiten noch einen unvollständigen lateinischen Aufsatz **über den Canon der heiligen Schrif-**

ten

ten der Christen, (Fragmentum de Canone Sacrarum Scripturarum) den **Muratori** zuerst (in Antiquitat. Italiae medii aevi, T. III. p. 84. seq.) herausgegeben, und Herr **D. Stosch** (de Canone N. Test. p. 181. seq.) unter uns bekannter gemacht und aufgeklärt hat, nach dem Beyspiele des erstern dieser Schriftsteller, dem **Cajus** zugeeignet. Für diese Meinung werden zwar keine ganz sichern Gründe angeführt: und wollte man auch nicht darauf dringen, daß **Cajus** alles übrige griechisch geschrieben hat; so ist er doch zu wenig in dieser Abhandlung kenntlich. Allein man muß gleichwohl gestehen, daß sie wenigstens in das dritte Jahrhundert gehöre, und die Geschichte des biblischen Canon um diese Zeit einigermaaßen erläutere. Ihr Verfasser zählt weder den Brief **Pauli** an die **Hebräer**, noch die Briefe **Petri**, **Jakobi**, ingleichen den dritten Brief **Johannis**, unter die Schriften der Apostel. Dagegen nennt er unter den heiligen Schriften der Christen, auch das **Buch der Weisheit**, das Salomons Freunde geschrieben haben sollen, und eine **Offenbarung Petri**.

Auch dieser Aufsatz also, und alles, was vom **Cajus** gemeldet worden ist, bestätiget es, daß die allgemeine rechtgläubige Kirche der Christen, in diesen ersten Jahrhunderten, nicht durchgehends einig über die Schriften gewesen sey, welche von den Aposteln herkommen sollten. Eine unschädliche und im Grunde lobenswürdige Freyheit, herrschte noch in diesem Stücke. Niemand verwarf die vier Lebensbeschreibungen Jesu, und die meisten Briefe **Pauli**. Diese Schriften, und noch wenigere, waren hinlänglich, um die Lehren des Christenthums vollkommen zu kennen und zu vertheidigen. In Ansehung der übrigen aber, welchen der größte Theil der Christen auch einen heiligen Ursprung gab, äußerten ganze Gemeinen und einzelne Lehrer ungehindert ihre Zweifel. Das Urtheil des **Cajus** von dem Briefe an die Hebräer, war einerley mit demjenigen, welches die

Römische Gemeine noch zweyhundert Jahre länger von demselben fällte. Wenn es nicht Irrlehrer waren, die bloß zum Behuf ihrer Meinungen, die Bibel verfälschten oder abkürzten, und die man daher scharf widerlegte: so hielt man es übrigens an christlichen Mitbrüdern vor keinen gefährlichen Irrthum, wenn gleich vor einen falschen Gedanken, daß sie den Aposteln einige Schreiben absprachen. Erst das Ansehen großer Lehrer, die Schlüsse der Kirchenversammlungen, auch die allgemeine gesetzmäßige Verbindung und Uebereinstimmung aller Christen im Römischen Reiche seit Constantins Zeiten, hoben nach und nach jene Uneinigkeit auf, und machten, daß man diejenigen als Ketzer zu betrachten anfieng, welche noch ähnliche Zweifel vortrugen. Sagen, daß die rechtgläubigen Christen vom Anfange her, auch sobald nur eine genauere Bekanntschaft ihrer vornehmsten Gemeinen unter einander gestiftet wurde, über den Canon des Neuen Testaments einerley Denkungsart gehabt haben, heißt beynahe der augenscheinlichen Geschichte spotten. Alte Gemeinen oder Lehrer beschuldigen, daß sie bloß, weil sie eine Schrift der Apostel nicht zu erklären wußten, dieselbe vor kein Werk derselben annehmen wollten, kann schwerlich anders, als eine harte Unbilligkeit genannt werden. Endlich ist es eine vergebliche Mühe, außer den eigentlich historischen und kritischen Beweisen, die von dem Zeugnisse der ältesten Gemeinen, und von der Beschaffenheit der Bücher selbst, hergenommen werden, noch andere, und sogar auf einem geistlichen Gefühl beruhende aufzusuchen, deren sich die ersten Christen bey der Errichtung des biblischen Canon bedient hätten. Und es ist ihren spätesten Nachkommen erlaubt, ihre Gründe und ihr ganzes Verfahren bey dieser Angelegenheit, ohne Rücksicht auf kirchliche Verordnungen und Lehren, von neuem öffentlich zu untersuchen.

Ende des dritten Theils.

Author Schroekch, Johann Matthias. 24824. HEccl. S.

Title Kirchengeschichte. Vol. 3.

DATE.	NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU